



## Naturwissenschaftliches Weltbild und Gesellschaftstheorie



Naturwissenschaftliches Weltbild  
und Gesellschaftstheorie

Werk und Wirken  
von Gerhard Harig  
und Walter Hollitscher

Naturwissenschaften  
im Blickpunkt von Philosophie,  
Geschichte und Politik

Kolloquium am 31. Mai 2002 in Leipzig

Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V.  
Leipzig 2004

Texte zur Philosophie

Im Auftrag der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V.  
herausgegeben von Volker Caysa, Helmut Seidel und Dieter Wittich

Heft 14

ISBN 3-89819-178-8

© Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V.  
Harkortstraße 10  
04107 Leipzig

Redaktion: Melitta Heiß, Gerhild Schwendler  
Satz: Daniel Neuhaus  
Herstellung: GNN Verlag Sachsen GmbH  
Badeweg 1, D-04435 Schkeuditz

# Inhalt

Siegfried Bönisch: Vorwort .....	7
Hannelore Bernhardt: Gerhard Harig (1902–1966). Leben und Werk in schwerer Zeit.....	9
Siegfried Prokop: Gerhard Harig – erster Staatssekretär für das Hochschulwesen der DDR (1951–1957) .....	39
Dorothea Goetz: Erinnerungen an Gerhard Harig .....	73
Friedhilde Krause: Erinnerungen an Staatssekretär Gerhard Harig .....	79
Dieter Wittich: Besonderheiten im Leben und Wirken Gerhard Harigs im Vergleich zu anderen früheren ostdeutschen Theoretikern des Marxismus-Leninismus .....	89
Herbert Hörz: Geschichte und Philosophie der Naturwissenschaften als Einheit von Logischem und Historischem. Bemerkungen zum wissenschaftsphilosophischen Wirken von Harig und Hollitscher .....	107
Hubert Laitko: Walter Hollitschers Konzept der Naturdialektik. Die Berliner Vorlesung im Kontext seiner intellektuellen Biographie .....	133
Siegfried Kätzel: Bemerkungen zu Walter Hollitscher und zur Psychoanalyse-Diskussion in der SBZ und in der DDR .....	207

Dieter Wittich: Walter Hollitscher als Interpret und Popularisator wissenschaftlicher Prozesse. Feststellungen und Gedanken zu seinem Leben und Werk unter besonderer Beachtung seiner Jahre in der frühen DDR anlässlich seines 90. Geburtstages im Jahre 2001 .....	219
Rudolf Rochhausen: Wissenschafts- und Technikentwicklung im Spannungsfeld zwischen Ratio und Vernunft .....	257
Anschriften der Autoren .....	269
Texte zur Philosophie .....	271

SIEGFRIED BÖNISCH

## Vorwort

Am 31. Mai 2002 fand in den Räumen der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V. zu Leipzig das Kolloquium »Naturwissenschaft im Blickpunkt von Philosophie, Geschichte und Politik – Werk und Wirkung von Gerhard Harig und Walter Hollitscher« statt. Ursprünglich als zwei getrennte Kolloquien konzipiert, entschieden wir uns, nicht zuletzt der pekuniären Lage der Stiftung wegen, für die Zusammenlegung. Diese eigentlich ungewollte Lösung erweist sich nicht erst post eventum als interessant, gestattet sie doch, zwei Wissenschaftlerpersönlichkeiten im historischen Vergleich zu betrachten. Beide den Ideen des Sozialismus fest verbunden, haben sie unter schwierigsten Bedingungen in Wissenschaft und Politik Herausragendes geleistet. Wer sie kannte, wird bestätigen, dass sie ihr Wissenschaftlerleben mit einer politischen Perspektive zu verbinden wussten, die wegen ihrer Begründetheit überzeugte und mitreißend war und ist. Die fundierten, oft sehr persönlich gehaltenen Beiträge dieses Heftes belegen »Werk und Wirkung« von Gerhard Harig und Walter Hollitscher.

Vorworte haben auch die Aufgabe, Dank zu sagen. Da wäre zuerst denen zu danken, die mit ihren Beiträgen das Kolloquium vorbereiteten und gestalteten. Zu ganz besonderem Dank bin ich Hubert Laitko verpflichtet, der ideenreich und aktiv am Zustandekommen der Veranstaltung gewirkt hat. Dank auch den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Stiftung, die durch vielfältige Kleinarbeit zum Gelingen beigetragen. Nicht zuletzt danke ich Melitta Heinß und Gerhild Schwendler, die mit großer Umsicht und mit Blick für das Detail die Manuskripte bearbeiteten.

Leipzig, im Juni 2003



HANNELORE BERNHARDT

## Gerhard Harig (1902–1966) Leben und Werk in bewegter Zeit

Am 20. November 1946 schrieb Gerhard Harig an einen früheren Bekannten: »Es kommt mir so vor, als wüßtest Du nicht, wo Du mich hintun und was Du von mir halten solltest. Da will ich Dir von vornherein reinen Wein einschenken und Dir mitteilen, daß ich nach wie vor ein überzeugter Marxist und Kommunist bin, will kein unabhängiger Privatmensch sein, sondern aktiver Mitarbeiter für eine neue Gesellschaftsordnung und ein aktiver Mitstreiter für eine neue Weltanschauung.« Mit diesem Bekenntnis formulierte Harig das Leitmotiv seines Lebens und Wirkens bis zu seinem letzten Tag, als Assistent, in der Emigration, in Buchenwald, als Staatssekretär im Hochschulwesen, als Gelehrter an der Universität.

Ich hoffe, dass es mir gelingt, ein überzeugendes Bild meines verehrten Lehrers nachzuzeichnen, dessen Aspirantin und letzte Promovendin ich war. Meine Ausführungen stützen sich vornehmlich auf Unterlagen des Bundesarchivs Berlin, in dem sich Harigs Nachlass befindet, auf Material in den Archiven der Universität Leipzig und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Weiteres Quellenstudium wäre nötig und möglich.

### *I Zur Biographie*

Ernst Friedrich Gerhard Harig wurde am 31. Juli 1902 als Sohn des Landarztes Erwin Harig und seiner Ehefrau Else geb. Michaelis in Niederwürschnitz (Erzgebirge) geboren. Nach dem frühen Tod des Vaters zog die Mutter mit ihm und seiner 1905 geborenen Schwester Annemarie zu ihren Eltern nach Leipzig, um den Kindern eine gute Ausbildung auf Schule und Universität zu ermöglichen.

Harig besuchte ab 1913 das Schillergymnasium und nach dem Abitur von 1922 bis 1927 die Universität in Leipzig, zwischenzeitlich im Studienjahr 1923/1924 im Rahmen eines Studentenaustausches die Universität in

Wien.<sup>1</sup> Seine Studienfächer waren Physik, Mathematik und Mineralogie. Entsprechend eines frühzeitig erwachenden Interesses für Philosophie und Geschichte belegte er zugleich auch Vorlesungen in diesen Fächern. Er promovierte im Herbst 1927 mit einer experimentalphysikalischen Arbeit zum Thema »Über die Verbreitung der Absorptionslinie 2537 Å.E. des Quecksilbers und über die Absorption ultravioletten Lichtes durch flüssiges Kohlendioxyd« zum Dr. phil.<sup>2</sup>

Auf Vermittlung seines Lehrers, Theodor Des Coudres, hatte Harig bereits im Frühsommer 1927 eine Assistenz am Institut für theoretische Physik der Technischen Hochschule Aachen bei Prof. Wilhelm Seitz antreten können. Gemeinsam mit ihm arbeitete er über die Schwärzung photographischer Platten durch Elektronenstrahlen. Ergebnisse dieser experimentellen Untersuchungen konnten bereits nach zwei Jahren auf einer Physikertagung in Prag vorgelegt werden.<sup>3</sup>

Neben diesen erfolgreichen Arbeiten auf dem Gebiet der Physik widmete sich Harig gleichzeitig auch philosophischen und historischen Fragen insbesondere der Physik. Bereitwillig übernahm er die anspruchsvolle Aufgabe der Bearbeitung von Physiker- und Mathematikerbiographien für die 15. Auflage des »Großen Brockhaus«. Hierbei entstanden wohl auch die Grundlagen für seine späteren umfangreicheren und tieferlotenden Biographien zum Beispiel über Alexander von Humboldt und James Clerk Maxwell.

Das vielgestaltige wissenschaftliche Arbeiten, der Besuch von Vorlesungen unter anderem bei Theodor Litt und Hans Driesch, Gespräche mit Studenten, aber auch intensive Literaturstudien führten ihn bereits in jenen Jahren zum Nachdenken über Zusammenhänge von Wissenschaft und Gesellschaft, so zum Beispiel über die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise und die Entstehung revolutionärer Situationen. Er schrieb später in einem Lebenslauf über jene Zeit: »Während ich mich in Leipzig nicht politisch betätigt hatte und der linksbürgerlichen Jugendbewegung nahe stand, lernte ich in Aachen durch Studium und persönliche Bekanntschaften den Marxismus kennen, trat in Beziehung zur KPD und wurde Freund des Neuen Rußland.

- 1 Siehe Walter Markov: Gerhard Harig (1902–1966). Physiker, Philosoph, Politiker. In: Berühmte Leipziger Studenten. Leipzig [u. a.] 1984. S. 182f.
- 2 Siehe Physikalische Zeitschrift. Leipzig. Jg. 30. 1929. Nr. 1. S. 8–20. – Die Gutachter waren Fritz Weigert und Erich Marx. Ein Teil der Ergebnisse der Dissertation ist veröffentlicht: Über die Absorption ultravioletten Lichtes durch flüssiges Kohlendioxyd. Inaugural-Dissertation (17. März 1928). In: Physikalische Zeitschrift. Leipzig. Jg. 30. 1929. Sonderdruck. Nr. 1. S. 1–19.
- 3 Siehe Gottfried Handel: Nachwort. In: Gerhard Harig: Ausgewählte philosophische Schriften 1934–1959. Hrsg. von Gottfried Handel et al. Leipzig 1973. S. 108.

Außerdem spielte ich eine führende Rolle beim Aufbau der antifaschistischen Studentengruppe an der Aachener Technischen Hochschule. Unmittelbar nach dem Reichstagsbrand am 1.3.33 wurde ich deswegen verhaftet und bis zum 8.4.33 in Schutzhaft gehalten.«<sup>4</sup> Vorsitzender der Ortsgruppe der Freunde des Neuen Rußland war Alfred Meusel<sup>5</sup> und Harig ihr Sekretär. Ihre Arbeit wurde von der Zentrale mehrfach gewürdigt.<sup>6</sup>

Noch während der Haftzeit wurde er von der Hochschule entlassen. Vielleicht war es taktisch geschickt, zur gleichen Zeit seine Hochzeit mit Katharina Heizmann vorzubereiten, mit der er schon einige Zeit zusammen gelebt hatte. Wie er einmal berichtete, wurde er – offensichtlich bei der Bestellung des Aufgebots – von zwei Beamten eskortiert. Vielseitige Bemühungen führten zu seiner Freilassung. Die beiden heirateten und reisten anschließend nach Leipzig zu seiner Mutter. Dort wurde er im April 1933 in die schon illegale Kommunistische Partei aufgenommen, »auf Grund von Beziehungen, die ich unterdessen bei Ferienbesuchen geknüpft hatte«<sup>7</sup>. Mit diesem Schritt reihte sich Harig in den Kreis jener Intellektueller ein, die aus theoretischen Einsichten zu praktischen Konsequenzen gelangt waren, sich für Antifaschismus, für proletarischen Internationalismus und auch für Sozialismus und Kommunismus zu engagieren.

Im Jahre 1951 bestätigten Hermann Ley und Rudolf Senft auf Anfrage der Landespartei-Kontrollkommission der SED im Zusammenhang mit dem Umtausch der Parteidokumente die illegale Tätigkeit Harigs. In einem Brief vom 28. August 1951 heißt es: »Zu meiner illegalen Zusammenarbeit mit Gen. Harig im September 1933 ist folgendes zu sagen:

Im Auftrage der KPD habe ich mich im Sommer 1933 bis zu meiner Verhaftung am 7. November 1933 vornehmlich mit intellektuellen Arbeiten befaßt und habe diese politisch geleitet. Die Arbeit setzte sich aus folgenden Teilen zusammen:

1. Zirkelbildung unter Intellektuellen im Anschluß an den früheren Bund sozialistischer Geistesarbeiter
2. Weiterführung des Bundes sozialistischer Schüler
3. Herausgabe illegalen Zeitschriftenmaterials
4. Beschaffung von Unterrichtsartikeln für den Parteiapparat

4 Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (nachfolgend: SAPMO-BArch). DY 30/IV 2/11/V 545. Bl. 112.

5 Alfred Meusel, Historiker, ab 1946 Professor an der Humboldt-Universität zu Berlin.

6 Siehe Handel: Nachwort. S. 109f.

7 SAPMO-BArch. DY 30/IV 2/11/V 545. Bl. 112.

Im Sommer 1933 wurden mir Gerhard und Käthe Harig, aus Aachen kommend, zugeführt. Wer sie mit mir bekannt machte, weiß ich nicht mehr. Beide haben sich aktiv in die vorhandenen Aufgaben eingeschaltet. Gerhard Harig half mit, die Zirkel zu organisieren und er nahm an einer Reihe politischer Diskussionen teil. Außerdem hat er organisatorische Verbindungsaufgaben gelöst. Käthe Harig hatte Verbindung zur sozialistischen Schülergruppe und hat einige komplizierte organisatorische Dinge gut bewältigt. Wir haben damals gemeinsam Lagerung und Hauptverteilung für eine größere Anzahl Exemplare der umfangreichen Niederschrift einer illegalen Landesleitungssitzung der KPD u. a. durchgeführt. Die beiden Harigs schieden aus der Arbeit aus, als sie nach der Sowjetunion gingen. Die Herausgabe von etwa 3–4 Lehrerflugblättern und 4 illegalen Zeitungen [...] wurde von mir erst nach dieser Zeit durchgeführt. Wir haben damals eine ganze Reihe einzelner Dinge zum Teil selbstständig, zum Teil im Auftrage durchgeführt, an die ich mich im Augenblick nicht erinnern kann. Die Verbindung mit der KPD ging über Gen. Karl Bobach, Josef Schleifstein, der zuletzt in Köln war, jetzt wieder in der DDR ist, den Gen. Mehlhorn, unter dem wir zur Vorbereitung des Reichstagsbrandprozesses Quartiere für ausländische Korrespondenten besorgten.«<sup>8</sup>

Mit Datum vom 31. August 1951 meldete sich Rudolf Senf in gleicher Sache: »Ich habe im April 1933 mit dem Gen. Harig einen Treff gehabt. [...] Der Treff fand statt in den Anlagen [...] des Schrebervereins Leipzig-Gohlis-Nord. [...] Zweck des Treffs war, die ehemaligen Mitglieder des BSG (Bund sozialistischer Geistesarbeiter) zu einer illegalen Gruppe zusammen zu fassen. Gen. Harig hatte sich bei diesem Treffen zur Mitarbeit bereit erklärt. Ich selbst erhielt kurz nach diesem Treff den Parteauftrag, den Bund der Freunde der Sowjetunion im Leipziger Maßstab wieder aufzubauen, so daß ich nicht sagen kann, ob der Gen. Harig in der Gruppe des BSG, für welche ich noch einige Zeit lang die illegale Zeitschrift ›Horoskop‹ druckte, mitgearbeitet hat.«<sup>9</sup>

Im April 1933 reiste Harig auf Einladung von Abraham Fjodorowitsch Joffe an das Physikalisch-Technische Institut nach Leningrad. Darüber berichtete er später: »Ich bin über Intourist nach Leningrad gefahren. Bei der Verhaftung in Aachen war mir mein Paß abgenommen worden. Als ich mich in Leipzig angemeldet habe, ist in meine Papiere versehentlich der Vermerk

8 Ebenda. Bl. 30.

9 Ebenda. Bl. 32.

gekommen, wohnhaft in Leipzig seit 1923. Ich habe in Leipzig einen neuen Paß beantragt und da ich nach den dortigen Unterlagen seit 1923 in Leipzig wohnte, bestand keine Veranlassung, in Aachen eine Rückfrage zu halten. [...] Ich stand [...] schon seit 1932 mit dem Leningrader Physikalisch-Technischen Institut in Verbindung. Ein Bekannter von mir aus Aachen war schon 1932 zur Arbeit dorthin gefahren. Nach meiner Ankunft in Leningrad habe ich mich bei dem Institut gemeldet und meine Anstellung erfolgte so schnell, daß mein Intourist-Visum noch nicht abgelaufen war.«<sup>10</sup>

Harig war zunächst als INO-Spezialist<sup>11</sup> an experimentellen Untersuchungen in der Abteilung Kernphysik des Instituts beteiligt. Nach Abschluss dieser Arbeiten, die seine letzten auf rein physikalischem Gebiet sein sollten<sup>12</sup>, wurde ihm ermöglicht, an das Institut für Geschichte der Naturwissenschaften und Technik der Akademie der Wissenschaften der UdSSR in Leningrad zu wechseln. Seinen Interessen und Neigungen entsprechend wählte er als Arbeitsgebiet die Entwicklung der Naturwissenschaften und ihre Vertreter des 16. und 17. Jahrhunderts. Wissenschaftsgeschichte und -philosophie bestimmten von nun an seine wissenschaftliche Tätigkeit. Die in den 1930er Jahren in der Zusammenarbeit mit seinen sowjetischen Kollegen gewonnenen Einsichten und Ideen waren entscheidend für sein gesamtes wissenschaftliches Werk. Er erlebte eine Situation des geistigen Aufbruchs, in der auch Boris Hessens Vortrag für den II. Internationalen Kongress für Wissenschaftsgeschichte in London 1931 entstanden war, ein Vortrag<sup>13</sup>, der sich bekanntlich von weitragendem Einfluss erwies. Ein erstes Ergebnis der Untersuchungen Harigs war die 1934 anlässlich des zehnten Todestages Lenins verfasste Arbeit »Lenin und die moderne Physik«.<sup>14</sup>

Harig bewohnte mit seiner Frau und dem 1935 geborenen Sohn Georg relativ komfortabel zwei auf einen Gang führende Zimmer eines Gemeinschaftswohnhauses, in dem damals viele ausländische Emigranten

10 Ebenda. Bl. 18.

11 Ausländischer Spezialist (inostrannij spezialist). – Siehe SAPMO-BArch. DY 30/IV 2/11/V 545. Bl. 112.

12 Siehe Gerhard Harig: Ionization at high pressures. In: Physikalische Zeitschrift der Sowjetunion. Jg. 5. 1934. H. 4. S. 637–640.

13 Boris Hessen: Die sozialökonomischen Wurzeln von Newtons »Principia«.

14 Siehe Gerhard Harig: Lenin i sovremennaja fizika [Lenin und die moderne Physik]. In: Pamjati V. I. Lenina. Sbornik statej k 10-letiju so dnja smerti. [Dem Andenken W. I. Lenins. Sammelband zum 10. Todestag.] 1924–1934. Moskva 1934. S. 367–447 [dt. u. russ.]. – Deutsch in: Ausgewählte Philosophische Schriften. S. 15–59.

untergekommen waren.<sup>15</sup> Doch die Situation verschlechterte sich im Laufe der Jahre zunehmend. Nach der Verhaftung des Leiters des Instituts, Nikolai Bucharin, im Jahre 1937 wurde das Institut offiziell aufgelöst und ein Teil der Mitarbeiter nach Moskau übersiedelt. Harigs blieben in Leningrad. Nach eigenen Angaben wurde Gerhard Harig auswärtiger Mitarbeiter des Institutes und zugleich wissenschaftlicher Mitarbeiter an der öffentlichen Staatsbibliothek Leningrad.<sup>16</sup>

Wie aus einem Brief von Katharina Harig hervorgeht, den sie ohne ihren Mann zu informieren, am 26. Januar 1937 an den Beauftragten für die Auflösung des Instituts, Sworikin, nach Moskau schrieb, waren ihre Arbeits- und Lebensbedingungen nun überaus schlecht: »wir befinden uns in solch verzweifelter Lage, daß ich mich entschlossen habe, Ihnen ohne Wissen meines Mannes selbst zu schreiben.

Mein Mann schickt Brief auf Brief an das Institut, ohne auf konkreten Anfragen konkrete Antwort zu erhalten.

Trotzdem ich zwei kleine Kinder<sup>17</sup> habe, von denen ich eines noch nähere, arbeite ich weit mehr als normal. Mein Verdienst reicht aber nicht zum Sattessen, und wir sind über und über in Schulden geraten. So kann es also nicht weitergehen.

Das ist die äußere Situation. Weit tragischer ist aber der seelische Druck, unter dem mein Mann und mit ihm die ganze Familie leidet. Er arbeitet und arbeitet, und jede Anerkennung bleibt aus. Ich sehe, wie er von Tag zu Tag bedrückter und trauriger wird, ohne daß er es mir zugibt. Vorstellungen von meiner Seite, sich nicht mehr auf das Institut und seine Versprechungen zu verlassen, ist er unzugänglich. Mir ist nun nach den letzten Ereignissen (Bucharins Belastung durch Radek) völlig klar geworden, warum die Reorganisation des Institutes bisher nicht voranging. Aber wie es auch sei, wir können nicht länger warten, und ich verlange deshalb von Ihnen Antwort auf folgende Fragen:

15 Siehe Günter Wendel: Forschungen zur Geschichte der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft in der DDR. Persönliche Erfahrungen. In: Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute. Studien zu ihrer Geschichte. Hrsg. von Bernhard vom Brocke und Hubert Laitko. Berlin, New York 1996. S. 66f.

16 Siehe Archiv der Universität Leipzig. Personalakte 535. Bl. 42.

17 Das zweite, 1936 geborene Kind, verstarb im Kleinkindalter.

- 1.) Ist die Situation so, daß mein Mann seine wissenschaftliche Forschungsarbeit aufgeben muß, um sich einen Broterwerb zu suchen?
- 2.) Warum zahlt das Institut nicht wenigstens das Geld, zu dem es sich vertraglich verpflichtet hat? Am 11.1.37 waren 306,- Rbl. fällig, die bis heute noch ausstehen.
- 3.) Wann wird von dem Verlag der Vertrag über die Monographie abgeschlossen?

Ich bitte Sie, umgehend, zu antworten und in Ihren Auskünften konkret zu sein. Seien Sie sich dessen bewußt, daß Sie meinem Mann [...] durch Ihre unvorsichtige Direktive: »Arbeiten Sie ruhig nach dem Plan weiter« schweres Unrecht zugefügt haben, und daß man als Mensch und Genosse Verantwortungsgefühl für seine Mitmenschen haben muß.«<sup>18</sup>

Die schweren Jahre dennoch erfolgreicher wissenschaftlicher Arbeit, in denen Harig gleichzeitig auch politisch engagiert war<sup>19</sup>, endeten noch 1937. Lassen wir ihn selbst sprechen: »Am 20./21.10.1937 wurde ich in Leningrad von der NKWD unter Spionageverdacht verhaftet und – wie man mir später versicherte – zum Schein gegen mich eine Untersuchung durchgeführt. Ich stand schon vor meiner Verhaftung in Leningrad mit der NKWD in Verbindung. Die Untersuchungen gegen mich wurden am 5.12.1937 nach Unterzeichnung eines negativen Protokolls abgeschlossen. Ende Dezember wurde ich aufgefordert, im geheimen Auftrag nach Deutschland zurückzukehren. Ich sollte versuchen, bei einer technischen Stelle eine Anstellung zu bekommen. Für meine Tätigkeit dort wurden mir Möglichkeiten der Verbindung mit der SU mitgegeben. (Kurzweile). [Ich erklärte] mich nach Rücksprache mit meiner Frau vorübergehend unter Zurücklassung meiner Frau und meines Sohnes bereit. Ich wurde dann mit einem Transport wirklich abgeschobener Deutscher auch scheinbar abgeschoben. In Stettin kam die Polizei an Bord, nahm mir den Paß ab und nahm mich fest. (13.4.1938). [Ich wurde] dem Polizeigefängnis Leipzig überstellt, von Ostern bis Pfingsten in U-Haft genommen, aber nicht unter Anklage gestellt. Es sollte sich um Verrat von Staatsgeheimnissen handeln. Es gab dafür aber keine Beweise. Wegen volks- und staatsfeindlichem Verhalten im Ausland und des Verdachts

18 Archiv der Russischen Akademie der Wissenschaften. F. 154 (Nachlass). Op. 2. D. 13. Bl. 4. – Diesen Brief stellte mir dankenswerterweise Frau Dr. Rose-Luise Winkler, Berlin, zur Verfügung, die auch die Erlaubnis zur Veröffentlichung im Archiv der Russischen Akademie der Wissenschaften erwirkte.

19 Teilnahme an der Kulturarbeit der Leningrader Ortsgruppe der KPD, Mitglied im MOPR-Komitee (Rote Hilfe) der Akademie der Wissenschaften in Leningrad.

erneuter kommunistischer Betätigung wurde ich wieder in Schutzhaft genommen und im Jahre 1938 in das KZ Buchenwald geschickt, wo ich erst durch die Alliierten am 11.4.1945 befreit wurde.

Im Lager arbeitete ich das 1. Jahr im Schachtkommando, zeitweise als Kartoffelschäler, später 3 Jahre in der Schneiderei. Auch im Konzentrationslager habe ich mich auf allgemeine Anweisung des NKWD bis Ausbruch des Krieges mit der Sowjetunion nicht mit der illegalen KPD in Verbindung gesetzt. Ich änderte dann mein Verhalten und ging im November 1942 im Auftrag der KPD-Gruppe als Maschinenschreiber in die politische Abteilung. Ich arbeitete zweieinhalb Jahre lang mit der KPD-Gruppe zusammen und informierte sie über Vorgänge, Maßnahmen und Personen.«<sup>20</sup> Allerdings habe – so Harig – gegenüber »diesem Heimkehrer aus der SU« zunächst ein gesundes Misstrauen bestanden.

Diese nüchtern-sachliche Chronologie lässt nichts von der unvorstellbaren Realität des Lageralltags erahnen. In einem Bericht über den Aufbau des Lagers, abgedruckt in »Das war Buchenwald«<sup>21</sup> informiert der Häftling Nr. 173 vom Block 37 der Abteilung III des Schutzhaftlagers, Gerhard Harig, über die Grausamkeiten, die er als Dolmetscher und Schreiber miterleben musste. Im Nachlass findet sich unter anderem ein kleiner mit Bleistift geschriebener Zettel, auf dem er untereinandergesetzt notierte: Februar 1945 = 5523 Tote, März 1945 = 5531 Tote, zusammen 11 054 Tote, also täglich 187 Tote. Ein kleinkariertes Heft, vermutlich vom Winter 1945, enthält lange Namenslisten, zwischendurch Untersuchungen zu Zahlenquadraten und dann – ganz erstaunlich – vielseitige, leider – weil handschriftlich – nicht lesbare Ausführungen unter dem Titel »Über den Ehrgeiz«.<sup>22</sup> Er hat später fast nie über diese Jahre gesprochen. 1946 schrieb er in einem Brief: »Ich bin froh, daß ich in Buchenwald nicht draufgegangen bin, woran manchmal nicht viel gefehlt hat. Die einzelne Tortur ging ja vorüber, aber

20 Diese Ausführungen sind aus mehreren, zum Teil handschriftlich vorliegenden Briefen beziehungsweise Lebensläufen der Jahre 1946–1951 zusammengestellt. Siehe SAPMO-BArch. DY 30/N 2/11/V 545.

21 Siehe Der Aufbau des Lagers (Buchenwald). In: Das war Buchenwald. Ein Tatsachenbericht. Hrsg. von der Kommunistischen Partei Deutschlands, Stadt und Kreis Leipzig. Leipzig o. J. S. 8–28.

22 Siehe SAPMO-BArch. Akte 4303. Nachlass Gerhard Harig. – In dem Nachlass befindet sich ein von ihm verfasster neunseitiger »Bericht über die Politische Abteilung« (maschinenschriftlich), in dem er über viele der erlebten Unmenschlichkeiten schreibt. Dieser Bericht ist später abgedruckt in: Buchenwald. Mahnung und Verpflichtung. Berlin 1960. S. 103–105.

diese ständige Unsicherheit und Ungewißheit war auf die Dauer das Schwerste. Wir waren dort in der inneren Front in einem ständigen Krieg, einem sehr ungleichen Kampf und genau genommen nie ganz sicher, wenn wir früh aufstanden, ob wir uns abends würden wieder hinlegen können.«<sup>23</sup> In einem Brief vom April 1946 an Alfred Meusel, damals Freie Deutsche Hochschule London, bekennt er in anrührender Weise: »Wenn ich auch klein und schwächlich bin, so war ich doch gesund und zäh genug, um alles zu überstehen.« Übrigens wurde ihm ab Herbst 1943 eine Hafterleichterung gewährt, die darin bestand, dass er einmal wöchentlich Post empfangen und absenden durfte, in der Kantine bevorzugt einkaufen konnte und »der Haarschnitt wegfiel«<sup>24</sup>.

Eine Ausweis Karte bescheinigt ihm, dass er vom 14. März 1938 bis zum 11. April 1945 inhaftiert und vom Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar »in Freiheit gesetzt«<sup>25</sup> wurde. Er blieb noch für eine kurze Zeit in Buchenwald, um im Auftrag der Parteileitung (der KPD) eine Statistik über das Lager auszuarbeiten.<sup>26</sup> Darüber berichtete er: »Zu diesem Zweck habe ich die Unterlagen der Schreibstube durchgearbeitet. Die Amerikaner durften es nicht wissen und ich mußte mich bei dieser Arbeit in einer Kammer verbergen. Zur gleichen Zeit haben sich andere Genossen damit beschäftigt, Belastungsmaterial über Wachmannschaften, Meister aus den Betrieben und Ortsbauernführer zusammenzutragen. Es wurden auch eine Reihe von diesen Leuten festgesetzt, aber da das Lager amerikanisch besetzt war, blieb den Genossen schließlich nichts anderes übrig, als sie den Amerikanern zu übergeben. An dieser Arbeit haben nicht nur Genossen teilgenommen, sondern daran beteiligt war auch das internationale Lagerkomitee, von denen einige sofort zu den Amerikanern übergelaufen sind, z.B. der bekannte Eugen Cogon und einige Holländer. Mit dieser Geschichte wollte ich nichts zu tun haben. Es erwies sich auch, daß einige Genossen, dabei ein bißchen viel in die eigene Tasche organisiert haben. Das Komitee stand also mit den Amerikanern in Verbindung, während die Untersuchung, die ich führte, nicht zur Kenntnis der Amerikaner gelangte.«<sup>27</sup>

23 SAPMO-BArch. Akte 4303.

24 Ebenda.

25 Ebenda.

26 Siehe Statistische Angaben über das Konzentrationslager. SAPMO-BArch. DY 30/N 2/11/V 545. Bl. 28–38. – Gerhard Harig, Rudi Jahn: Wer waren die Häftlinge in Buchenwald? In: Das war Buchenwald. S. 29–38.

27 SAPMO-BArch. DY 30/N 2/11/V 545. Bl. 23.

Über die von Harig selbst angegebenen Umstände zu seiner Rückkehr 1938 nach Deutschland hinaus gibt es nur Vermutungen. Holger Dehl schreibt in einer Arbeit von 1997: »Voraussetzung für eine Ausweisung der Emigranten nach Deutschland war eine gründliche Überprüfung durch die dafür verantwortlichen Instanzen der KPD und der Komintern. Die Ausweisung durch die obengenannten Instanzen begann bereits vor der vom Staat organisierten Ausweisungswelle, die ab 1937 zwischen der deutschen Botschaft und dem Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten sowie zwischen der Gestapo und dem NKWD abgestimmt wurde.«<sup>28</sup> In diesem Lichte scheint es möglich, dass Harig auf den der Gestapo überstellten Listen gestanden hat, was seine sofortige Verhaftung erklären würde.

Ein Mithäftling, Max Girndt, ergänzte 1949 Harigs Darstellung brieflich so: »Harig kam damals in das KZ Buchenwald [...] und zufällig an den Tisch, an welchem ich Tischältester war. Wir befreundeten uns miteinander und er erzählte mir dabei, daß er einige Monate in der SU verhaftet gewesen sei, weil er mit Trotzlisten, die als solche entlarvt und verhaftet worden waren, Umgang gehabt habe. Es wurde, wie er mir erzählte, gegen ihn kein Prozess durchgeführt, sondern er wurde aus der Sowjetunion ausgewiesen. Soweit ich mich erinnere, ist auch seine Frau damals verhaftet worden, von der er dann lange Zeit nichts mehr gehört hat. Aus den Äußerungen Harigs war zu entnehmen, daß er selbst kein Trotzlist war und hat damals im Lager eine absolut einwandfreie antifaschistische Rolle gespielt. Durch seine Tätigkeit in der politischen Abteilung konnte er unserem illegalen Lageraktiv manchen guten Fingerzeig und Hinweis geben«<sup>29</sup>.

Am 15. Mai 1945 kehrte Harig nach Leipzig zurück. Nach Tätigkeit beim antinazistischen Beratungskomitee und dem Wiedergutmachungswerk und nach Einmarsch der Roten Armee in Leipzig übernahm er ab 1. September 1945 die Direktion des Statistischen Amtes mit Wahl- und Listenamt der Stadt Leipzig. Die Arbeit über Ergebnisse der Volkszählung vom 3. November 1945 ist eine sorgfältige Analyse umfangreichen Faktenmaterials über die Situation in Leipzig nach Kriegsende. Auch hatte er monatlich Meldung über Produktionszahlen zu machen. Gleichzeitig wurde er Mitarbeiter in der Kulturabteilung der Kreisleitung der KPD Leipzig und am Mitteldeutschen Rundfunk. Gemeinsam mit Hermann Ley, damals Leiter der Kulturabteilung,

28 Holger Dehl: Deutsche Politemigranten in der UdSSR: Von Illusionen zur Tragödie. In: Utopie kreativ. Berlin. Jg. 8. 1997. H. 75. S. 51. – Diese Arbeit basiert weitgehend auf Quellen aus russischen Archiven.

29 SAPMO-BArch. DY 30/N 2/11/V 545. Bl. 105.

konstituierte er eine Vortragsreihe zu weltanschaulich-philosophischen Themen. Harig sprach zum Thema »Die Erkenntnistheorie des Marxismus. Zu Lenins Werk Materialismus und Empiriekritizismus« sowie über »Weltanschauung und moderne Physik« und knüpfte damit unmittelbar an seine Arbeiten aus den 1930er Jahren an.<sup>30</sup>

Aus den Jahren 1946–1949 hat sich im Nachlass eine von Harig selbst angelegte und mit »private Korrespondenz« beschriftete Mappe mit aufschlussreichen Briefen, glücklicherweise als maschinenschriftliche Durchschläge, erhalten, aus denen bereits zitiert wurde. Es sollen noch einige wenige Zitate folgen, die nicht nur über Harig selbst Auskunft geben, sondern auch das Leben jener Zeit charakterisieren. Am 11. Juli 1946 übersiedelt er auf Anforderung des Zentralsekretariats der SED nach Berlin, das »heute die interessanteste Stadt Deutschlands« mit den vier Besatzungsmächten ist. Harig bewohnt ein möbliertes Zimmer bei alten Leuten, bisschen dreckig, aber ohne Ungeziefer, hat genug zu essen und Briketts zum Heizen. Es gibt Zeitungen und Zeitschriften, gute Theateraufführungen und Kino, man lerne dabei Sprachen. »Meine Arbeit macht mir wirklich Freude«<sup>31</sup>, heißt es in einem der Briefe. Weihnachten 1946 besucht er seine Mutter in Leipzig und benötigt für die Rückreise zwölf Stunden.

An einen ehemaligen Mithäftling schreibt er: »Zum Schneidern kommst Du wohl gar nicht mehr? Ich bin mit meinen Anzügen sehr schlecht dran. [...] Aber zum Glück hat ja heute niemand was. [...] Auch ist sympathisch, daß ich mein verdientes Geld für Bücher ausgeben kann, anstatt für Anzüge«. Übrigens hatte er als Direktor des Statistischen Amtes den Hilfsausschuss für die Opfer des faschistischen Terrors um Bewilligung eines Bezugsscheins für einen »guten Anzug« ersucht, da er alle seine Sachen verloren habe, als Direktor aber gezwungen sei, in seinem »Äußeren gepflegt aufzutreten«<sup>32</sup>.

Über die politische Situation im Berlin des Jahres 1946 äußert er sich mehrfach. So schreibt er an einen in Westdeutschland lebenden Bekannten: »Die Berliner Wahlen<sup>33</sup> haben enttäuscht, aber nicht entmutigt. Ich muß sagen, ich hätte die Berliner höher geschätzt. Besonders von der Sozialdemokratie wurde eine ganz eindeutige antisowjetische Propaganda getrieben und nach bekanntem Muster alle Not der SED in die Schuhe geschoben«.

30 Siehe Handel: Nachwort. S. 114.

31 SAPMO-BArch. Akte 4303. Nachlass Gerhard Harig.

32 Archiv der Universität Leipzig, Personalakte 535. Bl. 90.

33 Die Wahlen zur Stadtverordnetenversammlung von Groß-Berlin im Oktober 1946.

An anderer Stelle meinte er: »in Berlin wäre manches besser, wenn die Sozialdemokratie nicht eine so miese, rückständige und unklare Gesellschaft wäre. [...] Ich rechne nicht mit einer baldigen Beruhigung der Lage«<sup>34</sup>.

Sorgen macht er sich verständlicherweise um Frau und Sohn, die in der Sowjetunion geblieben waren und von denen er seit April 1941 nichts mehr gehört hatte. Er möchte wieder mit ihnen zusammen leben. »Ehe ich sie nicht wiedergefunden habe, werde ich auch selbst nicht zur Ruhe kommen«, heißt es in einem der Briefe. Die sowjetische Militäradministration habe bei der Suche nach ihnen nur Versprechungen abgegeben. Die Verbindung mit der Sowjetunion sei immer noch viel schlechter als mit dem übrigen Ausland, es werde fast keine Privatpost befördert. »Ich bin nach meiner Befreiung 1945 in Leipzig auf die sowjetische Kommandantur gegangen und habe mich gemeldet. Dort wurden meine Angaben jedoch nur zur Kenntnis genommen und es erfolgte nichts. Erst als ich in Berlin war, habe ich mich mit sowjetischen Stellen in Verbindung gesetzt, um Verbindung mit meiner Frau zu bekommen, [...] Um die gleiche Zeit hat meine Frau in der Sowjetunion auch Schritte unternommen, um mit mir in Verbindung zu kommen. Später wurde ich dann in Leipzig von der NWD befragt, wobei man mir mitteilte, daß ich meiner Frau schreiben dürfte«<sup>35</sup>, berichtet er 1951 in einer Aussprache mit Genossen. Er ist zugleich überzeugt, dass Frau und Sohn am Leben sind, sie seien schon zu Kriegsbeginn irgendwo ins Landesinnere evakuiert worden. Das hat er von einem russischen Mithäftling in Buchenwald erfahren, und ihr Tod wäre ihm im Konzentrationslager »sicher mit großer Genugtuung« mitgeteilt worden. Vorwegnehmend: Ende April 1948 kehrte Katharina mit dem 13jährigen Sohn Georg aus der Emigration zurück. Harig stellte einen Antrag auf eine Wohnung und Mobiliar, da sie ja über gar nichts verfügten.

Von seinen wissenschaftlichen Intentionen in jener Zeit erfahren wir aus einem Brief an Prof. Meusel. Er schreibt, dass er noch nicht wieder zurück zur Physik gekommen sei und vorläufig auch keine Absicht habe, da die erzwungene Pause zu lang war. »Nur historische Untersuchungen zur Physik und Mathematik werden nicht aufgegeben. [...] Geschichte der Physik und Mathematik wird immer mein Lieblingsgebiet bleiben«<sup>36</sup>. Zugleich berichtet er über Vorträge zu erkenntnistheoretischen Fragen.

34 SAPMO-BArch. Akte 4303. Nachlass Gerhard Harig.

35 SAPMO-BArch. DY 30/N 2/11/V 545. Bl. 18–23.

36 Harig an Alfred Meusel, 14. April 1946. SAPMO-BArch. Akte 4303.

Als Hauptreferent für Philosophie des Zentralsekretariats der SED oblag es ihm ja, Einfluss auf die Verbreitung von Kenntnissen des dialektischen und historischen Materialismus zu nehmen, insbesondere an der Parteihochschule Karl Marx, ferner auf die theoretische Parteizeitschrift »Einheit«, in der er selbst wiederholt publizierte, und den Dietz Verlag. In diese Zeit fällt auch die Übersetzung von Rosentals »Materialistische und idealistische Weltanschauung« aus dem Russischen.

1947 begann für Harig ein neuer Abschnitt seiner wissenschaftlichen Laufbahn – die des Hochschullehrers: Er wurde zum 1. Oktober 1947 mit der Vertretung einer Professur mit vollem Lehrauftrag für »Geschichte der Naturwissenschaften in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung« an der Universität Leipzig beauftragt. Der Rektor der Universität, der Jurist Erwin Jacobi, hatte im Vorfeld zu diesem Vorgang an die Landesregierung geschrieben: »Ich unterstreiche ausdrücklich – lediglich – vertretungsweise Wahrnehmung dieser Professur [...], der Ausdruck ›Berufung‹ im Schriftsatz der Fakultät [wäre] besser unterblieben«. Es könne nicht darauf verzichtet werden, »Herrn Dr. Harig in seinen akademischen Pflichten in seinem neuen Amt erst Erfahrungen machen zu lassen, bevor man ihn endgültig in die Wissenschaft hinüberzieht. Der Vortrag, den er in seinem Colloquium an der Universität gehalten hat, zeigt ihn als einen wissenschaftlich gut fundierten Mann, aber gerade der entscheidenden Aufgabe, der sein Lehrauftrag dienen soll, die gesellschaftliche Bedeutung der Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik wissenschaftlich zu erforschen und zu vertreten, blieb der Vortrag das wesentliche schuldig«<sup>37</sup>.

Der am 8. August 1947 von Harig gehaltene Vortrag »Zur Entstehung der modernen Mechanik« jedoch erhielt schon eine ganz andere Beurteilung: Referat und Diskussion erwiesen, dass Harig über ernsthafte wissenschaftliche Qualitäten verfüge. »In der Diskussion, an der sich auch die Herren Prof. Gadamer, Litt und Rompe, Berlin und andere beteiligten, verteidigte Herr Harig seine im Vortrag zum Ausdruck gebrachten Thesen über den Zusammenhang zwischen wissenschaftlicher Problemstellung und gesellschaftlicher Entwicklung. [...] Zusammen mit den Veröffentlichungen des Herrn Dr. Harig läßt der Vortrag [...] es als wahrscheinlich erscheinen, daß die Berufung des Herrn Dr. Harig ein Gewinn für die Fakultät ist.« Dennoch beharrte man auf der vertretungsweisen Professur. Die Fakultät würde nach

37 Archiv der Universität Leipzig. Personalakte 535. Bl. 66a.

ein bis zwei Semestern Gelegenheit haben, auf Grund ihrer Kenntnis der endgültigen Berufung von Herrn Dr. Harig näher zu treten.<sup>38</sup> Dies geschah dann zum 1. Januar 1948, er erhielt eine Professur mit vollem Lehrauftrag und Planstelle für »Geschichte der Naturwissenschaften und Technik in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung«, die er ab Oktober 1947 wahrnahm.<sup>39</sup>

Am 13. Dezember 1948 erhielt Harig von der Landesregierung Sachsen ein wichtiges Schreiben in dem es hieß: »Im Auftrage des Dekans der Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Leipzig ernennt Sie die Abteilung Hochschulen und Wissenschaft des Ministeriums für Volksbildung vorbehaltlich der Genehmigung der sowjetischen Militäradministration für das Land Sachsen und des jederzeitigen Widerrufs mit Wirkung vom 1.11.48 zum Professor mit Lehrstuhl für Dialektischen und Historischen Materialismus an dieser Fakultät.

Der Fakultät ist es sehr wünschenswert, wenn Sie auch weiterhin Ihr bisheriges Fach »Geschichte der Naturwissenschaften und Technik in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung« pflegen.

Gleichzeitig beauftragt Sie die Abteilung Hochschulen und Wissenschaft im Auftrag des Dekans der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig mit Wirkung vom 1.12.48 mit der kommissarischen Wahrnehmung des Lehrstuhls für Dialektischen und Historischen Materialismus bei dieser Fakultät.

Für diese Tätigkeit erhalten Sie gemäß Befehl 56 des Obersten Chefs der Sowjetischen Militärverwaltung in Deutschland vom 13.3.47 und infolge der Schädigung, die Sie durch den Nazismus erlitten haben, gemäß Befehl 157 vom 1. Oktober 48, Abs. 2 ein Grundgehalt von 11600 DM jährlich zuzüglich Wohnungsgeld. Für jede Vorlesung, welche die Gesamtzahl von 68 im Jahr übersteigt, erhalten sie außerdem 35.00 DM für das Pflichtfach und 17,50 DM für das Ergänzungsfach.

Das Ministerium für Volksbildung gibt der Hoffnung Ausdruck, daß Sie in Ihrer Lehrtätigkeit an der Universität volle Befriedigung finden mögen und gern mit dazu beitragen, den hohen Ruf der sächsischen Landesuniversität zu wahren und der deutschen Jugend die besten Grundlagen für

38 Siehe ebenda. Bl. 175. – Die Professoren Hans-Georg Gadamer und Theodor Litt, Direktoren des Philosophischen beziehungsweise des Instituts für Theoretische Pädagogik stehen für bürgerliche, die marxistische Philosophie ablehnende Philosophie, die an der Leipziger Universität damals noch von großem Einfluß war. Zu den Auseinandersetzungen um die Berufung Harigs siehe Handel: Nachwort. S. 117–120.

39 Siehe Archiv der Universität Leipzig. Personalakte 535. Bl. 75.

die Erfüllung ihrer vielseitigen und großen Aufgaben im demokratischen Deutschland zu geben.«<sup>40</sup>

Bereits im September 1948 war Harig erster geschäftsführender Direktor des innerhalb der Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät gegründeten Franz-Mehring-Instituts und zugleich Direktor der Abteilung Dialektischer und Historischer Materialismus geworden. Am 7. Juni 1949 übernahm er die Funktion des Studentendekans, der den Rektor in allen studentischen Angelegenheiten zu unterstützen hatte, so bei der Leitung der Studiengänge, der Aufnahmeverfahren und der Kultur- und Bildungsarbeit unter den Studenten.<sup>41</sup> Dieses Amt trug ihm zugleich die Mitgliedschaft im Akademischen Senat ein.

Harig nahm seine Tätigkeit stets mit hohem Engagement wahr. Er bereitete vor allem seine Vorlesungen durch umfangreiches Quellenstudium äußerst gründlich vor, da er sie erstmals für Hörer aller Fakultäten hielt und keine Lehrbücher existierten.

Als im Rahmen der SED-Organisation an der Universität eine Arbeitsgemeinschaft marxistischer Wissenschaftler gebildet wurde, wird Harig die Leitung übertragen. Er erklärt dazu: »In Deutschland findet augenblicklich ein erbittertes Ringen zwischen fortschrittlichen und reaktionären Kräften um die zukünftige Gestaltung der Gesellschaft und des Staates statt. Wir sind der Überzeugung, daß die zukünftige Entwicklung des deutschen Volkes entscheidend davon abhängt, ob es gelingt, die marxistische Theorie auf die deutsche Situation anzuwenden und auszudehnen und wollen helfen, den Weg in eine friedliche und sozialistische Zukunft auf diese Weise gangbar zu machen.«<sup>42</sup> Die erste größere Zusammenkunft fand am 30. Januar 1948 im Haus der Kultur der Sowjetunion statt, auf der man sich mit der allgemeinen Stellung des Marxismus zur zeitgenössischen bürgerlichen Philosophie beschäftigte.<sup>43</sup>

Als an der Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät der »Volksausschuß für Einheit und gerechten Frieden« gegründet wurde, übernimmt Harig auch hier den Vorsitz.

40 Ebenda. Bl. 11.

41 Siehe ebenda. Bl. 83.

42 SAPMO-BArch. Akte 4303. Nachlass Gerhard Harig.

43 Siehe ebenda. – Das einleitende Referat hielt Werner Krauss über »Lenin und das Ende der bürgerlichen Philosophie«.

Wie aus umfangreicher Korrespondenz zu ersehen ist, bewältigte er darüberhinaus eine immense außeruniversitäre Vortrags- und Gutachter-tätigkeit, letzteres zum Teil für lange fremdsprachige Manuskripte, fertigte Übersetzungen für den Dietz Verlag und andere Verlage an.

Die Fülle der Aufgaben übersteigt die Kraft des einzelnen. Im Mai 1948 bat er nach Aufzählung seiner vielen Verpflichtungen die Kreisleitung der Partei, ihn nur noch zu den »allerwichtigsten Sitzungen«<sup>44</sup> einzuladen.

Dennoch, was Wunder, dass er im Herbst 1949 wegen einer schweren Magenerkrankung zu einer Pause gezwungen wird. Aber bereits im Wintersemester steht er wieder voll zu Verfügung.

Im Dezember 1950 wurde Harig nochmals für mehrere Jahre nach Berlin gerufen. Unter Beurlaubung von seiner Professur übernimmt er die Leitung der Hauptabteilung Hochschulen und wissenschaftliche Einrichtungen im Ministerium für Volksbildung der DDR und wird zum 1. März 1951 als Staatssekretär mit eigenem Geschäftsbereich vereidigt und zugleich Mitglied des Ministerrats. Um über seinen Leipziger Lehrstuhl wieder verfügen zu können, wurde Harig im Juni 1951 der Lehrstuhl für Geschichte der Naturwissenschaften am Karl-Sudhoff-Institut für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften an der Medizinischen Fakultät der Karl-Marx-Universität Leipzig übertragen.<sup>45</sup> Über die Tätigkeit Harigs als Staatssekretär zu berichten, bleibt den Ausführungen von Prof. Prokop vorbehalten.

Zum 1. März 1957 kehrte Harig auf seinen Lehrstuhl an die nunmehrige Karl-Marx-Universität Leipzig zurück an der er zugleich die Leitung der Abteilung für Geschichte der Naturwissenschaften sowie bald auch das Direktorat des Instituts übernahm und mit Wirkung vom 1. März einen Einzelvertrag erhielt.<sup>46</sup>

Er beginnt sofort mit umfangreicher Lehr- und Forschungsarbeit. Im sogenannten Oberseminar scharf er junge Leute als Assistenten und Aspiranten um sich von denen nicht wenige später im In- und Ausland angesehene Wissenschaftler wurden. Er war ein strenger Lehrer und forderte von uns, ebenso intensiv zu arbeiten, wie er es selbst. Gelegentliche harsche Kritik hat er freundlich, aber deutlich formuliert und immer mit fördernden Ratschlägen verbunden. Privaten Anliegen und Problemen gegenüber zeigte er sich stets offen und oft väterlich-freundschaftlich. Gern nahm er an Instituts-exkursionen teil, lud uns gelegentlich zu zwanglosem Gespräch in sein Haus

44 Archiv der Universität Leipzig. Personalakte 535.

45 Siehe ebenda. Bl. 15 und 17.

46 Siehe ebenda. Bl. 94 und 96–100.

ein. Und dennoch, er war und bleibt in unserer Erinnerung ein nüchternverschlossener Mensch.

Für das Karl-Sudhoff-Institut formulierte er programmatisch die Aufgabe, »die Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften in Lehre und Forschung zu vertreten und weiter zu entwickeln. Diese Aufgabe ist besonders deshalb von allgemeiner Bedeutung, weil damit der Zusammenhang zwischen Medizin und Naturwissenschaften untereinander sowie dieser Wissenschaften mit der Gesellschaft und der Wirtschaft in ihrem historischen Zusammenhang geklärt und die historischen Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung der Wissenschaft aufgedeckt werden. Die Geschichte der Wissenschaft vermittelt damit dem Mediziner und Naturwissenschaftler auf wissenschaftlicher Grundlage einen Einblick in diese für Forschung und praktische Tätigkeit wesentliche Zusammenhänge«<sup>47</sup>, wie es einleitend im Jahresbericht des Karl-Sudhoff-Institutes vom 12. Februar 1959 heißt.

Doch schon bald werden ihm wieder über das Institut hinausreichende Aufgaben übertragen: Als im März 1958 an der Karl-Marx-Universität das Marxistische Kolloquium gegründet wurde, ein Forum, in dem sich Wissenschaftler aller Disziplinen zur Diskussion weltanschaulich-philosophischer Fragen trafen, übernimmt Harig die Leitung der Abteilung Dialektischer und Historischer Materialismus. Und im Oktober 1959 wird er zum Dekan der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät und zum Mitglied der SED-Bezirksleitung Leipzig gewählt; 1964 in die Senatskommission für die Erforschung der Geschichte der Universität Leipzig und als Bezirksvorsitzender der Urania berufen. Er lebte die Verknüpfung von wissenschaftlicher und politischer Arbeit!

Aus dem genannten Bericht des Karl-Sudhoff-Instituts für 1959 geht weiterhin hervor, dass »von zentraler Stelle [...] beschlossen worden [ist], noch in diesem Jahr mit der Herausgabe einer neuen internationalen Zeitschrift für die Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin« zu beginnen, worin Harig für das Institut eine zusätzliche verantwortungsvolle Arbeit sieht.<sup>48</sup> Das erste Heft erschien, herausgegeben von Gerhard Harig und Alexander Mette, im Jahre 1960. NTM existiert bekanntlich noch heute.<sup>49</sup>

47 Archiv der Universität Leipzig. Akte R 114. Bd. 1. Bl. 15.

48 Siehe Archiv der Universität Leipzig. Personalakte 535. Bl. 20.

49 NTM wurde als »Zeitschrift für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin« im Volkseigenen Betrieb (VEB) Deutscher Verlag der Wissenschaften Berlin gegründet. Ab dem zweiten Jahrgang 1965 erschien sie unter dem Titel »Schriftenreihe für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin« bei der B. G. Teubner

Es war sicher ein Höhepunkt für Gerhard Harig, als er 1965 zum Vorsitzenden des neugegründeten Nationalkomitees für Philosophie und Geschichte der Naturwissenschaften der DDR bei der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin berufen wurde, das, vertreten durch eine 33-köpfige Delegation unter seiner Leitung, auf dem XI. Kongress der Union Internationale d'Histoire et Philosophie des Sciences in die Historische Abteilung dieser Organisation aufgenommen wurde. Der Kongress tagte vom 24. bis zum 31. August 1965 in Warschau und Kraków.<sup>50</sup>

Am 13. Oktober 1966 läutete im Institut das Telephon sehr früh am Morgen. Katharina Harig bat die anwesenden Kollegen in ihr Haus in die Störnthaler Straße, da es ihrem Mann nicht gut gehe. Wir trafen unseren hochverehrten Genossen, Lehrer und Freund schon nicht mehr am Leben. Der Arzt hatte seinen Tod – wohl Folge eines zweiten Herzinfarktes<sup>51</sup> – auf 6 Uhr morgens datiert. Harig war am Abend zuvor aus Sellin zurückgekehrt, wo er auf einer Internationalen Herbstschule, veranstaltet von der Karl-Marx-Universität und der Physikalischen Gesellschaft der DDR seinen letzten großen, konziliannten Vortrag über »Klassische und moderne Atomistik«<sup>52</sup> gehalten hatte.

Verlagsgesellschaft Leipzig, und seit 1993 erscheint sie in veränderter Gestalt und mit neuem Konzept als »Internationale Zeitschrift für Geschichte und Ethik der Naturwissenschaften, Technik und Medizin« beim Birkhäuser Verlag Basel, Boston, Berlin.

- 50 Siehe Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Akte RB. S. 118.
- 51 Den ersten Herzinfarkt mit mehrwöchigem Klinikaufenthalt erlitt Harig am 6. Mai 1963 (Tagebuchnotiz der Verfasserin).
- 52 Siehe Gerhard Harig: Klassische und moderne Atomistik. Vortrag, gehalten auf der Internationalen Herbstschule »Instrumentaler Stand der NMR- und EPR-Technik, Anwendung in der Chemie«, veranstaltet von der Karl-Marx-Universität Leipzig und der Physikalischen Gesellschaft in der DDR, Sellin, 11. Oktober 1966. In: NTM. Schriftenreihe für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin. Leipzig. Jg. 4. 1967. H. 9. S. 1–23.

## II *Werk und Wirken*

In seinem kürzlich erschienen Buch »Die Intellektuellen« stellt Werner Mitzenwei unter Bezug auf Eric Hobsbawm (1998) fest, dass Parteilichkeit keine bloße Erfindung sozialistischer Politiker war und es immer eine persönliche Bindung in der Wissenschaftsgeschichte gegeben habe, wodurch große Leistungen zustande gekommen sind. »Das Kriterium für den Nutzen einer Parteilichkeit muß sein, daß sie den Fortschritt der Wissenschaft befördert [...] Und parteiliche Wissenschaftler sind es, die am ehesten von den Erfahrungen ›außerhalb‹ ihrer akademischen Arbeit Gebrauch machen.«<sup>53</sup> So Hobsbawm. In diesem Lichte sind auch Werk und Wirken von Gerhard Harig zu sehen.

Über die experimental-physikalischen Arbeiten seiner Anfangsjahre soll hier nicht berichtet werden. Ein wesentlicher Aspekt seiner wissenschaftsphilosophischen und -historischen Arbeiten, um die es hier gehen soll, war das Studium der Werke von Karl Marx, Friedrich Engels und insbesondere von W. I. Lenin; auf seine Ideen greift Harig auch in späteren Jahren immer wieder zurück. Ein Beispiel dafür ist die oben erwähnte große, durchaus polemisch angelegte Untersuchung »Lenin und die moderne Physik« von 1934. Sie zeigt den jungen Gelehrten als profunden Kenner der Entwicklung der Physik der zurückliegenden Jahrzehnte mit dem anspruchsvollen Anliegen, nachzuweisen, dass Lenins »Materialismus und Empiriekritizismus« auch 25 Jahre nach dem erstem Erscheinen (Moskau 1909) nicht überholt ist, sondern im Gegenteil bestätigt wird und dass die Ergebnisse der modernen Physik vom Standpunkt des dialektischen Materialismus philosophisch interpretierbar sind. Dabei ging es ihm stets darum, die materialistischen Grundzüge physikalischer Theorien entgegen idealistisch orientierten Vorstellungen herauszuarbeiten, wie sie beispielsweise durch Ernst Mach gegenüber der Relativitätstheorie zum Ausdruck gebracht wurden. Im Gegensatz zu der späteren ideologischen Entartung philosophischer Debatten, wie sie sich etwa in der pseudowissenschaftlichen »Begründung« der Lyssenkoschen Irrlehren oder im Kampf gegen die Resonanztheorie der chemischen Bindung zeigte, wird an keiner Stelle der Versuch unternommen, physikalische Sachfragen unter Berufung auf philosophische Positionen zu entscheiden.

53 Eric Hobsbawm: *Wieviel Geschichte braucht die Zukunft*. Aus dem Engl. von Udo Rennert. München, Wien. 1998. S. 180f.

Im weiteren beschäftigte sich Harig mit Werner Heisenberg und der Entdeckung der Unschärferelation mit dem Ergebnis: »Die Unbestimmtheitsrelation zeigt [...], daß der Begriff ›Ort‹ nicht isoliert gebraucht werden kann, sondern nur in Verbindung mit dem Begriff ›Impuls‹. Die einzig klare Formulierung kann hier nur der dialektische Materialismus geben. Sie lautet: *Kanonisch konjugierte Variable (wie z. B. Ort und Geschwindigkeit) sind dialektische Gegensätze.* [...] Diese dialektische Formulierung, die hier zum ersten mal gegeben wird, steht durchaus nicht im Widerspruch zu den Gedankengängen der großen modernen Physiker.«<sup>54</sup> Wenn Niels Bohr allerdings – so Harig – der mit dem Ausdruck Komplementarität bezeichneten Beziehung (Tatsache) solche Bedeutung beimisst, dass er die Bezeichnung »Komplementaritätstheorie« vorschlägt, »können [wir] hier mit Lenin sagen, was diesem Physiker fehlt, ist *lediglich* die Kenntnis des dialektischen Materialismus.«<sup>55</sup> Auf die zeitbedingte, stringente Abgrenzung von Mach und dem Machismus, dessen »Entlarvung und Verurteilung durch Lenin« nichts hinzuzufügen sei, nunmehr aber die »neuen Verkleidungen und Abschattierungen« aufzuzeigen seien, soll hier nicht eingegangen werden. Harig hat seine Kritik an »bürgerlichen Physikern« später relativiert, so räumte er 1959 ein, dass dialektische Auffassungen der Wirklichkeit, der objektiven Außenwelt, einer objektiven Kausalität auch in der Gedankenwelt unter anderen von Bohr, Born oder Heisenberg Eingang gefunden hätten.

Als ob die Jahre in Buchenwald nicht gewesen wären, knüpfte Harig bei Aufnahme seiner Vorlesungs- und Vortragstätigkeit 1945/1946 unmittelbar an seine Überlegungen von 1934 an, obgleich ihm das Manuskript von damals erst 1954 wieder zur Verfügung stand. Der damalige Minister für Auswärtige Angelegenheiten der DDR, Lothar Bolz, schenkte ihm sein Exemplar, das »manchen Sturm erlebt«<sup>56</sup> habe. Als einer der ersten im Nachkriegsdeutschland legte Harig seinen Hörern die Grundlagen des dialektischen Materialismus dar, wobei er immer wieder auf die Grundfragen der Philosophie zurückkam und unter Bezug vor allem auf Lenin Fragen diskutierte, wie: Was ist Materie, gibt es sie überhaupt, was ist Bewusstsein und existiert die Natur unabhängig von unserem Bewusstsein, was sind Empfindungen? Die Erörterung dieser und ähnlicher Probleme in Abgrenzung beispielsweise von Agnostizismus und Solipsismus war für die Einführung in das

54 Gerhard Harig: Lenin und die moderne Physik. In: Ausgewählte Philosophische Schriften. S. 49–51.

55 Ebenda. S. 51.

56 Handel: Nachwort. S. 114. Fußnote 7.

Ideengebäude einer den Zuhörern bis dahin kaum bekannten beziehungsweise verfeimten neuen Weltanschauung sehr verdienst- und bedeutungsvoll.

Auf den Kampf zwischen Materialismus und Idealismus in der Naturwissenschaft ist Harig mehrfach zurückgekommen. Er verwies in diesem Zusammenhang wiederholt auf »den materialistischen Kern, auf den »materialistischen Grundcharakter« der Naturwissenschaft<sup>57</sup>, auf den es ankomme – wie er 1964 schrieb.

Von Harig initiiert und geleitet fand 1962 eine ergebnisreiche Tagung über »Die fortschrittlichen philosophischen Traditionen der deutschen Naturwissenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts« an der Karl-Marx-Universität statt. In einer breit angelegten Studie über den »Materialistischen Kern der Naturwissenschaft in Deutschland«<sup>58</sup> als Einleitungsreferat äußerte Harig seine Vorstellungen über die Beziehungen zwischen Philosophie und Naturwissenschaften, speziell der Physik, in expliziter Weise. Er ging davon aus, dass die Naturwissenschaft durch ihren Gegenstand mit der Produktion und den Produktivkräften, durch ihre Begriffe wie Raum, Zeit, Bewegung, Materie und durch Methoden und Theorien eng mit der Philosophie verbunden ist, dass zufolge der bestehenden Wechselbeziehungen – sehr allgemein formuliert – die Ergebnisse der Naturwissenschaft auf die Philosophie ebenso einwirken wie umgekehrt philosophische Strömungen auf die Naturwissenschaften, dass sich um neue naturwissenschaftliche Erkenntnisse stets »ein heißer Kampf zu den grundlegenden Fragen der Welt- und Naturanschauung abspielt.« Dieser Kampf sei im Grunde ein Kampf um die Grundfrage der Philosophie. Die Errungenschaften der Naturwissenschaften seien stets Bestätigung der materialistischen Grundpositionen, während an der Nahtstelle zwischen Bekanntem und Unbekanntem vorzugsweise der Idealismus anknüpfe. »Der Naturwissenschaft liegt eine materialistische Auffassung der Natur zugrunde. Dieser materialistische Kern verbindet sie mit dem gesellschaftlichen Fortschritt.«<sup>59</sup> Die kurzschlüssig-direkte Verknüpfung ausschließlich materialistischer Grundpositionen mit naturwissenschaftlichem Fortschritt und die Vorstellung, dass nur die gesellschaftlich

57 Gerhard Harig: Naturwissenschaft und dialektischer Materialismus. In: Wissenschaft contra Spekulation. Hrsg. von Günter Heyden. Berlin 1964. S. 78.

58 Siehe Gerhard Harig: Der materialistische Kern der Naturwissenschaft in Deutschland. In: Naturwissenschaft, Tradition, Fortschritt. Hrsg. von Gerhard Harig und Alexander Mette. Berlin 1963. S. 1–17 (NTM. Zeitschrift für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin. Beiheft).

59 Ebenda. S. 4.

aufsteigende Klasse zu echtem wissenschaftlichem Fortschritt in der Lage sei, greift sicher zu kurz und blieb schon damals nicht unwidersprochen.

Harig stellte die Aufgabe, die »Taten und Gedanken derjenigen Deutschen zu erforschen, die den materialistischen Kern bewahrt und verteidigt haben« und demonstrierte dies am Beispiel einiger Vertreter der Physik des 19. und 20. Jahrhunderts. Im einzelnen könnte man sicher einiges hinterfragen: Ist es eine zulässige Interpretation, dass Planck seine epochemachende Entdeckung des Wirkungsquantums nur durch die bewusste Abkehr vom Positivismus und seine Besinnung auf den naturwissenschaftlichen Materialismus gelang? Entschied sich Einstein bewusst für die Anerkennung der Existenz und der Erkennbarkeit einer objektiven Außenwelt, indem er in seiner grundlegenden Arbeit von physikalischen Prinzipien ausging? Die Auffassung, dass sich der Übergang vom metaphysischen zum dialektischen Materialismus in der Naturwissenschaft »vollzog und heute vollzieht [...] mit Unterstützung durch die revolutionäre Arbeiterbewegung«, ist zumindest relativierungsbedürftig. Die auf jener Tagung von unterschiedlicher Seite diskutierte Frage der fortschrittlichen philosophischen Traditionen war äußerst anregend und ist es noch heute.

Dieses Thema ist vor allem auch ein wissenschaftshistorisches. Nun kann Wissenschaftsgeschichte – darauf hat Harig mehrfach hingewiesen – auf verschiedene Weise betrieben werden: Als Institutionengeschichte, als wissenschaftliche Biographik, als Geschichte disziplinären Wissenszuwachses, als Leistung großen Denker, als Chronik wissenschaftlicher Ereignisse. Jede dieser Vorgehensweise hat ihre Berechtigung und darf ebenso wie etwa das akribische Studium von Quellen und Originalarbeiten nicht vernachlässigt werden. Das praktiziert Harig immer wieder. Aber zugleich geht es ihm in der Wissenschaftsgeschichte um mehr. Er fasst sie als selbständige Wissenschaftsdisziplin auf, als Teil der Geschichte der menschlichen Gesellschaft mit allen sich dabei für die Forschung ergebenden Konsequenzen im Hinblick auf das Aufdecken von Gesetzmäßigkeiten und die Herausarbeitung spezifischer Methoden. Die von seinen weltanschaulich-philosophischen Positionen getragene Auffassung so klar herausgestellt zu haben, zählt zu den bleibenden Verdiensten Harigs um die wissenschaftshistorische Lehre und Forschung. Sie dürfte heute weitgehend Allgemeingut der Wissenschaftshistoriker sein. Harig hat die weitausgreifende Problematik der gesellschaftlichen Einbindung des wissenschaftlichen Individuums, der von ihm untersuchten naturwissenschaftlichen Entdeckungen, Ereignisse und Erscheinungen als unabdingbar für das historische Verständnis und das Erkennen historischer Gesetzmäßigkeiten an einer Reihe von Beispielen

vorgeführt. Dabei hielt er die bisherige »Unterscheidung oder gar Trennung von inneren und äußeren Gesetzmäßigkeiten für wenig ergiebig. Weit ertragreicher dürfte sein, zwischen dem oder den Aspekten der Wissenschaft zu unterscheiden, die sich auf das Herausarbeiten, auf die Ansammlung von zuverlässigen Kenntnissen über die objektive Außenwelt beziehen, und denjenigen Aspekten, die sich auf die gesellschaftliche Rolle und Funktion der Wissenschaft beziehen. Erst die Vereinigung der in beiden Bereichen geltenden Gesetzmäßigkeiten ermöglicht es, die Entwicklungsgesetze der Wissenschaft aufzudecken«<sup>60</sup> – wie er 1965 auf einer Arbeitstagung ausführte. 1966 meinte er dazu, dass die allgemeinen Gesetze der Vermehrung und Entwicklung unseres Wissens und die Gesetze der Art und Weise, wie sich Erkenntnisfortschritt vollzieht, nur oberflächlich bekannt seien. Es stellt sich die Frage, ist dieses Problem heute gelöst oder ein Vermächtnis Harigs? In vielen seiner wissenschaftshistorischen Untersuchungen spielen unter anderem aus seiner Grundposition abgeleitete Fragen nach der sozialen Funktion der Wissenschaft, nach der Wissenschaft als unmittelbarer Produktivkraft, nach der Verantwortung des Wissenschaftlers in der Gesellschaft eine große Rolle.

Konkret befasste sich Harig in seinen wissenschaftshistorischen Untersuchungen zeit- und problemorientiert mit der Wissenschaftsentwicklung des 16. und 17., des ausgehenden 19. und der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Seine Arbeiten sind breit und akribisch angelegt; sie verraten den in allen Einzelheiten sachkundigen Physiker, dem es stets um tiefer auszulotende Zusammenhänge und Schlussfolgerungen geht.

Aus den Anfangsjahren sei die Arbeit »Cardans und Tartaglias Streit um die kubischen Gleichungen und seine gesellschaftlichen Grundlagen« von 1935 genannt, in der der Autor die unterschiedliche gesellschaftliche Stellung Cardans als Vertreter der Universitätsgelehrten und Tartaglias als Mitglied einer sich im Sinne einer Handwerkszunft verstehenden neu entstandenen Gruppe der Rechenmeister und Virtuosen, die ihre Kenntnisse wie ein Zunftgeheimnis zu wahren suchten, herausarbeitete und zeigte, wie aus dieser unterschiedlichen gesellschaftlichen Konstellation zunächst unversöhnliche Gegensätze erwachsen, geschuldet »den Klassenverhältnissen

60 Gerhard Harig: Aspekte der Geschichte der Naturwissenschaft. In: NTM. Schriftenreihe für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin. Leipzig. Jg. 3. 1966. H. 7. S. 39. – Wiederveröffentlicht in Gerhard Harig: Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften. Hrsg. von Georg Harig und Günter Wendel. Berlin 1983. S. 272 bis 282.

im Italien des 16. Jahrhunderts und deren Widerspiegelung im kulturellen Leben.«<sup>61</sup>

In die Reihe der Untersuchungen des genannten Zeitraumes gehört auch »Die neue Auffassung vom Wesen der Wissenschaft bei Francis Bacon«<sup>62</sup>, die darin bestehe, die Bedeutung der Wissenschaft »für das praktische Leben und die Herrschaft des Menschen über die Natur zu erkennen«. Zu nennen ist auch die Arbeit »Robert Hooke und die Experimentalwissenschaft«<sup>63</sup>, in der gezeigt wird, dass Hooke experimentelle Untersuchungen fruchtbar mit theoretischem Denken verband und dazu beitrug, die Reste scholastischer Denkweisen endgültig zu überwinden. Harig schrieb über Kepler und »Galilei und sein Kampf gegen die aristotelisch-scholastische Naturlehre«<sup>64</sup>. Sein 1962 im Urania-Verlag erschienenes Buch »Die Tat des Kopernikus«<sup>65</sup> fasst wesentliche Ergebnisse seiner Einzeluntersuchungen zusammen, ergänzt um zahlreiche fachwissenschaftliche Erläuterungen.

In seiner Arbeit »Über die Entstehung der klassischen Naturwissenschaften in Europa«<sup>66</sup>, die zugleich als eine seiner wichtigsten Arbeiten gewertet wurde, hat Harig diese Epoche mit ihrer wissenschaftsspezifischen Problematik wissenschaftstheoretisch untersucht. Ausgehend von der Rezeption antiken Bildungsgutes (der er auch eine eigene Publikation widmete)

- 61 Gerhard Harig: Cardans und Tartaglias Streit um die kubischen Gleichungen und seine gesellschaftlichen Grundlagen. In: Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften. Hrsg. von Georg Harig und Günter Wendel. Berlin 1983. S. 88. – Erstveröffentlicht in: Archiv istorii i tehniki. Moskau, Leningrad. Vypr. 7. 1935. S. 67–104 (russ.).
- 62 Siehe Gerhard Harig: Die neue Auffassung vom Wesen der Wissenschaft bei Francis Bacon. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie. Berlin. Jg. 5. 1957. H. 4. S. 441–456. – Wiederveröffentlicht in: Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften. S. 138 bis 152.
- 63 Siehe Gerhard Harig: Robert Hooke und die Experimentalwissenschaft des 17. Jahrhunderts. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Mathematisch-naturwissenschaftliche Reihe. Jg. 9. 1959/1960. H. 3. S. 417–431. – Wiederveröffentlicht in: Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften. S. 184–204.
- 64 Siehe Gerhard Harig: Galilei und sein Kampf gegen die aristotelisch-scholastische Naturlehre. In: Galileo Galilei. Akademische Festveranstaltung der Friedrich-Schiller-Universität Jena anlässlich der 400. Wiederkehr des Geburtstages des großen italienischen Gelehrten. Jena 1964. S. 14–44 (Jenaer Reden und Schriften). – Wiederveröffentlicht in: Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften. S. 153–173.
- 65 Siehe Gerhard Harig: Die Tat des Kopernikus. Die Wandlung des astronomischen Weltbildes im 16. und 17. Jahrhundert. Leipzig [u.a.] 1962.
- 66 Siehe Gerhard Harig: Über die Entstehung der klassischen Naturwissenschaft in Europa. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie. Berlin. Jg. 6. 1958. S. 419–450. – Wiederveröffentlicht in: Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften. S. 11–39.

als Voraussetzung für die spätere Entwicklung, hat er die sogenannte wissenschaftlich-literarische Entdeckung der Produktion, das heißt die Entstehung einer neuen technisch-wissenschaftlichen Literatur nunmehr in den jeweiligen Nationalsprachen, die Verbindung von Mathematik und Naturerkenntnis, die Entstehung der Dynamik sowie Leben und Leistungen der Protagonisten jener Jahrzehnte des gesellschaftlichen Umbruchs in einen logisch-historischen Zusammenhang gestellt. Dabei geht es ihm niemals um Wissenschaftsgeschichte per se, sondern stets um Schlussfolgerungen für spätere, auch für gegenwärtige Wissenschaftsprozesse »in der Übergangsperiode vom Kapitalismus zum Sozialismus«, wie Harig meinte und dabei offensichtlich – wie wohl die meisten von uns auch – von der historischen Gesetzmäßigkeit und Unumkehrbarkeit des gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses überzeugt war.

In diesem Kontext sei noch die Arbeit »Die beiden Aspekte der wissenschaftlichen Revolution des 17. Jahrhunderts und die Gegenwart«<sup>67</sup> erwähnt, in der sich Harig als einer der ersten in der DDR intensiv mit Thomas S. Kuhns »The structure of scientific revolutions« beschäftigte. Sein Fazit: »Wenn man diese historische Erfahrung der großen wissenschaftlichen Revolution des 17. Jahrhunderts verallgemeinert, so ergibt sich, daß der Charakter oder die Struktur einer wissenschaftlichen Revolution nicht allein in einem Wechsel der Paradigmen besteht, wie Thomas S. Kuhn annimmt, sondern zugleich in einer Änderung oder, genauer gesagt, in einer Vertiefung und Ausweitung der gesellschaftlichen Funktion der Wissenschaft. Erst die Vereinigung beider Momente führt zu einer wissenschaftlichen Revolution.«<sup>68</sup> In gleicher Weise vollziehe sich die wissenschaftlich-technische Revolution im 20. Jahrhundert auch nicht allein »durch die Herausbildung neuer Vorstellungen, Begriffe, Theorien und Methoden, sondern ebenso durch die Umwandlung der Wissenschaft in eine Produktivkraft, d. h. durch die Erweiterung ihrer gesellschaftlichen Funktion.«<sup>69</sup> Die erstmals von Gerhard Kosel 1957 zur Diskussion gestellte und vier Jahre später von Walter Ulbricht

67 Siehe Gerhard Harig: Die beiden Aspekte der wissenschaftlichen Revolution des 17. Jahrhunderts und die Gegenwart. Erweiterter und ergänzter deutscher Text des Beitrages *La Révolution scientifique au XVII<sup>e</sup> siècle* zum XI. CIHS, August 1965 in Warschau. In: NTM. Schriftenreihe für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin. Leipzig. Jg. 3. 1966. H. 8. S. 1–10. – Wiederveröffentlicht in: *Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften*. S. 264–271.

68 Ebenda. S. 9.

69 Ebenda.

aufgegriffene Vorstellung von der Wissenschaft als einer unmittelbaren Produktivkraft lag Harig während seiner letzten Lebensjahre besonders am Herzen, wovon zum Beispiel sein umfangreiches Einleitungsreferat<sup>70</sup> auf der wissenschaftlichen Tagung zeugt, die die Karl-Marx-Universität 1963 zum zehnten Jahrestag ihrer Namensgebung, die Gerhard Harig als Staatssekretär vollzogen hatte, durchführte.

Überschaut man Leben und Werk von Gerhard Harig, scheint das Resümee erlaubt: Harig war vom Fach her weder Philosoph noch Historiker; als promovierter Physiker war er Wissenschaftshistoriker, dem weniger am Faktologischen als vielmehr an den großen Zusammenhängen, an Verallgemeinerungen und Schlussfolgerungen, an den Wechselbeziehungen und Wechselwirkungen mit der Philosophie, insbesondere mit dem dialektischen Materialismus und mit der Entwicklung der Gesellschaft in der jeweils untersuchten Epoche gelegen war. Insofern war er auch Wissenschaftstheoretiker. Harig war zugleich ein politischer Mensch. Pierre Durand, Mitglied der illegalen Lagerleitung in Buchenwald, Harig hat ihn vermutlich gekannt, sagte vor Jahresfrist: »Wir sind nicht die Klageweiber der Geschichte. Wir sind der lebende Beweis dafür, dass der Kampf für Freiheit, Frieden und Glück immer möglich ist. Unser langes Leben hat uns gelehrt, dass man nie aufgeben darf, dass man die [...] Hoffnung und den Willen bewahren muss, eine bessere Welt aufzubauen, eine Welt, die der Menschheit würdig ist. Diesen Wunsch haben wir mit unserem Schwur am 19. April 1945 ausgedrückt. Jetzt müssen Sie ihn in die Tat umsetzen«<sup>71</sup>. Gerhard Harig hat es versucht. Uns bleibt die Verpflichtung.

70 Siehe Gerhard Harig: Die Entwicklung der Wissenschaft zur unmittelbaren Produktivkraft. In: Die Entwicklung der Wissenschaft zur unmittelbaren Produktivkraft. Materialien der wissenschaftlichen Tagung des Prorektorats für Forschungsangelegenheiten der Karl-Marx-Universität zum 10. Jahrestag ihrer Namensgebung am 3. und 4. Mai 1963. Leipzig 1964. S. 1–47.

71 »Junge Welt«. Berlin, Nr. 114 vom 18./19. Mai 2002. S. 15.

## Lebensdaten von Gerhard Harig

31. Juli 1902	Gerhard Harig wird in Niederwürschnitz/Erzgebirge geboren.
1906	Übersiedlung der Mutter mit Sohn und Tochter nach Leipzig.
1913–1922	Bürgerschule und Realgymnasium, 1922 Abitur.
1922–1927	Studium der Mathematik, Physik und Mineralogie an den Universitäten Leipzig und Wien.
1933	Assistent am Institut für Theoretische Physik der TH Aachen, Verhaftung und 14tägige Haft, Heirat mit Sophie Katharina Heizmann, Übersiedlung nach Leipzig, Eintritt in die illegale KPD, Emigration in die Sowjetunion.
1933/1934	Physikalisches Institut der TH Leningrad.
1934–1937	Institut für Geschichte der Wissenschaft und Technik der Akademie der Wissenschaften in Leningrad.
1938	Rückkehr nach Deutschland, Verhaftung in Stettin und Untersuchungshaft Leipzig.
1938–1945	Schutzhaft im Konzentrationslager Buchenwald.
1945/1946	Direktor des statistischen Amtes Leipzig.
Juli–September 1947	Hauptreferent für Philosophie, Zentralsekretariat der SED in Berlin.
Oktober 1947 bis November 1948	Professor für Geschichte der Naturwissenschaften und Technik, Universität Leipzig.
November 1948 bis Dezember 1950	Professor für Dialektischen und Historischen Materialismus, Universität Leipzig.
Dezember 1950	Leiter der Hauptabteilung Hochschulwesen und Wissenschaftliche Einrichtungen im Ministerium für Volksbildung der DDR, Berlin.
1951–1957	Sekretär im Staatssekretariat für Hochschulwesen, Berlin.
März 1957 bis Oktober 1966	Professor für Geschichte der Naturwissenschaften, Direktor des Karl-Sudhoff-Instituts der Karl-Marx-Universität Leipzig.
1965	Vorsitzender des Nationalkomitees für Philosophie und Geschichte der Naturwissenschaften, Aufnahme des Nationalkomitees in die Internationale Union für Geschichte und Philosophie der Wissenschaften.

## Bibliographie (Auswahl)

- Über die Verbreitung der Absorptionslinie 2537 Å.E. des Quecksilbers und über die Absorption ultravioletten Lichtes durch flüssiges Kohlendioxyd. Inaugural-Dissertation, angenommen von der math.-nat. Abteilung der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig, 17. März 1928. In: *Physikalische Zeitschrift*. Jg. 30. 1929. Sonderdruck Nr. 1. S. 1–19.
- Lenin i sovremennaja fizika [Lenin und die moderne Physik]. In: Pamjati V. I. Lenina. Sbornik statej k 10-letiju so dnja smerti. [Dem Andenken W. I. Lenins. Sammelband zum 10. Todestag.] 1924–1934. Moskva 1934. S. 367–447 [dt. und russ.]. – Deutsch in: Gerhard Harig: *Ausgewählte philosophische Schriften 1934–1959*. Hrsg. von Gottfried Hande et al. Leipzig 1973. S. 15–59.
- Spor Tartal'ja i Kardana o kubiceskich uravnenijach i ego obscestvennyje osnovy [Cardans und Tantal'ias Streit um die kubischen Gleichungen und seine gesellschaftlichen Grundlagen]. In: *Archiv istorii nauki i tehniki*. Vyp. 7. 1935. S. 67–104. – Deutsch in: Gerhard Harig: *Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften*. Hrsg. von Georg Harig und Günter Wendel. Berlin 1983. S. 60–88.
- Die Erkenntnistheorie des Marxismus. Zu Lenin Werk »Materialismus und Empirio-kritizismus«. Vortrag bei der Kulturabteilung der KPD. Leipzig, 22. Oktober 1945. In: *Ausgewählte philosophische Schriften*. S. 61–75.
- Weltanschauung und moderne Physik. Vortrag bei der Abteilung Kultur und Erziehung der SED. Leipzig 1946. In: *Ausgewählte philosophische Schriften 1934–1959*. S. 77–95.
- Der weitere Ausbau unseres Hochschulwesens. In: *Einheit. Zeitschrift für Theorie und Praxis des wissenschaftlichen Sozialismus*. Berlin. Jg. 6. 1951. H. 20. S. 1575–1586.
- Die Entwicklung des Hochschulwesens in der Deutschen Demokratischen Republik [chin.]. In: *Volkserziehung*. Peking. 1954. H. 2. S. 37–42.
- Über die Verbesserung von Ausbildung und Erziehung unserer Studierenden. [Referat auf der 2. Zentralen Hochschulkonferenz in Leipzig, 15. und 16. Juni 1955.] In: *Das Hochschulwesen*. Berlin. Jg. 3. 1955. H. 7/8. S. 3–48.
- Über die Entstehung der klassischen Naturwissenschaften in Europa. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*. Berlin. Jg. 6. 1958. S. 419–450. – Wiederveröffentlicht in: *Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften*. S. 11–39.
- Alexander von Humboldt. Wissenschaftler und Humanist. Zu seinem 100. Todestag. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*. Berlin. Jg. 7. 1959. S. 253–270. – Wiederveröffentlicht in: *Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften*. S. 205–221.
- Der dialektische Materialismus und die moderne Naturwissenschaft. In: Gerhard Harig, Josef Schleifstein (Hrsg.): *Naturwissenschaft und Philosophie. Beiträge zum internationalen Symposium über Naturwissenschaften anlässlich der 550-Jahr-Feier der Karl-Marx-Universität Leipzig*. Berlin 1960. S. 11–23. – Wiederveröffentlicht in: *Ausgewählte philosophische Schriften*. S. 97–106.
- Gerhard Harig (Hrsg.): *Von Adam Ries bis Max Planck. 25 große deutsche Mathematiker und Naturwissenschaftler*. Leipzig 1961. 2. Aufl. Leipzig 1962.
- Die Tat des Kopernikus. Die Wandlung des astronomischen Weltbildes im 16. und 17. Jahrhundert. Leipzig, Jena, Berlin 1962.

- Der materialistische Kern der Naturwissenschaft in Deutschland. In: Naturwissenschaft, Tradition, Fortschritt. Hrsg. von Gerhard Harig und Alexander Mette. Berlin 1963. S. 1–17 (NTM. Zeitschrift für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin. Beiheft).
- Wesen und Merkmale der wissenschaftlich-technischen Revolution. In: Die sozialistische Universität in der Epoche der wissenschaftlich-technischen Revolution. Leipzig 1965. S. 4–17.
- Aspekte der Geschichte der Naturwissenschaft. In: NTM. Schriftenreihe für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin. Leipzig. Jg. 3. 1966. H. 7. S. 32–46. –Wiederveröffentlicht in: Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften. S. 272–282.
- Klassische und moderne Atomistik. In: NTM. Schriftenreihe für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin. Leipzig. Jg. 4. 1967. H. 9. S. 1–23. – Wiederveröffentlicht in: Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften. S. 299–317.

#### Sekundärliteratur zur Biographie Gerhard Harigs

- Eginald Fabian, Hans Wußing: In memoriam Prof. Dr. phil. Gerhard Harig. In: NTM. Schriftenreihe für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin. Leipzig. Jg. 4. 1967. H. 4. S. 3–7.
- Eginald Fabian: Gerhard Harigs wissenschaftliches Credo. In: Gerhard Harig: Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften. Hrsg. von Georg Harig und Günter Wendel. Berlin 1983. S. 319–330.
- Gottfried Handel: Nachwort. In: Gerhard Harig. Ausgewählte philosophische Schriften 1934–1959. Hrsg. von Gottfried Handel et al. Leipzig 1973. S. 107–163.
- Vladimir S. Kirsanov: Zurück zu den Ursprüngen. Bemerkungen über das Institut für Geschichte der Wissenschaft und Technik der Akademie der Wissenschaften der UdSSR [russ.]. In: Woprosy istorii estestvosnanja i tehniki. Moskva. 1994. No. 1. S. 12 f.
- Hermann Ley: Gerhard Harig und die Geschichte der Naturwissenschaften in der Renaissance. Ein forschungsgeschichtliches Nachwort. In: Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften. S. 331–341.
- Walter Markow: Gerhard Harig, 1902–1966, Physiker, Philosoph, Politiker. In: Berühmte Leipziger Studenten. Leipzig [u. a.] 1984. S. 182–189.
- Hans Mayer: Exkurs: Aus dem Leben von Käthe Harig. In: Ein Deutscher auf Widerruf. Erinnerungen. Bd. 2: Erinnerungen II. Frankfurt am Main 1988. S. 195–209.



SIEGFRIED PROKOP

## Gerhard Harig – erster Staatssekretär für das Hochschulwesen der DDR (1951–1957)

### *Forschungsstand und Quellenlage*

Untersuchungen zur Geschichte der Wissenschaft und des Hochschulwesens nehmen in den Forschungen über die DDR bisher einen untergeordneten Rang ein. Jedoch wurde relativ früh begonnen, zur Hochschulgeschichte der DDR zu forschen. Aus der Zeit vor der Wende sind für die erste Hälfte der 1950er Jahre, die Zeit des Wirkens von Gerhard Harig als Staatssekretär, der Band »Magister und Scholaren« in der Gesamtedition von Günter Steiger und Werner Fläschendräger sowie die nicht publizierte Dissertation von Anke Huschner kritisch zu berücksichtigen.<sup>1</sup> Beide Arbeiten sind zwar von der geschichtspolitischen Konzeption der SED geprägt; jedoch basieren die Untersuchungen bereits auf Quellen aus dem Archiv des Ministeriums für das Hoch- und Fachschulwesen der DDR.

Die 1973 und 1983 erschienenen »Ausgewählten philosophischen Schriften« und »Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften«<sup>2</sup> vermitteln vor allem über die begleitenden Texte der Herausgeber auch Angaben zur Tätigkeit Gerhard Harigs als Staatssekretär für das Hochschulwesen der DDR. Gesammelte Reden und Schriften Harigs zur Hochschul- und Wissenschaftspolitik wurden von Hans-Joachim Böhme bis 1990 bearbeitet, doch mangels von Finanzierungsmöglichkeit nicht mehr publiziert.<sup>3</sup> Für die

- 1 Siehe Magister und Scholaren. Geschichte deutscher Universitäten und Hochschulen im Überblick. Leipzig [u. a.] 1981. S. 215–231. – Anke Huschner: Der Beitrag des Hochschulwesens zur Herausbildung der sozialistischen Intelligenz in der ersten Hälfte der 50er Jahre. Phil. Diss. A. Berlin 1989 (nachfolgend: Huschner: Der Beitrag des Hochschulwesens).
- 2 Siehe Gerhard Harig: Ausgewählte philosophische Schriften 1934–1959. Hrsg. von Gottfried Handel. Leipzig 1973; Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften. Hrsg. von Georg Harig und Günter Wendel. Berlin 1983.
- 3 Siehe Gerhard Harig: Gesammelte Reden und Schriften zur Hochschul- und

Erforschung der Rolle Harigs als erster Hochschulstaatssekretär stellen diese Reden und Schriften eine unverzichtbare Quelle dar. Der Nachlass Harigs im Umfang von etwa zwei Metern liegt noch unbearbeitet im Bundesarchiv. Hier lassen die Arbeitsbücher Harigs einigen Aufschluss über inhaltliche Probleme seiner Tätigkeit als Staatssekretär erwarten, falls die Abschriften, die Böhme veranlasste, noch gefunden werden. Böhme konnte auf die Unterstützung durch Frau Gerda Schulze zurückgreifen, eine der wenigen Sekretärinnen, die Harigs eigenwillige Handschrift zu lesen verstand.

Neuere Monographien zu Teilbereichen der Tätigkeit des Staatssekretariats wie Lehrerbildung<sup>4</sup>, Ärzteausbildung<sup>5</sup> und zur Rolle der Hochschullehrer<sup>6</sup> sind teilweise von geschichtspolitischen Verkürzungen der Nachwende geprägt. Um eine Versachlichung der Darstellung der DDR-Wissenschafts- und Hochschulgeschichte bemüht sich seit einigen Jahren der »Helenenauer Kreis«, dessen erste Resultate von Clemens Burrichter und Gerald Diesener jüngst publiziert wurden.<sup>7</sup> John Connelly legte im Jahre 2000 eine vergleichende Untersuchung zum Hochschulwesen in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) / DDR, der ČSR und der VR Polen (1945–1956) vor, wobei er den roten Faden in der Übertragung des sowjetischen Modells auf diese Länder sieht. Connelly vermerkt, dass die Bildung eines Ministeriums für Hochschulwesen in Polen unter dem früheren Sozialisten Adam Rapacki im April 1950 erfolgte, in der DDR das Staatssekretariat unter dem sowjetisch ausgebildeten Philosophen Gerhard Harig 1951 geschaffen wurde und in der Tschechoslowakischen Republik ein Hochschulministerium unter dem sowjetisch ausgebildeten Publizisten Ladislav Štoll zu Beginn des Jahres 1953 entstand.<sup>8</sup> Da Connelly ausschließlich von

Wissenschaftspolitik. Gesammelt und zur Hrsg. vorbereitet von Hans-Joachim Böhme. Berlin 1990 (Masch. Ms. – nachfolgend: Harig: Gesammelte Reden und Schriften). – Der Verf. dankt Günter Wendel für die Überlassung einer Kopie des Manuskripts.

- 4 Siehe Brigitte Hohlfeld: Die Neulehrer in der SBZ/DDR 1945–1953. Ihre Rolle bei der Umgestaltung von Gesellschaft und Staat. Weinheim 1992.
- 5 Siehe Anna-Sabine Ernst: »Die beste Prophylaxe ist der Sozialismus«. Ärzte und medizinische Hochschullehrer in der SBZ/DDR 1945–1961. Münster [u.a.] 1997 (Internationale Hochschulschriften. Bd. 210).
- 6 Siehe Ralph Jessen: Akademische Elite und kommunistische Diktatur. Die ostdeutsche Hochschullehrerschaft in der Ulbricht-Ära. Göttingen 1999 (Studien zur Geschichtswissenschaft. Bd. 135).
- 7 Siehe Auf dem Weg zur »Produktivkraft Wissenschaft«. Hrsg. von Clemens Burrichter und Gerald Diesener. Leipzig 2002 (Beiträge zur DDR-Wissenschaftsgeschichte. Reihe B: Arbeitsmaterialien und Texte. Bd. 1).
- 8 Siehe John Connelly: Captive university. The Sovietization of East German, Czech, and Polish higher education, 1945–1956. Chapel Hill, London 2000. S. 58.

»Sowjetisierung« ausgeht und nach Modernisierung überhaupt nicht fragt, gelang ihm nur ein begrenzter Zugang zum Thema.

Da wir zur Zeit noch in der glücklichen Lage sind, dass Mitarbeiter von Gerhard Harig im Staatssekretariat noch am Leben sind, schien es sinnvoll, diese in die Recherche einzubeziehen. Der Verfasser dankt Wolfgang Hartmann, Joachim Lojewski, Kurt Ottersberg und Günter Wendel, die in Interviews beziehungsweise schriftlichen Äußerungen zur Aufklärung bestimmter Sachverhalte beitragen.

### *Die Gründung des Staatssekretariats für das Hochschulwesen*

Die Vorbereitung eines Staatssekretariats für Hochschulwesen erfolgte ab Januar 1951 im Schoße des Volksbildungsministeriums unter Paul Wandel. Die Mitarbeiter für das neue Staatssekretariat waren vermutlich nicht anders als Wolfgang Hartmann per Parteiauftrag nach Berlin beordert worden. Harig selbst war sich anfangs der Tragweite der neuen Aufgabe noch nicht voll bewusst; denn er blieb zunächst Mitglied der Leipziger Universitätsparteileitung und hielt engen Kontakt zu seinen Leipziger Kollegen. Jedoch wurde dafür seine Zeit rasch zu knapp. Schon am 18. Januar 1951 hatte er auf der 4. Tagung des ZK der SED ein Referat über die Aufgaben der Universitäten und Hochschulen im Fünfjahrplan zu halten. Harig ging davon aus, dass bis Mitte der 1950er Jahre eine bedeutende Zahl von Fachkräften mit Hochschulabschluß auszubilden sei. Es gehe um eine Verdoppelung der Zahl der Studierenden und um die Vergrößerung der Zahl der Hochschulen um fünf. Sein besonderes Augenmerk richtete Harig auf die angestrebte Zentralisation und Planung der Hochschulausbildung: »Die wissenschaftliche Arbeit muß erstens zentralisiert und zweites geplant werden. Die immer noch vorhandene Desorganisiertheit des wissenschaftlichen Betriebes entspricht weder den gesellschaftlichen Anforderungen der planmäßig gelenkten Entlung unserer Gesellschaftsordnung, noch den Anforderungen der fortschrittlichen Wissenschaft.«<sup>9</sup> Die Zentralisierung mache die Auflösung der Hochschulabteilungen bei den Volksbildungsministerien der Länder erforderlich. Die Universitäten, Hochschulen und wissenschaftlichen Einrichtungen seien in der Hauptabteilung Hochschulen und wissenschaftliche Einrichtungen zusammenzufassen. Mit Wirkung vom 1. März 1951 sei diese Hauptabteilung

9 Gerhard Harig: Die nächsten Aufgaben im Schulwesen: Universitäten und Hochschulen. In: Gesammelte Reden und Schriften. S. 33.

in ein Staatssekretariat mit selbständigem Geschäftsbereich umzubilden. Zu den Aufgaben des Staatssekretariats führte Harig aus: »Diese zentrale Stelle ist verpflichtet, die neue einheitliche Studienreform unverzüglich in Angriff zu nehmen und im Herbst 1951 zur Einführung des Zehnmonatstudienjahres, das die im einzelnen aufgeführten Maßnahmen einschließt, überzugehen.«<sup>10</sup> Am 22. Februar 1951 verabschiedete der Ministerrat der DDR die Verordnung über die Neuorganisation des Hochschulwesens (Gesetzblatt der DDR. 1951.Nr. 23. S. 123), die Vorschläge Harigs auf der 4. ZK-Tagung berücksichtigte.

Am 1. März 1951 war es dann soweit. Harig wurde von Wilhelm Pieck als Staatssekretär vereidigt, wie es in den bisherigen Darstellungen<sup>11</sup> nicht gerade korrekt heißt. Die Berufungsurkunde war in der Tat von Wilhelm Pieck unterzeichnet, der Berufsungsakt jedoch an Otto Nuschke delegiert worden. Eine Anekdote legt davon Zeugnis ab. Nuschke liebte es, sowohl in Debatten wie im vertrauten persönlichen Gespräch im Anschluss an oder in Pausen von Sitzungen Anekdoten zu erzählen oder auch zu erfinden. So erinnert sich Günter Wirth<sup>12</sup>, dass Nuschke ihm Anfang der 1950er Jahre bei einer solchen Gelegenheit berichtete (»Mein lieber Freund«, so begannen derartige Geschichten gewöhnlich), wie er den Auftrag von Präsident Wilhelm Pieck erhalten hatte, den neuen Staatssekretär für Hochschulfragen zu vereidigen. Er habe freilich von dem Auftrag so spät Mitteilung erhalten, dass er »wohl nicht ganz pünktlich« im Schloss Niederschönhausen erschienen sei. Hierbei blickte Nuschke verschmitzt über seine Brille: Wenn Pünktlichkeit die Tugend der Könige ist, die von Otto Nuschke war es jedenfalls nicht. Und »nicht ganz pünktlich« war, so betrachtet, ein Understatement.

Immerhin muss Nuschke dann doch den für die Verleihung vorgesehenen Raum im Amtssitz des Präsidenten betreten haben, und er war allerdings, wie er berichtete, beruhigt: Der zu Vereidigende schien auch noch nicht da zu sein – er war nicht zu sehen. »Als ich nach einer Weile noch immer nichts gesehen habe«, so Nuschke weiter, »habe ich ein wenig unwirsch vor mich hingemurmelt: Wo ist er denn nun, der neue Herr Staatssekretär?«

Hierauf habe sich zu seiner Überraschung eine Stimme aus der Fenster-ecke gemeldet: »Hier bin ich doch, Herr Ministerpräsident!« Der körperlich

10 Ebenda. S. 34.

11 Siehe Biographische Daten. In: Harig: Ausgewählte philosophische Schriften. S. 181. – Huschner: Der Beitrag des Hochschulwesens. S. 21.

12 Mit Dank an Günter Wirth, der dem Wunsch des Verfassers folgte und die Anekdote zu Papier brachte.

kleine Staatssekretär war vom körperlich massiven Ministerpräsidenten übersehen worden ...

Wenn die Geschichte nicht (ganz) wahr ist, ist sie jedenfalls gut erfunden. Auch Victor Klemperer spielte in seinen Nachkriegstagebüchern wiederholt auf die Körper»größe« Harigs an. Am 22. März 1951 notierte Klemperer: »Harig, verknittertes Männchen, wie kleinster Bureaubeamter, verstaubt, ausgemergelt; hinter schweren Brillengläsern scheinen die farblosen Augen immer unter gelähmt schweren [vermutlich »schwarzen« – der Verf.] Lidern zu verschwinden; wirkt wie tiefer Sechziger, ist wahrscheinlich erst Anfang 50. Dabei ruhig freundliches Benehmen. Gestern noch Professor in Leipzig – übrigens ursprünglich Physiker, dann Polit-Ökonomie, heute Staatssekretär u. tatsächlich selbständiger Minister für Hochschulwesen – morgen?«<sup>13</sup>

Dem Staatssekretär unterstanden zunächst die sechs Universitäten in Berlin, Leipzig, Halle, Jena, Rostock und Greifswald. Kurze Zeit nach der Konstituierung gesellte sich auch die Technische Hochschule Dresden hinzu. Danach folgten die neugegründeten Fachhochschulen.

Andere Hochschulen unterstanden den jeweiligen Fachministerien. Aber Fragen der allgemeinen Hochschulpolitik und wissenschaftliche Fragen blieben in der Hand des Staatssekretariats. Von Anfang an verfügte das Staatssekretariat über eine Abteilung für die Fachschulbildung, die für die Arbeit der technischen Schulen und andere mittlere Fachschulen verantwortlich war. Diese Fachschulen unterstanden jedoch Ministerien entsprechend ihrem fachlichen Charakter. Diese Doppelunterstellung war von Anfang an problematisch.

## *Die 2. Hochschulreform*

Ab 1. September 1951 erfolgte die Einführung des ersten »10-Monate-Studienjahres« an allen Universitäten und Hochschulen der DDR. Es wurde so genannt, weil das in Herbst- und Frühjahrssemester geteilte Studienjahr am 1. September begann und zehn Monate dauerte. Das Herbstsemester erstreckte sich von September bis Dezember, und das Frühjahrssemester von

13 Victor Klemperer: So sitze ich denn zwischen allen Stühlen. Bd. 2: Tagebücher 1950–1959. Hrsg. von Walter Nowojski unter Mitarbeit von Christian Löser. Berlin 1999. S. 147.

Mitte Januar bis zur ersten Maihälfte. Um den Mangel an Lehrkräften zu kompensieren, sollte nach gemeinsamen, verbindlichen Lehrprogrammen gelehrt werden. Weil die Erarbeitung sehr zeitaufwendig war, zog sich das Vorhaben mehrere Jahre hin. Im Studienjahr 1951/1952 kamen etwa 80 Lehrprogramme zur Anwendung.<sup>14</sup> An das Ende des Studienjahres schlossen sich zwei Wochen Prüfungen und sechs Wochen Berufspraktikum an. Das Berufspraktikum verfolgte das Ziel, die Studenten mit dem künftigen Arbeitsbereich vertraut zu machen und ihnen Gelegenheit zu geben, die bereits erlernte Theorie in der Praxis anzuwenden. Eine Schlüsselrolle bei der Einführung des »10-Monate-Studienjahres« kam dem Lehr- beziehungsweise Studienplan zu, über dessen Funktion Gerhard Harig schrieb: »Der Unterricht wird nach einem festen Lehrplan durchgeführt. Studenten und Lehrer müssen die Festlegungen des Lehrplanes einhalten. Im Lehrplan sind die Themen jeder Fachrichtung sowie die Hausaufgaben, Seminare, Übungen, Praktika klar festgelegt.«<sup>15</sup>

Mit dem fachwissenschaftlichen Unterricht eng verbunden wurde das für alle Fakultäten und Disziplinen der Hochschulen verbindliche gesellschaftswissenschaftliche Grundstudium (GeWi-Grundstudium) eingeführt, dessen Grundbestandteile Harig mit folgenden Worten umriss: »In den ersten beiden Studienjahren werden marxistisch-leninistische Grundlagen studiert, pro Woche zwei Stunden. Alle zwei Wochen wird ein Seminar durchgeführt. Im 3. Studienjahr wird politische Ökonomie studiert.«<sup>16</sup> Obligatorisch wurden für Studenten ferner das Studium der deutschen und der russischen Sprache und Literatur und wöchentlich zwei Stunden Sportunterricht für die ersten beiden Studienjahre.

Zu dem Gesamtkomplex kamen noch die Bildung von Seminargruppen, Prorektoraten und Fachrichtungen sowie der Ausbau der wissenschaftlichen Aspirantur für die Ausbildung des Hochschullehrernachwuchses und die Verstärkung des Arbeiter- und Bauernstudiums. Der Komplex dieser fundamentalen Umstrukturierung erhielt erst in den 1960er Jahren die Bezeichnung 2. Hochschulreform. Die Umstrukturierung verlief keineswegs reibungslos. Harig wurde während seiner Zeit als Staatssekretär mit ernsthaften Problemen, die aus der Reform resultierten, konfrontiert. Die Zahl der Wochenstunden, die die Studenten zu absolvieren hatten, stieg auf 36 Stunden, in einigen Fällen sogar auf 40 bis 50 Stunden. Spitzenwerte lagen bei

14 Siehe Huschner: Der Beitrag des Hochschulwesens. S. 37.

15 Harig: Die nächsten Aufgaben im Schulwesen: Universitäten und Hochschulen. S. 526.

16 Ebenda. S. 527.

80 Stunden.<sup>17</sup> Fast eine Katastrophe! Die Kritik, die bei Studenten und Professoren sofort aufkam, war berechtigt. Harig äußerte sich bereits im Dezember 1951 sehr nachdenklich: »Schon die nach den jetzigen Bestimmungen höchstzulässige Zahl von 36 Wochenstunden beansprucht die Kräfte der Studierenden aufs äußerste. Wir können nicht zulassen, daß ein regelmäßiges Selbststudium unmöglich gemacht, die Gesundheit unserer Studierenden gefährdet und die Studienreform in ihren Augen diskreditiert wird.«<sup>18</sup> Korrekturen wurden vorgenommen. Das eigentliche Problem der Überlastung der Studenten durch vorgeschriebene Lehrveranstaltungen und der damit verbundenen Trend zur Verschulung der Universität blieb aber bestehen. Das »10-Monate-Studienjahr« beendete die traditionell individuell – selbst bestimmten Studienverläufe mit größeren vorlesungsfreien Phasen. Das Hochschulstudium wurde »einerseits kürzer und in gewisser Weise effizienter, aber in seinen – nunmehr schulähnlichen – Verläufen auch kreativitätsmindernd.«<sup>19</sup> Dass es bei der 2. Hochschulreform aber wesentlich auch um Modernisierungsbestrebungen ging, kann selbst bei kritischer Betrachtung nicht bestritten werden. Der Trend zur Massenuniversität hatte Konsequenzen für die Gestaltung des Studiums, wenn die Einhaltung einer bestimmten Studiendauer, in der Regel vier bis fünf Jahre, gewährleistet werden sollte. Die westdeutschen Universitäten, die einen anderen Weg gingen, bezahlten dafür mit dem Emporschnellen der durchschnittlichen Studiendauer auf sieben bis acht Jahre. Wenige »ewige Studenten« brachten es auf eine wesentlich längere Studiendauer.

Die Studiendauer konnte der Gesellschaft und den Steuerzahlern aber im Zusammenhang mit dem staatlichen Stipendiensystem der DDR nicht gleichgültig sein. Die Neuordnung des Stipendienwesens (Gesetzblatt der DDR vom 20. September 1951) garantierte der Mehrheit der Studentenschaft ein Grundstipendium und bei guten und sehr guten Leistungen zusätzlich ein Leistungsstipendium. Die DDR-Gesellschaft konnte also erwarten, dass die Studenten in einem angemessenen Zeitlimit ihr Studium abschlossen, schließlich wurden Absolventen in Wirtschaft und Gesellschaft dringend gebraucht.

17 Siehe Huschner: Der Beitrag des Hochschulwesens. S. 37.

18 Gerhard Harig: Der weitere Ausbau unseres Hochschulwesens. In: Gesammelte Reden und Schriften zur Hochschul- und Wissenschaftspolitik. S. 153.

19 Ulrike Schuster: Wissen ist Macht. FDJ, Studenten und die Zeitschrift Forum in der SBZ/DDR. Eine Dokumentation. Berlin 1997. S. 108 (Die Freie Deutsche Jugend. Editionen. Bd. 5).

Von Optimierung konnte aber keineswegs die Rede sein; denn das GeWi-Grundstudium war nicht nur zeitlich im Vergleich zum eigentlichen Fach zu umfangreich; es war politik- und ideologiebefrachtet und orientierte auf die Leitfunktion einer Sowjetwissenschaft, in der es Disziplinen wie Kybernetik, Genetik, Soziologie und moderne Richtungen der Psychologie nicht mehr gab oder es sehr schwer hatten. Als eine Form des studium generale hatte das GeWi-Grundstudium aber bei angemessener Ausgestaltung durchaus seine Berechtigung.

Harig durchschaute Anfang der 1950er Jahre noch nicht die Verwerfungen im Gefüge der Sowjetwissenschaft. Vor Rektoren erklärte er am 28. April 1952: »Es genügt nicht, wenn nur unsere Biologen und die Landwirte die Lehre von Mitschurin und Lyssenko, wenn unsere Sprachwissenschaftler die Stalinsche Lehre von der Sprachwissenschaft studieren. Ebenso wie sich im 19. Jahrhundert alle fortschrittlichen Menschen mit der Lehre Darwins bekannt gemacht haben, so sollen heute alle fortschrittlichen Menschen die Lehren von Mitschurin, Lyssenko und Stalin studieren.«<sup>20</sup> Sah das Harig wirklich so? Oder unternahm der vorsichtige und etwas zögerliche Mann in diesem Falle lediglich eine Gratwanderung? Dogmatische Wissenschaftler hatten immer wieder gegen das Staatssekretariat getrommelt, weil es angeblich nicht genügend tat, um Stalins Leistungen auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft in der Hochschullehre zu verankern.<sup>21</sup>

20 Gerhard Harig: Entwicklung der fortschrittlichen deutschen Wissenschaft. In: Gesammelte Reden und Schriften zur Hochschul- und Wissenschaftspolitik. S. 264.

21 Konferenz der Abteilung Propaganda des ZK über Stalins Arbeiten über den Marxismus in der Sprachwissenschaft 23.–24. Juni 1951 in Berlin. Kritik am Staatssekretariat Hochschulwesen durch Gertrud Pätsch, Jena: »An unseren Universitäten werden die traditionellen Einleitungsvorlesungen für Sprachstudenten noch ohne jeden marxistischen Einschlag gehalten. Pläne für marxistische Vorlesungen sind vorhanden, und zwar besitzen wir die sowjetischen Programme für den Kursus ›Einleitung in die Sprachwissenschaft‹ und für die Vorlesung ›Die Grundzüge der Stalinschen Lehre von der Sprache‹. Welche Politik das Staatssekretariat verfolgt, ist allerdings nicht ersichtlich. Als Genosse muß man schon über besondere Beziehungen verfügen, um in ihren Besitz zu kommen, während Genossin Feix sie den bürgerlichen Dozenten unverzüglich zugestellt hat, bei denen sie nun friedlich schlummern. Man scheint sich demnach noch keine Gedanken darüber gemacht zu haben, wer diese Vorlesungen halten wird.« (Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (nachfolgend: SAPMO-BArch) DY 30/IV 2/1.01/157. Bl. 95.)

Der Vorrang der russischen Sprache rührte zuallererst vom Herrschaftsanspruch der Besatzungsmacht her, ergab sich aber auch aus der Fehlbeurteilung der Sowjetwissenschaft, der eine umfassende Führungsposition zugesprochen wurde. Im internationalen Trend war seit den 1930er Jahren Deutsch von Englisch als Wissenschaftssprache abgelöst worden. Die einseitige Festlegung auf Russisch als erste Fremdsprache war eine, angesichts der realen Machtverhältnisse wohl kaum vermeidbare Fehlinvestition.<sup>22</sup> Natürlich musste die DDR als Bestandteil des Ostblocks der russischen Sprache einen angemessenen Platz einräumen. Dies hätte aber auch geschehen können, ohne sie für jeden Schüler und Studenten zur obligatorischen Fremdsprache Nr. 1 zu deklarieren.

Das sahen natürlich auch viele Wissenschaftler so. Sie mussten immer von Neuem zur Akzeptanz dieser unangemessenen Schwerpunktbildung bewegt werden. Angesichts des Lehrkräftemangels war zudem die Arbeitsbelastung außergewöhnlich hoch. Die Spitzenkräfte im Hochschulwesen erwarteten, dass der Staat ihre Leistungen anerkannte. Im Westen harteten ihrer in nicht wenigen Fällen materiell interessante Angebote. Dem drohenden »brain drain« in den Westen musste entgegengewirkt werden.

Die Verordnung über den Abschluss von Einzelverträgen vom 12. Juli 1951 erlaubte es, mit Nationalpreisträgern, Ordentlichen Mitgliedern der Akademien sowie Verdienten Ärzten und Verdienten Lehrern und anderen Vertretern der Intelligenz Einzelverträge abzuschließen, die ihnen einen höheren Lebensstandard sicherten. Harig überreichte am 22. Oktober 1951 an 284 Professoren der DDR Einzelverträge, das heißt an etwa 20 Prozent der Professoren und Dozenten. Die Vergütung sei so festgelegt worden, dass sie eine Steigerung gegenüber dem bisherigen Grundgehalt plus Vorlesungsgeld bedeutete. Auch seien andere Wünsche zur Erleichterung der Lehr- und Forschungsaufgaben berücksichtigt worden: »Nicht in den Vertrag aufgenommen wurden die vielfach geäußerten verständlichen Wünsche auf

22 Über die Erfahrungen in den baltischen Ländern schrieb Janis Leja: »Das System der Fremdsprachen in den sowjetischen Schulen war eigentlich auch Bestandteil des Eisernen Vorhangs. Es war schlaue aufgebaut. Kein Übeltäter und kein Verleumder der sowjetischen Realität konnten behaupten, in sowjetischen Schulen würden keine Fremdsprachen gelehrt; in Mittelschulen und Hochschulen waren es Pflichtfächer. Aber ohne praktische Anwendungsmöglichkeiten weckten Fremdsprachen kein Interesse. Die Jugend nahm das Erlernen der Fremdsprachen nicht ernst. Diese Nachlässigkeit wurde in vieler Weise vom Staat gefördert. Das Beherrschen der russischen Sprache reichte aus. Man brauchte keine anderen Sprachen, um Karriere zu machen.« (Janis Leja: ... und ich lebe doch. Baltische Kreuzwege. Berlin 2001. S. 152.)

Zuteilung von Kaffee, Tee, Tabak, Bekleidung usw., da dies im einzelnen Aufgabe des Förderungsausschusses ist und durch den regelmäßig wiederkehrenden Passus über bevorzugte Behandlung im Förderausschuß viel umfassender gesichert werden konnte.«<sup>23</sup>

Außerordentlich schädlich wirkte sich aus, dass im zweiten Halbjahr 1952 Stalins These von der ständigen Verschärfung des Klassenkampfes auch in der Hochschulpolitik Niederschlag fand. Harig erklärte auf der ersten zentralen Hochschulkonferenz im September 1952 in Berlin im Sinne der Generallinie der SED: »Wie Ihnen allgemein bekannt sein wird, haben wir an allen Universitäten und Hochschulen eine Überprüfung der Studierenden eingeleitet mit dem Ziel, gegnerische und ungeeignete Personen aus der Hochschule zu entfernen.«<sup>24</sup> Am 19. Juni 1952 stoppte das Sekretariat des ZK der SED die Möglichkeit einer legalen Übersiedlung von Wissenschaftlern in die Bundesrepublik. Als Grund wurde die Annahme des Generalvertrages genannt. Im Falle der Zuwiderhandlung seien Wohnungen mit allem Zubehör und Inhalt zu beschlagnahmen: »In allen Fällen, wo geflüchtete Personen Angehörige in der DDR zurücklassen, sind diese aus ihrem Heimatort auszusiedeln und in anderen Orten unterzubringen.«<sup>25</sup> Damals rollte eine Welle politischer Diskriminierung und Repression über das DDR-Hochschulwesen. 1953 gerieten die Universitäten und Hochschulen ebenso wie die gesamte Gesellschaft der DDR in eine tiefe Krise.

### *Zur Frage der Verankerung der Theologischen Fakultäten*

Ein Bewährungsfeld für den ins Amt gerufenen Staatssekretär sollte auch die Theologenausbildung werden. Ernst Hoffmann, der vor der Gründung der Abteilung Wissenschaften beim ZK der SED im Jahre 1952 als Sektorleiter Hochschulen in der Abteilung Propaganda für die Wissenschaften verantwortlich war, trat von Anfang an für eine strikte Trennung der Theologischen Fakultäten und der Universitäten ein. Harig sah das Problem zwar ebenso, setzte sich aber für ein vorsichtigeres Herangehen ein. Zwischen

23 Gerhard Harig: Ansprache anlässlich der Überreichung der Einzelverträge am 22. Oktober 1951 in Berlin. In: Gesammelte Reden und Schriften. S. 141.

24 Gerhard Harig: Es geht um den Beitrag des deutschen Hochschulwesens und der deutschen Wissenschaft im Kampf um die Erhaltung des Friedens, die Einheit Deutschlands und den planmäßigen Aufbau des Sozialismus. Ebenda. S. 323.

25 SAPMO-BArch. DY 30 J IV 2/3/300. Bl. 11.

ihm, Ernst Hoffmann und Kurt Hager, nach Gründung Leiter der Abteilung Wissenschaften, kam es in dieser Frage zu erregten Auseinandersetzungen. Bei einer dieser Auseinandersetzungen sagte Harig zu Hager: »Kurt, Du solltest Deine Finger aus den Hochschulen raushalten. Du hast eine deutsche Universität noch niemals von innen gesehen!«<sup>26</sup>

Im Juni 1951 wandte sich Otto Nuschke an Gerhard Harig mit der Bitte um Gewährung der Hochschulreife an Absolventen des Potsdamer Predigerseminars.<sup>27</sup> Harig sagte die Prüfung zu, dem Kirchlichen Seminar die Möglichkeit zu geben, die Seminaristen bis zur Reife für das Theologie-Studium zu führen. Daneben bestünde jedoch die Möglichkeit der Sonderreifeprüfung, nach der die Potsdamer Absolventen bereits im kommenden Semester ein Theologiestudium aufnehmen könnten. So könne den Theologischen Fakultäten geholfen werden, schon im kommenden Semester ihr erhöhtes Zulassungskontingent auszuschöpfen, fügte Harig hinzu. Auf die Anfrage der Berliner Fakultät, ob die Regierung einen Vertreter in die Prüfungskommission des Potsdamer Seminars entsenden wolle<sup>28</sup>, antwortete Harig entgegenkommend, ihm genüge die Unterschrift der Berliner Fakultät. Der Kirchenhistoriker Friedemann Stengel hebt ausdrücklich hervor, dass Gerhard Harig diese Genehmigung »gegen den erklärten Willen Grotewohls«<sup>29</sup> erteilte. Harig handelte hier wohl nicht gegen den erklärten Willen Grotewohls. Er hatte einfach zugunsten der Theologischen Fakultäten entschieden, ohne andere Partei- und Regierungsinstanzen zu befragen. Am 14. Juni 1952 trat die CDU erneut an Gerhard Harig heran. Aus Anlass der Schaffung einer Hochschule für die Katholische Kirche schlugen Günter Wirth und Erich Fascher vor, die Theologischen Fakultäten aufzulösen und eine Evangelische Hochschule zu konstituieren, die der Kirche untersteht und deren Kosten der Staat trägt. Harig bat die Vertreter der CDU, einen Vorschlag auszuarbeiten und unter Berücksichtigung der Auffassungen der Vertreter der Theologischen Fakultäten an ihn einzureichen. Am 5. August 1952 wandte sich Harig in einem Schreiben an Walter Ulbricht.<sup>30</sup> Darin wurde eine Gesamtlösung als erstrebenswertes Ziel vorgeschlagen. Anstelle

26 Interview mit Kurt Ottersberg am 8. Mai 2002.

27 Siehe BArch. DR-3, 2721 (o. Bl.).

28 Siehe BArch, DR-3, 2957 (o. Bl.).

29 Friedemann Stengel: Die Theologischen Fakultäten in der DDR als Problem der Kirchen- und Hochschulpolitik des SED-Staates bis zu ihrer Umwandlung in Sektionen 1970/71. Leipzig 1998. S. 65 (Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte. Bd. 3).

30 Siehe ebenda. S. 682 f.

der Theologischen Fakultäten könnte eine Evangelische Akademie mit erhöhtem Studienplatzkontingent und staatlicher Finanzierung geschaffen werden. Ulbricht übergab diese Angelegenheit an Otto Grotewohl, der am 14. August ein Angebot an Otto Dibelius unterbreitete. Trotz der attraktiven finanziellen Ausgestaltung des Angebots winkte Dibelius ab. Die Theologischen Fakultäten, die seit den preußischen Reformen auf die erreichte Selbständigkeit gegenüber den Kirchen stolz waren, dachten offenbar nicht daran, sich in den Schoß der Kirchen zu begeben. Emil Fuchs wies auf die Möglichkeit eines politischen Einflusses der Fakultäten auf die Kirche im Sinne des Sozialismus hin. Obwohl der Grotewohl-Vorschlag auf die Trennung von Kirche und Staat zielte, diese Lösung auch eher den Vorstellungen der sowjetischen Berater entsprochen hätte, blieben in der DDR die Theologischen Fakultäten bestehen – ein durchaus interessanter Vorgang, der ohne Harigs diplomatisches Geschick unvorstellbar war.

*Der neue Kurs im Hochschulwesen nach dem 17. Juni 1953*

Die erste ernste Zuspitzung in seiner Funktion als Staatssekretär, die ihn an Demissionierung denken ließ, erlebte Harig im Krisenjahr 1953. In der Enquete zur Lage der Intelligenz des Berliner Kulturbundes wurde angesichts der großen Unzufriedenheit im März 1953 gefordert: »Als eine Maßnahme unserer Regierung könnte die strenge und vom Standpunkt unserer Partei getragene Überprüfung der Mitarbeiter der Staatlichen Kommission für Kunstangelegenheiten und des Sekretariats für Hochschulwesen gewertet werden, um solche Fehler dieser beiden Institutionen, die in von den vorgeannten Punkten genannt sind, auszumerzen.«<sup>31</sup> Im Mai 1953 wurde der Unmut vieler Professoren durch die überraschende Verordnung über die Einführung der Elfjahresschule (Gesetzblatt der DDR. 1953. Nr. 66. S. 732) angepeitscht. Victor Klemperer nannte den Vorgang kurz »Attentat auf die Schule«, schrieb einen Artikel für die Berliner Zeitung und meldete eine Audienz bei Otto Grotewohl an. Nach Erscheinen der Verordnung notierte er zähneknirschend: »Der verabredete Artikel für die Berl. Ztg. ist hinfällig geworden, auch die Audienz bei Grotewohl [...] Abbau der 12 Jahr-Schule (natürlich verschleiert genannt). Ohne die Universität, ohne die Volkskammer zu befragen, nach kurzer bestellter ›Aufklärung‹ der öffentlichen Meinung.

31 SAPMO-BArch. DY 27, Nr. 500. Bl. 58.

Das heißt: Demokratie u. kulturelle Hebung.«<sup>32</sup> Die schärfste Attacke gegen die sowjethörige Hochschulpolitik ritt nach dem 17. Juni 1953 der Mediziner Theodor Brugsch im Präsidialrat des Kulturbundes: »Ich will kein Russe werden, ich will keine russische Universität, ich will eine deutsche Universität. Sie heißt ›Humboldt-Universität‹. Was hat man daraus gemacht? Eine russische Universität!«<sup>33</sup> Mehrere Mitglieder des Präsidialrats des Kulturbunds widersprachen dieser apodiktischen Sicht von Brugsch.

Ob Harig überhaupt an dem Projekt der Schaffung einer Elf-Klassenschule in der DDR beteiligt war, kann anhand der zur Zeit erreichbaren Quellen nicht festgestellt werden. Es ist eher anzunehmen, dass dies eine Ressortangelegenheit des Volksbildungsministeriums war. Die Angriffe aber, die wegen der Überzentralisierung, der unkritischen Orientierung auf die Sowjetwissenschaft und der Verschulung der Universitäten kamen, bezogen sich zweifelsfrei auf seine Zuständigkeit als Staatssekretär für das Hochschulwesen. Harig sah sich zu kritischer Bestandsaufnahme veranlasst. Schleunigst musste eine Antwort auf die Frage gegeben werden, wie der Neue Kurs im Hochschulwesen aussehen sollte. Am 1. Juli 1953 nahm Gerhard Harig auf der Rektorenkonferenz zum 17. Juni 1953 und zur notwendigen Wendung in der Politik der DDR Stellung. Diese Wendung dürfe kein bloßes Manöver sein, keine Politik mit Augenzwinkern; denn: »Die Geschichte lehrt, daß sich die Werktätigen und die Bevölkerung nicht auf die Dauer betrügen lassen, daß eine solche Politik nicht vom Vertrauen des Volkes getragen und deshalb zum Scheitern verurteilt ist, da sie nicht zum Ziele führt.«<sup>34</sup> Die Wendung in der Politik sei eine Hinwendung zur Verbesserung der Lebensbedingungen der Werktätigen: »Sie ist eine Politik der Abwendung von der Nichtbeachtung dieser Bedürfnisse, die Abkehr von einer Politik des Reglementierens und Administrierens, die Partei und Regierung besonders in den letzten Monaten von der Bevölkerung zu lösen begann und zu einem Mechanismus um seiner selbst willen zu werden drohte und teilweise geworden war. Eine Maßnahme zog aus sich heraus weitere Maßnahmen nach sich – das einfache und große menschliche Ziel aber: die Lebensbedingungen zu verbessern, die Umstände, unter denen wir leben, menschlich zu gestalten, oder anders formuliert: die Befriedigung der materiellen und kulturellen Bedürfnisse der gesamten Gesellschaft, dieses Ziel

32 Victor Klemperer: So sitze ich denn zwischen allen Stühlen. S. 381.

33 SAPMO-BArch. DY 27, Nr. 916. Bl. 221.

34 Gerhard Harig: Allgemeine Maßnahmen auf dem Gebiet des Hochschulwesens. In: Gesammelte Reden und Schriften. S. 440.

drohte in den Hintergrund zu geraten.«<sup>35</sup> Die Wendung in der Politik der DDR habe Auswirkungen auf die Hochschulen. Wissenschaft in Lehre und Forschung werde sich künftig freier als bisher in enger Fühlungnahme zwischen der Regierung und den Wissenschaftlern nach den Bedürfnissen der Wissenschaft entwickeln können. Sie soll nachdrücklich das Niveau ihrer Arbeit heben, um dem deutschen Volke zu dienen. Neben der Hochachtung der sowjetischen Wissenschaft und Technik sei das deutsche wissenschaftliche Erbe zu pflegen. Aufgrund der Ereignisse des 17. Juni würden im Staatssekretariat neue Vorstellungen entwickelt, die sich inzwischen zu einem Vorschlag verdichtet hätten. Harig stellte diesen Vorschlag, der sich in Abschnitte gliederte, auf der Rektorenkonferenz zur Diskussion:

*Erstens: Allgemeine Maßnahmen zur Förderung der wissenschaftlichen Arbeit.* An Stelle der bestehenden Einschränkungen, Beschränkungen und Überspitzungen soll als Grundsatz verwirklicht werden, dass jeder Wissenschaftler der DDR seine Lehr- und Forschungstätigkeit gemäß seiner weltanschaulichen und wissenschaftlichen Überzeugung ungehindert durchführen kann. Aus der Vertretung bestimmter wissenschaftlicher Meinungen wie aus weltanschaulichen Auffassungen dürfen keine Nachteile erwachsen. Dem Wunsch nach Bildung Wissenschaftlicher Gesellschaften werde entsprochen. Die Abhaltung wissenschaftlicher Tagungen, Konferenzen, Kongresse und Colloquien werde maßgeblich gefördert. Die Einschränkungen in bezug auf Konferenzbesuche in Westdeutschland und im Ausland werden aufgehoben. Der Bezug von wissenschaftlicher Literatur aus Westdeutschland werde erleichtert.

*Zweitens: Allgemeine Maßnahmen zur Ausbildung und Erziehung der Studierenden und zur Gestaltung des akademischen Unterrichts.* Das Zehn-Monate-Studienjahr mit seiner Zeiteinteilung, seinen festen Studienplänen, den Zwischenprüfungen und dem Berufspraktikum hatte sich bewährt. Auch die eingeführten Formen des akademischen Unterrichts und die Zusammenfassung der Studierenden in Seminargruppen blieben ebenso wie die damit zusammenhängende Einführung von Prorektoraten und die Einrichtung von Fachrichtungen mit Fachrichtungsleitern an den entsprechenden Fakultäten bestehen. Änderungen aber seien erforderlich auf dem Gebiet des allgemeinen obligatorischen Unterrichts und hinsichtlich der Variationsbreite und des Tempos der weiteren Entwicklung. Als Fehler habe sich erwiesen, dass zu viel gleichzeitig begonnen wurde und Neues zu starr und schematisch durchgeführt wurde. Das GeWi-Grundstudium werde nicht mehr im vierten

Studienjahr durchgeführt, wie das inzwischen in einigen Fachrichtungen der Fall war. Auch in den ersten drei Studienjahren soll es künftig allgemeinerer Natur sein. Das obligatorische Grundstudium soll in den ersten drei Studienjahren in einem Umfang von je drei Wochenstunden zu folgenden Schwerpunkten stattfinden: im ersten Studienjahr Einführung in die Gesellschaftswissenschaften, im zweiten Studienjahr Grundlagen der Philosophie, im dritten Studienjahr Grundlagen der Politischen Ökonomie.

Das Grundstudium soll zur Verbesserung der Allgemeinbildung beitragen und die Beziehung des Stoffes zu den aktuellen fachwissenschaftlichen Fragen verstärken.

Es sollte ferner erwogen werden, dass sich jeder Student zwei moderne Fremdsprachen so aneignet, dass er die Fachliteratur in diesen Sprachen lesen kann. Neben Russisch seien daher Fachlektorate für Englisch und Französisch an den Universitäten einzurichten. Der obligatorische Unterricht in deutscher Sprache entfällt für die Studenten, deren Abiturzeugnis entsprechende Fähigkeiten belegt. Der obligatorische Sportunterricht wird in Verantwortung der Rektoren in seinem Ausmaß den örtlichen Gegebenheiten der Universitäten angepasst. Bisher zu starr gehandhabte Vorschriften seien aufzulockern. Jeder Dozent habe das Recht, seine Lehrveranstaltungen nach eigenem Ermessen auszuarbeiten. Die Vorlesungsprogramme hätten keinen bindenden Charakter mehr. Das zentrale Prüfungsamt an den Universitäten und Hochschulen wird aufgehoben. Das Prüfungsverfahren ist den Bedürfnissen der einzelnen Fachrichtungen anzupassen und kann im Rahmen der Prüfungsordnung nach freiem Ermessen unter Berücksichtigung berechtigter Wünsche der Studierenden festgelegt werden. Eine neue Disziplinarordnung habe zu sichern, dass kein Student wegen seiner weltanschaulichen Überzeugung in seinem Studium behindert oder gar von der Universität oder Hochschule entfernt werden darf. Ebenso habe eine noch zu erarbeitende Studienordnung dafür zu sorgen, dass jeglicher Bürokratismus und Schematismus vermieden wird und bei Studenten und Professoren kein Gefühl der Rechtsunsicherheit aufkommen kann. Im Rahmen dieser Studienordnung seien die Rechte von studentischen Organisationen, wie zum Beispiel der FDJ, der Sportvereinigung usw., festzulegen. Offen blieb, ob unter »usw.« die »Junge Gemeinde« subsumiert wurde.

*Die Leitung und Lenkung des Hochschulwesens  
durch das Staatssekretariat und andere zentrale Dienststellen*

Es gehe um die Verbesserung der Arbeit des Staatssekretariats durch eine noch engere Zusammenarbeit mit den Professoren und Studenten und die Stärkung der eigenen Verantwortung der Universitäts- und Hochschulleitungen. Zentrale Dienststellen der Regierung hätten die Besonderheiten wissenschaftlicher Arbeit an Universitäten und Hochschulen als den höchsten Lehr- und Forschungsstätten zu berücksichtigen. Selbstkritisch zur bisherigen Arbeit stellte Gerhard Harig fest: »Ich weiß besser oder mindestens ebenso so gut wie Sie, meine Herren, daß wir Ihnen meist unnötigerweise, manchmal durch ungenügend qualifizierte Arbeit, argen Kummer machen und insbesondere manche unserer jungen Fachreferenten, die ja am häufigsten an die Universitäten und Hochschulen kommen, bei Ihnen nicht immer gern gesehen werden. Ich weiß, wie schwer es ist, besonders als junger Mensch, ohne ausreichende Lebenserfahrung alle Wünsche zu berücksichtigen, immer den richtigen Ton zu finden und wie ungeheuer viel Arbeit der einzelne zu bewältigen hat. Da bleibt dann leicht etwas liegen, gerät etwas in Vergessenheit oder es wird kühn und vorschnell entschieden.«<sup>36</sup> Die Veränderung der Situation würde nicht leicht sein, da es sich als schwierig erwiesen hat, erfahrene Wissenschaftler für die Tätigkeit im Staatssekretariat zu gewinnen. Harig appellierte an die Rektoren, dem Staatssekretariat geeignete Vorschläge für die Gewinnung bewährter Wissenschaftler zu unterbreiten. Es sei jetzt an der Zeit, die lange gehegte Absicht, beim Staatssekretariat aus einigen Vorsitzenden der wissenschaftlichen Beiräte und anderen angesehenen Wissenschaftlern einen wissenschaftlich-methodischen Rat zu bilden, zu verwirklichen. Dieser Rat solle gewissermaßen den Kopf der inzwischen bestehenden 42 wissenschaftlichen Beiräte bilden und dem Staatssekretär für allgemeine Fragen des Hochschulwesens beratend zur Seite stehen.

Offen bekannte Harig, dass die Kompetenzen zwischen dem Staatssekretariat und anderen Regierungsinstanzen bisher unzureichend abgegrenzt waren: »Es ist nicht schön, wenn das Staatssekretariat für Hochschulwesen Vorwürfe einstecken muß für Mängel und Fehler, die an anderen Stellen auftauchen – ich denke z. B. an die Bestätigung bzw. Nichtbestätigung der Studienpläne, an die Frage der Erhöhung der Assistentengehälter, an die völlig ungenügende Beratung über die Einführung der 11-Klassen-Schule – um

36 Ebenda. S. 459.

nur einige Beispiele aus der letzten Zeit herauszugreifen. Da hilft es auch nichts, einfach zu verlangen, daß das Staatssekretariat für Hochschulwesen sich an anderen Stellen stärker durchsetzen möge, denn die Regierungspolitik wird bei uns nicht mit den Ellenbogen gemacht.«<sup>37</sup> Gemeinsam sei nach Mitteln und Wegen zu suchen, wie eine Abstimmung der vielfachen Interessen und Bedürfnisse sowie Verständnis für die Belange der Universitäten und Hochschulen erzielt werden könne.

### *Die Perspektive der Universitäten und Hochschulen*

Der Mangel an qualifizierten Fachkräften hemme schon heute die Entwicklung der gesamten Volkswirtschaft. Zugleich sei bekannt, dass die vorhandene Ausbildungskapazität voll ausgelastet, ja teilweise überlastet, ist. Diese Tatsachen verlangten, das Netz der Universitäten und Hochschulen auszuweiten. Das Problem aber sei, die Ausweitung richtig vorzunehmen. Es handle sich dabei um eine aktuelle Frage der Einheit dialektischer Gegensätze. Beim derzeitigen Stand der Debatte ergäben sich für den Perspektivplan zwei Schlussfolgerungen:

»a) die bestehenden Universitäten und Hochschulen dürfen keinesfalls in Spezialhochschulen aufgeteilt werden und

b) die Spezialhochschulen und Schaffung von Spezialhochschulen sind Voraussetzung zur Weiterentwicklung der Wissenschaft, wie sie gleichzeitig den Erfordernissen der Volkswirtschaft entspricht.«<sup>38</sup>

Diese Spezialhochschulen seien den Fachministerien zu unterstellen, während die Universitäten und die TH Dresden wegen ihres polytechnischen Charakters weiterhin dem Staatssekretariat für das Hochschulwesen unterstellt bleiben. Die neuen Spezialhochschulen werden nur noch Studenten mit Reifezeugnis immatrikulieren und die alten Fachschulen werden im allgemeinen auslaufen.

Diese Vorschläge stünden zur Diskussion. Stellungnahmen und Ergänzungsvorschläge im Rahmen der angeschnittenen Fragenkomplexe seien erwünscht. Rektoren, Prorektoren und Akademiemitglieder nahmen das Angebot dankbar an. Jürgen Kuczynski und Theodor Frings begrüßten die vorgeschlagenen Reformschritte im Zuge des Neuen Kurses. Beide sprachen sich für die Beibehaltung der Studienpläne aus. Es gehe in der Ausbildung

37 Ebenda. S. 462.

38 Ebenda. S. 466.

nicht um eine Elite. Auszubilden seien 30 000 Studenten, »die ein Minimum an Wissen sich angeeignet haben«<sup>39</sup> so Kuczynski. Frings erklärte: »Ich bin für einen festen Studienplan und es steht nichts im Wege, daß die Begabten eine Stunde schwänzen. Es ist unbedingt notwendig, daß wir auf Grund eines festen Planes einen Durchschnitt ausbilden.«<sup>40</sup> Der Rektor der Universität Jena, Josef Hämel, forderte die Regierung auf, künftig die Verfassung und die Gesetze einzuhalten. Universität und Senat hätten ihn beauftragt mitzuteilen, dass in der DDR zu viel von Verordnungen Gebrauch gemacht werde. Es komme aber darauf an, Gesetze durch die Volkskammer beschließen zu lassen. Nur so könne die Rechtssicherheit gewährleistet werden. Schließlich bestand Hämel darauf, den Universitäten mehr Verantwortung zu übertragen: »Durch die Verantwortung werden die Universitäten zu selbst verantwortlichen Organen gegenüber der Regierung. Eine Universität ist eine große Behörde mit Tradition und Verantwortung und es muß ihr eine gewisse Freizügigkeit gewährt werden. Das wird zu einer guten Entwicklung führen.«<sup>41</sup> Georg Mayer, Rektor der Universität Leipzig, begrüßte die Vereinfachungen bei der Handhabung der Interzonenpässe. Die Universität Leipzig sehe darin ein Instrument zur Förderung der deutschen Einheit. Harigs Reformkonzept bilde eine breite tragfähige Plattform, »auf der sich die Gelehrten des Ostens und des Westens treffen werden.«<sup>42</sup> Wolfgang Steinitz erklärte, dass in der DDR zu viel von der marxistisch-leninistischen Wissenschaft geredet werde. Dieses Reden trage oft rein deklarativen Charakter und habe negative Auswirkungen: »Ich weiß aber auch, dass wir deutschen marxistischen Wissenschaftler zu wenig wissenschaftliche Werke geschrieben haben, die andere Wissenschaftler überzeugen.«<sup>43</sup> Für gänzlich verwerflich hielt Steinitz, dass ein Mitarbeiter des Staatssekretariats einen bürgerlichen Wissenschaftler aufgefordert hatte, in Kürze Marxist zu werden. Steinitz schlug vor, bei der Wertung der Traditionen, von einer anderen Reihenfolge auszugehen: »Wenn wir von wissenschaftlichen Traditionen sprechen, dann zuerst von den deutschen wissenschaftlichen Traditionen und dann von der Bedeutung der Sowjetwissenschaft.«<sup>44</sup>

39 BArch. DR 3/5323. Bl. 15.

40 Ebenda. Bl. 21.

41 Ebenda. Bl. 13.

42 Ebenda. Bl. 20.

43 Ebenda. Bl. 21.

44 Ebenda. Bl. 22.

Harig sagte die Prüfung der Ergänzungsvorschläge sowie die Weitergabe der geharnischten Kritik der Rektoren an Mitarbeitern des Staatssekretariats zu. Lediglich Robert Havemanns »radikalen Vorschlag [...], die Verwaltung abzubauen, um die Bürokratie zu erdrosseln«<sup>45</sup> bezeichnete er als falschen Weg. Genügend Verwaltungskräfte seien erforderlich, um die Rektoren und Prorektoren von Verwaltungsarbeit zu entlasten und ihnen den Rücken freizumachen für die leitende Tätigkeit.

Der Schritt in Richtung ernsthafter Reformen wurde nach dem 17. Juni 1953 auch von anderen Institutionen gewagt. Dabei fällt auf, dass die Deutsche Akademie der Künste erst einen Tag später, am 2. Juli 1953, ihre in zehn Punkten zusammen gefassten Vorschläge an die Regierung der DDR verabschiedete<sup>46</sup> und am 3. Juli 1953 der Kulturbund seine 14 Punkte veröffentlichte.<sup>47</sup> Inhaltlich stimmten diese drei Dokumente weitgehend überein. Die Akademie der Künste und der Kulturbund forderten akzentuierter als Harig, dass in allen wissenschaftlichen und künstlerischen Diskussionen die Freiheit der Meinungen gewährleistet werden muss. Harigs Vorschlag zielte praktisch auch in diese Richtung. Jeder Wissenschaftler der DDR sollte seine Lehr- und Forschungstätigkeit gemäß seiner weltanschaulichen und wissenschaftlichen Überzeugung ungehindert durchführen dürfen. Aus der Vertretung bestimmter wissenschaftlicher Meinungen wie aus weltanschaulichen Auffassungen sollten ihm keine Nachteile erwachsen. Harigs Vorschlag war indessen wesentlich detaillierter. Während die Dokumente der Akademie und des Kulturbundes trotz anfänglicher Widerstände veröffentlicht wurden, gehört Harigs Vorschlag zu den wenigen Dokumenten der Rektorenkonferenz der DDR, die unveröffentlicht blieben. Das war gewiss kein Zufall. Walter Ulbricht erklärte bald darauf, auf der 15. Tagung des ZK, dass die Generallinie der SED vor dem 17. Juni richtig war. Der neue Kurs im Hochschulwesen musste sich in den folgenden Wochen und Monaten in den entsprechend gemodelten »altneuen Kurs« der SED einordnen, was nicht

45 Harig: Allgemeine Maßnahmen auf dem Gebiet des Hochschulwesens. S. 466.

46 Siehe Vorschläge der DAK an die Regierung. In: Zwischen Diskussion und Disziplin. Dokumente zur Geschichte der Akademie der Künste (Ost) 1945/1950 bis 1993. Hrsg. von der Stiftung Archiv der Akademie der Künste. In Zusammenarbeit mit Inge Jens ausgew. und kommentiert von Ulrich Dietzel und Gudrun Geissler. Mit einem Vorwort von Inge Jens. Berlin 1997. S. 92f.

47 Siehe Vorschläge des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands für die Entwicklung unseres Kulturlebens. Beschluß des Präsidialrats. In: Aufbau. Kulturpolitische Monatsschrift. Berlin. Jg. 9. 1953. S. 614–616.

wenige Abstriche an dem bedeutete, was Harig Anfang Juli 1953 vorge-schwebt hatte. Kurt Ottersberg, 1953 Mitarbeiter von Harig, berichtete, dass er im Juni 1953 in einer Klinik lag. Nach der Rückkehr in das Staatssekretariat erlebte er dort das »Losgehen einer Hetzjagd auf Leute, die in den Juni-tagen mit Bemerkungen sehr locker aufgetreten waren«<sup>48</sup>. Das Sagen hatten Leute wie der Parteisekretär im Staatssekretariat, Gerhard Pergamenter.<sup>49</sup> Ein wirklich neuer Kurs im Hochschulwesen war damit nicht mehr durch-setzbar. Das bedeutete letztlich, dass auch im Hochschulwesen bereits er-kannte Konfliktfelder zwar abgemildert, als solche jedoch erhalten blieben und konserviert wurden. Dass Harig dennoch »am Ball« blieb und Verände-rungen im Sinne einer modernen Staatsverwaltung weiter anstrebte, belegt sein Schreiben vom 22. März 1954 an Otto Grotewohl.

### *Brief an Otto Grotewohl*

In dem Brief legt Harig dar, dass er als Staatssekretär für Hochschulwesen davon ausgehe, dass sein Geschäftsbereich nicht im Mittelpunkt der Volkswirtschaft stehe. Er sei zwar nicht mit allen Aufgaben und Problemen der Leitung der Republik vertraut. Aber als regelmäßiger Teilnehmer an den Ministerratssitzungen sei er soweit orientiert und fühle er sich fürs Ganze verantwortlich, dass er sich ernsthafte Sorgen um die Verbesserung der Arbeit mache. In Vorbereitung der Außerordentlichen Ministerratssitzung vom 25. März 1954 möchte er seine Überlegungen stichwortartig darlegen, »selbst auf die Gefahr hin, von der Froschperspektive aus zu urteilen bzw. sogar in der Absicht, einmal die Fragen von der Perspektive eines einfachen Mitgliedes des Ministerrats aus darzustellen.«<sup>50</sup>

Er glaube nicht, dass die Mängel, Schwächen und Fehler des Ministerrats und der Regierung in erster Linie auf solche subjektiven Fehler wie Unfähigkeit und Dummheit, Verantwortungslosigkeit und Gleichgültigkeit oder womöglich auf Mangel an gutem Willen und eine ungenügend positive

48 Interview mit Kurt Ottersberg am 8. Mai 2002.

49 Wolfgang Hartmann charakterisierte Pergamenter in einem Schreiben an den Verfasser vom 25. Juni 2002: »Pergamenter war kein Hochschulkader, er war ein alter Parteiarbeiter und von den Nazis wegen Widerstandsarbeit zum Tode verurteilt worden. Er war treu, gutwillig und unkorruptierbar, aber er hatte für die Funktion im akademischen Bereich einfach kein Gespür.«

50 SAPMO-BArch. NY 43 03 (Akten im unbearbeiteten Bestand, o. Nr., o. Bl.).

Haltung zur politischen Linie der Partei und Regierung zurückzuführen seien, sondern eher auf ungenügende Zusammenarbeit und daraus resultierender mangelnder Übersicht. Dies führe immer wieder dazu, dass nicht immer mit ausreichender Sachkenntnis entschieden werde.

Im Ministerrat seien Menschen vereinigt, deren Wort im jeweiligen Geschäftsbereich gelte und gelten muss und die daher dazu neigen, auch über Dinge zu urteilen, die ihnen in ihrer fachlichen Problematik unbekannt seien. Dies könne aber zu oberflächlicher und engstirniger Arbeit führen, wenn eine gute Zusammenarbeit nicht gegeben sei.

An einem Beispiel verdeutlichte Harig, was er meinte. Die Verordnung vom 10. Dezember 1953 über die Bildung von Industrieinstituten sei für ihn »unerwartet, plötzlich und sozusagen von außen« gekommen: »Nach Beschlußfassung dienstags im Politbüro kommen sie [die Verordnungsentwürfe – der Verf.] mittwochs auf meinen Tisch, um donnerstags [im Ministerrat – der Verf.] beschlossen zu werden.«<sup>51</sup> Bei einer solchen Entscheidungskette sei eine gründliche Stellungnahme kaum möglich. Auf diese Weise habe er erstmals von der Bildung von Industrieinstituten erfahren. Seine Rückfrage bei Paul Wandel und Kurt Hager habe ergeben, dass auch sie nichts davon wussten. So war eine exakte Formulierung des Wortlauts der Verordnung nicht möglich. Lediglich eine kleine Änderung sei in letzter Minute möglich gewesen, die verhinderte, dass bei der Akademie der Wissenschaften unnötige Missverständnisse auftraten.

Diese Verfahrensweise habe zur Folge, dass die Verordnungen nicht so exakt wie notwendig formuliert werden. Im Bereich der Ministerien werde das dann auch nicht so genau genommen, was die oberflächliche Arbeit im Regierungsapparat begünstige. In den nachgeordneten Dienststellen träten unvermeidlich Missverständnisse auf. Wenn eine Verordnung wie die vom 10. Dezember 1953 von außen kommt, dann erscheine dies nach Fertigstellung des Jahresarbeitsplanes als etwas von der Hauptsache Ablenkendes, Nebensächliches und Zusätzliches, was es aber in Wirklichkeit nicht ist.

In jedem Ministerium beziehungsweise Staatssekretariat seien zusätzliche Arbeitskräfte erforderlich, um die neuen Aufgaben mit den alten zu verbinden. Kurz gesagt, bedeute dies: »das Denken und Nachdenken beginnt, nachdem die Verordnung beschlossen ist. Zweifellos wäre es besser, vorher nachzudenken und nachdenken zu können.«<sup>52</sup>

51 Ebenda.

52 Ebenda.

Harig schlug für die Zukunft eine grundsätzliche Veränderung des Verfahrens der Vorbereitung, Diskussion und Beschlussfassung von Verordnungen vor: »Ich schlage deshalb vor, so zu verfahren, daß entsprechend der Verordnung nach Beschlussfassung im Politbüro zweimal im Ministerrat verhandelt wird. In der ersten Lesung sollte sie von zuständiger Seite erläutert und in ihrer allgemeinen Bedeutung und Auswertung [Auswirkung? – der Verf.] diskutiert werden, um eine gründliche Beratung in den Kollegien vorzubereiten. In der zweiten Lesung, nachdem die notwendigen Durchführungsbestimmungen, Anordnungen, Anweisungen usw. ausgearbeitet sind und von allen zur Kenntnis genommen werden können (wobei eben diese Ausarbeitungen in vielen Fällen erst die konkreten Folgen erkennen lassen) sollten sie beschlossenen und veröffentlicht werden.«<sup>53</sup>

Es lag auf der Hand, dass die von Harig vorgeschlagene Verfahrensweise zu einer besseren Zusammenarbeit zwang und den Ministerrat als Kollektiv in die Lage versetzte, mit einem Grad an Sachkenntnis zu entscheiden. Eine entsprechende Handhabung der vorgeschlagenen Verfahrensweise hätte zur disziplinierten Arbeit des Staatsapparates beigetragen.

Die vorgeschlagene Verfahrensweise erforderte mehr Arbeit und Zeit. Der Mehraufwand an Arbeit aber lohnte sich. Viele der Verordnungen seien gar nicht so eilig, meinte Harig. Wäre über die angesprochene Verordnung erst am 10. Januar 1954 entschieden worden, so hätte das bei sofort einsetzender Aus- und Durchführung auf jeden Fall eine bessere Wirkung gehabt.

Harig hatte systematisch darum gerungen, gute und fachlich befähigte Kräfte in das Staatssekretariat zu bekommen. Manchen Ärger hatten ihm junge Heißsporne bereitet, die sich als Avantgarde fühlten und die mit ihrer »Stürmt die Festung Wissenschaft«-Mentalität an den Hochschulen nicht wenig Porzellan zerschlugen. Sein Streben nach qualifizierten Kräften hat sich später ausgezahlt. Welcher Staatssekretär seiner Generation konnte schon auf solche Mitarbeiter verweisen, deren Namen heute noch in unseren Ohren einen angenehmen Klang haben. Genannt seien nur: Herwig Förder, Felix-Heinrich Gentzen, Bernhard Graefrath, Anneliese Greiner-Kaiser, Peter Großmann, Wolfgang Hartmann, Roland Köhler, Friedhilde Krause, Joachim Lojewski, Kurt Ottersberg, Rita Schober, Max Steinmetz und Kurt Winter.<sup>54</sup>

53 Ebenda.

54 Siehe Interview mit Kurt Ottersberg am 8. Mai 2002 und Schreiben von Wolfgang Hartmann vom 25. Juni 2002.

*Entschuldigung des ZK der SED bei Dresdner Professoren*

Als im Vorfeld der Hochschulkonferenz des Staatssekretariats im Juni 1955 sich wegen einer avantgardistischen Einschätzung ein großer Konflikt mit Dresdner Professoren abzeichnete, konnte Harig sich zurücklehnen und gelassen abwarten, wie die Sache ausgehen würde. Was war geschehen? Im Zusammenhang mit der II. Zentralen Hochschulkonferenz des Staatssekretariats für Hochschulwesen vom 16. bis 17. Juni 1955 in Leipzig drohte ein Aufstand der Dresdner Chemieprofessoren (unter anderen der Professoren Arthur Simon, Kurt Schwabe, Ulrich Freimuth und Hans Fürst), weil Walter Ulbricht auf der 24. ZK-Tagung der SED behauptet hatte, dass in Dresden seit 30 Jahren veraltete Untersuchungsmethoden angewandt würden.<sup>55</sup> Schon im Vorfeld der Konferenz war eine Aussprache der Professoren mit Kurt Hager, unmittelbar vor Konferenzbeginn, vereinbart worden. Hager hatte im vertrauten Kreis aufgetrumpft, die Sache werde höchstens zehn Minuten in Anspruch nehmen. Aber dann konnte beobachtet werden, dass weder Hager noch die Dresdner Chemieprofessoren zu Konferenzbeginn erschienen. Etwa zwei Stunden später betreten sie den Raum. Hager mit hochrotem Kopf! Die Professoren hatten mit ihrer schärfsten Waffe, dem Rücktritt, gedroht. Hager war offenbar nichts anderes übrig geblieben, als eine öffentliche Entschuldigung durch das Sekretariat des ZK und die Entfernung des betreffenden Mitarbeiters zuzusagen.<sup>56</sup>

In einer Mitteilung des Sekretariats des ZK der SED vom 9. Juli 1955 entschuldigte sich die Parteiführung bei Wissenschaftlern der TH Dresden für die Kritik, die Walter Ulbricht auf dem 24. Plenum an der TH Dresden geübt hatte. Die Information habe von einem Mitarbeiter des ZK gestammt hieß es weiter: »Die Überprüfung hat ergeben, daß diese Information sachlich nicht richtig ist, sondern vielmehr die chemischen Institute an der

55 Auf der 24. Tagung des ZK der SED führte Walter Ulbricht aus: »So wird an der Technischen Hochschule Dresden erst jetzt, nachdem die Studenten eine bessere Ausbildung gewünscht haben, damit begonnen, im Chemiestudium alte, seit 30 Jahren überholte Untersuchungsmethoden durch neue, dem heutigen Stand der Wissenschaft entsprechende Verfahren zu ersetzen. Um die Einführung der fortgeschrittenen Methoden und Forschungsergebnisse in der Industrie zu ermöglichen, muß aber bereits an den Universitäten ein beharrlicher Kampf um die Ausbildung der Studenten nach dem neuesten Ergebnis der Wissenschaft geführt werden.« (Walter Ulbricht: Die Warschauer Konferenz und die neuen Aufgaben in Deutschland. Referat auf der 24. Tagung des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands am 1. und 2. Juni 1955. Berlin 1955. S. 60.)

56 Siehe das Interview mit Günter Wendel am 20. Mai 2002.

Technischen Hochschule ein gutes Beispiel geben für die Ersetzung alter überholter Arbeitsmethoden durch moderne Verfahren (zum Beispiel anorganische qualitative Halbmikroanalyse, die in Dresden zuerst in die Ausbildung unserer Chemiestudenten eingeführt wurde). Der Mitarbeiter des Zentralkomitees, der für die unrichtige Information an den 1. Sekretär des ZK verantwortlich ist, wurde zur Rechenschaft gezogen und aus dem Apparat des Zentralkomitees entfernt.«<sup>57</sup>

Harig lehnte sich aber keineswegs zufrieden zurück, sondern benannte in seinem Referat auf der Hochschulkonferenz auch die Schwachpunkte bei den Chemikern: »Ist es nicht eine reine Illusion, wenn heute Chemiker davon träumen, die großen Konzerne in Westdeutschland würden uneigen-nützig Geld und Mittel für die Qualifizierung unserer Kader und damit die Entwicklung unserer volkseigenen Chemischen Industrie zur Verfügung stellen? Grenzt es nicht an Verrat gegenüber der Menschheit und der Wissenschaft, wenn einige Hochschullehrer in Halle den Appell gegen die Atomwaffen nicht unterschreiben mit dem Hinweis, sie seien frei und hätten auch in der Nazizeit keine Unterschriften gegeben?«<sup>58</sup> Auf der II. Zentralen Hochschulkonferenz zog Harig auch ein Resümee über die 2. Hochschulreform. Die neue Art des Studiums nach Studienplänen und Vorlesungsprogrammen, mit dem gesellschaftswissenschaftlichen Grundstudium und den Seminargruppen habe sich durchgesetzt und werde von der überwiegenden Zahl der Hochschullehrer und Studenten akzeptiert. »Ebenso hat sich die Schaffung von Fachrichtungen und die Bildung wissenschaftlicher Beiräte bewährt. Gerade in diesen Beiräten ist seit 1951 von zahlreichen Wissenschaftlern (heute arbeiten in den Beiräten insgesamt 233 Wissenschaftler) eine intensive und fruchtbare Arbeit geleistet worden, ohne welche die Durchführung der Studienreform gar nicht möglich gewesen wäre.«<sup>59</sup> 1955 würden die ersten Absolventen der vierjährigen Studiengänge die Hochschulen verlassen, die nach der neuen Methode studiert haben. Dabei fällt auf, dass die Zahl an Absolventen noch immer sehr gering war (siehe Tabelle 1).

57 Mitteilung des Sekretariats des ZK. In: Dokumente der SED. Bd. 5. Berlin 1956. S. 371.

58 Gerhard Harig: Über die Verbesserung von Ausbildung und Erziehung unserer Studierenden. In: Gesammelte Reden und Schriften. S. 733.

59 Ebenda. S. 718.

Tabelle 1: Universitäten und Hochschulen, Studenten und Absolventen in den Studienjahren 1932–1955/1956 (SBZ/DDR, früheres Gebiet anteilig)

Studienjahr	Universitäten/ Hochschulen	Zulassungen	Studierende	Absolventen
1932	17		35 888	
1941	16		13 339	
1945/1946	6		8 171	
1951/1952	21	9 555	27 822	4631
1954/1956	46	18 631	57 538	4780
1955/1956	46	14 709	60 148	7564

(Quelle: Statistisches Jahrbuch der DDR. Berlin 1961. S. 133.)

Das Durchschnittsalter der Studenten habe sich im Vergleich zu 1951 deutlich verringert. Waren 1951 nur 13 Prozent jünger als 21 Jahre und 30 Prozent älter als 25 Jahre, so hatte sich das Verhältnis 1955 umgekehrt. 38,8 Prozent der Studenten waren jünger als 21 Jahre und 12,9 Prozent älter als 25 Jahre. Der Anteil der Arbeiter- und Bauernkinder war auf 52,8 Prozent gestiegen. 30,7 Prozent der Studenten stammten aus dem Kleinbürgertum und 12,3 Prozent aus der Intelligenz. 638 kamen aus Kreisen der Bourgeoisie, der früheren Grundbesitzer und der freien Berufe.<sup>60</sup>

Harig beklagte, dass die Studenten zu wenig Verlangen nach Selbststudium zeigten. Er ging dabei nicht mehr auf die hohen Pflichtstundenzahlen ein. Rückschrittliche und fortschrittliche Lehrmeinungen würden unterschiedslos akzeptiert, so etwa in der Fachrichtung Germanistik der Leipziger Universität »die marxistischen Auffassungen von Herrn Prof. Hans Mayer und die idealistischen Auffassungen von Herrn Prof. Korff.«<sup>61</sup> Viele Studenten fänden sich weder in der Situation des auf prinzipiellen Gegensätzen beruhenden wissenschaftlichen Meinungsstreites noch in der Situation des politischen Kampfes um die deutsche Zukunft genügend zurecht. Hinsichtlich der Forderung nach weltanschaulicher Parteinahme zeigten Studenten eine gewisse Anspruchslosigkeit. Harig suchte die Ursachen für diese Haltung nicht in der Verschulung der Hochschulen, sondern übte an

60 Siehe ebenda. S. 720.

61 Ebenda. S. 723.

der FDJ scharfe Kritik: »Übereinstimmend wird von allen Hochschullehrern darüber geklagt, daß die FDJ an den Universitäten und Hochschulen zu wenig in Erscheinung tritt, daß die Tätigkeit der FDJ vielfach formal und schematisch geworden ist.«<sup>62</sup>

*In den Wirren des Jahres 1956*

Es ist auffällig, dass Gerhard Harig im letzten Abschnitt seiner Tätigkeit als Staatssekretär mit der erneuten Zuspitzung im Hochschulbereich nach dem XX. Parteitag der KPdSU wieder an signifikante Veränderungen in verschiedenen Bereichen des Hochschulwesens dachte. Im April 1956 unterbreitete das Staatssekretariat Vorschläge, die darauf gerichtet waren, den Studenten im Studienprozess mehr Raum für selbständiges Studieren zu geben; die in ihrer Konsequenz beachtlich waren. Ab dem neuen Studienjahr sollten neue Studienpläne in Kraft treten, die nicht wie bisher von 35 Wochenstunden ausgingen, sondern von maximal 23 Stunden. In höheren Studienjahren sollte sich diese Zahl weiter verringern. Über das neue Programm des GeWi-Grundstudiums führte Harig in einem Interview mit »Forum« aus, dass der Marxismus-Leninismus in seinen drei Grundbestandteilen, »dem dialektischen und historischen Materialismus, der politischen Ökonomie und dem wissenschaftlichen Sozialismus, in insgesamt drei Jahren des Studiums vorgetragen wird.«<sup>63</sup> Hinsichtlich der Sprachausbildung votierte er für zwei moderne Fremdsprachen, worunter Russisch wegen des internationalen Niveaus der Sowjetwissenschaft (Stichwort: »Atomphysik!«) unverzichtbar sei. Er sprach sich entschieden dafür aus, auch den Russisch-Unterricht dem Universitätsniveau anzupassen und er scheute nicht entsprechende Konsequenzen: »Um den Schematismus, der sich hier einbürgerte, zu überwinden, wollen wir dem Studenten nicht mehr vorschreiben, auf welche Art und Weise er sich eine bestimmte Fertigkeit in der russischen Sprache erwirbt bzw. schon erworben hat. Jeder, der über die notwendigen Kenntnisse verfügt, kann sich zu jeder Zeit des Studiums zur Abschlußprüfung melden und diese ablegen.«<sup>64</sup>

62 Ebenda.

63 Was meinen Sie dazu, Herr Staatssekretär? Interview mit Gerhard Harig. In: Forum. Organ des Zentralrats der FDJ für die deutschen Studenten. Berlin. Jg. 9. 1956. Nr. 16. S. 1f.

64 Ebenda.

Die sich zuspitzenden Ereignisse des Jahres 1956 führten im Herbst vor allem an der Veterinärmedizinischen Fakultät der Humboldt Universität und an zahlreichen anderen Hochschuleinrichtungen zu studentischen Protesten gegen das GeWi-Grundstudium und die Priorität, die der russischen Sprache in der Hochschulausbildung beigemessen wurde. In einer Rededisposition für die Rektorenkonferenz am 17. November 1956 warnte Harig davor, trotz der im April 1956 eingeleiteten Demokratisierung des Hochschulwesens einen Generalangriff auf das Zehn-Monate-Studienjahr zuzulassen. Welche Ziele die Angriffe hätten, machte er mit Stichworten sichtbar:

»Russisch-Unterricht – antisowjetisch

GeWi-Grundstudium – antisozialistisch«<sup>65</sup>.

Nichtsdestoweniger setzte er das GeWi-Grundstudium für einige Seminargruppen der Veterinärmedizin erst einmal aus. Offenbar wollte er, im Wissen um die oftmals unzureichende Qualifikation der Lehrkräfte, erst einmal Dampf ablassen.

Zu weitgehenden Konsequenzen war Harig offenbar hinsichtlich der Rolle der FDJ an den Universitäten und Hochschulen bereit. In seinem Nachlass findet sich ein Schreiben des Berliner Medizinstudenten Holger Hansen vom 26. November 1956, in dem das Versagen der FDJ an der Universität sachlich begründet und die Schaffung eines Studentenverbandes gefordert wird. Der offenbar von Harig rot angestrichene Schlussteil des Briefes lautet: »Franz Dahlem hat am 13.11.56 auf der FDJ-Aktivtagung der Humboldt-Universität der Studentenschaft die Aufgabe gestellt, in unserer nationalen demokratischen Bewegung – ebenso wie in Polen – eine tragende Kraft zu werden. Wenn die Studentenschaft der DDR ihre Aktivität in einem starken, auf humanistische Ideale gegründeten Studentenverband vereint, wird sie – davon bin ich überzeugt – erfolgreicher am Aufbau unserer sozialistischen Gesellschaft mitarbeiten, als das in der Vergangenheit der Fall war.«<sup>66</sup>

Harigs damaliger Mitarbeiter Joachim Lojewski berichtete, dass Harig den Entwurf eines Statuts für einen Studentenverband ausgearbeitet hatte. Dafür konnte im Archiv kein Beleg gefunden werden. Allerdings berichtete Kurt Pätzold über ein Kadergespräch bei dem Leiter der Abteilung Wissenschaft: »Es beschränkte sich auf die vertrauliche Eröffnung, daß sie dabei wären, dem Politbüro eine Vorlage zu unterbreiten, die auf die Gründung

65 Gerhard Harig: Zur Rektorenkonferenz am 17. November 1956. Disposition. In: Gesammelte Reden und Schriften. S. 1039.

66 SAPMO-BArch. NY 4303 (o. Bl.).

eines eigenen Studentenverbandes der DDR zielte. Die könne nicht eingereicht werden, ohne daß ein Vorschlag für dessen Vorsitzenden genannt würde. Dafür sei ich vorgesehen.«<sup>67</sup>

Auch andere Vorhaben stauten sich auf Harigs Problem-Liste. Seit 1951 war der Lohnfonds des Staatssekretariats nicht erhöht worden, während sich die Zahl der Hochschulen und Studenten verdoppelt hatte.

Das hatte die Überlastung der in der Regel jungen Mitarbeiter des Staatssekretariats zur Folge und bremste die Bereitschaft, von der Universität in den Staatsdienst einzutreten. »So gibt es große Schwierigkeiten, die Stellen der Abteilungsleiter für Technik, Forschung und Medizin mit qualifizierten Kräften zu besetzen.«<sup>68</sup> Harig hatte schon die Kaderabteilung völlig entblößt, was ihm bei einer staatlichen Kontrolle Kritik einbrachte. Seine Vorstöße, etwas in der Stellenplanfrage zu verändern, waren und blieben erfolglos. Er brachte vermutlich im November seinen vorwärts weisenden Gedanken zu einer selbständigen Rektorenkonferenz zu Papier, aus dem etwas ausführlicher zitiert wird: »Die Rektorenkonferenzen in der DDR unterscheiden sich grundsätzlich von denen in der Bundesrepublik. Die letzteren sind Zusammenkunft der Rektoren der westdeutschen Universitäten und Hochschulen ohne Teilnahme der Vertreter der beteiligten Länderregierungen. Die westdeutsche Rektorenkonferenz hat ein Präsidium und eine Geschäftsstelle in Göttingen. Die Rektorenkonferenzen der DDR sind Dienstbesprechungen der Vertreter des Staatssekretariats mit Rektoren der Universitäten und Hochschulen. Sie finden meist im kleinen Rahmen mit den Rektoren der sechs Universitäten, der Technischen Hochschule Dresden, der Bergakademie Freiberg und der Hochschule für Ökonomie statt. Vereinzelt sind Rektorenkonferenzen im großen Rahmen durchgeführt worden, an der die Rektoren aller 46 Hochschulen teilnahmen. Im Sommer 1953 hatte ich an die Rektoren der Universitäten und der Technischen Hochschule die Frage gerichtet, wie sie zu dem Plane stünden, neben den Dienstbesprechungen, die das Staatssekretariat für Hochschulwesen durchführt, Rektorenkonferenzen im engeren Sinne, d. h. ohne Beteiligung des Staatssekretariats, stattfinden zu lassen. Ich hatte damals darauf hingewiesen, es erschiene mir zweckmäßig, daß die Rektoren allein zusammenkämen, um in Fragen der Hochschulpolitik wie auch in Fragen der Hochschulverwaltung einen einheitlichen Standpunkt zu erarbeiten und somit zu einer wirksamen Vertretung der Universitätsinteressen gegenüber dem Staatssekretariat

67 Kurt Pätzold: Sekretär im »Klosterhof«. Berlin 1999. S. 93f.

68 BArch Berlin. DC 20/1718. Bl. 67f.

zu gelangen. Mein damaliger Vorschlag fand nur bedingte Zustimmung. Wenn ich mich recht erinnere, fand nur ein einziges Mal eine Besprechung der Rektoren untereinander statt.

Neuerdings ist die Frage der Bildung einer selbständigen Rektorenkonferenz wieder aufgeworfen worden. Eine solche Konferenz könnte den Einwand entkräften, den die westdeutsche Rektorenkonferenz zu der ›Erklärung‹ von Warnemünde vom 13. August 1955 machte: daß die sogenannte Rektorenkonferenz in der Deutschen Demokratischen Republik im Grunde genommen keine Konferenz der Rektoren sei. Ich bin heute, wie im Jahre 1953, der Meinung, daß eine selbständige Rektorenkonferenz in Fragen des Hochschulwesens eine gute Arbeit leisten könnte.«<sup>69</sup>

Erstmals war ein solcher Vorschlag auf einer Rektorenkonferenz am 17. Dezember 1953 von Leo Stern, Rektor an der Universität Halle, vorgebracht worden. Stern hatte gefordert, die Rektorenkonferenz in Zukunft unabhängig vom Staatssekretariat für Hochschulwesen und anderen staatlichen Stellen als selbständige periodische Zusammenkunft der Rektoren durchzuführen. Der einzige Versuch, in dieser Richtung zu arbeiten, ging offenbar gründlich schief; denn von Theodor Brugsch findet sich in der schon zitierten Beratung des Präsidialrats des Kulturbundes folgende Bemerkung: »Ich habe die Rektorenkonferenz geleitet [...] und hinterher, als Artuschin<sup>70</sup> auftrat, sagte er: ›Meine Herren Rektoren, ich habe Sie alle angehört, und ich muß folgendes erklären: Ihr habt nicht genügend Arbeiter- und Bauernsöhne, Ihr habt nicht Professoren, die Marxisten sind, und Ihr Rektoren wißt nichts von der Universität.‹ Darauf habe ich gesagt: ›Meine Herren Rektoren, die Sie hier versammelt sind, hier sitzt der Sieger – hier sitzen die Besiegten, mehr kann ich nicht dazu sagen, nehmen Sie das ad notam.‹«<sup>71</sup>

Harig kam auch bei einem anderen Vorhaben nicht zum Ziel. Er unterhielt nicht nur zum sowjetischen Hochschulwesen gute Beziehungen, sondern auch zum chinesischen. Das mag erklären, warum er sich für die Veröffentlichung eines chinesischen Sammelbandes im Verlag der Wissenschaften stark machte, der den Umerziehungsprozeß chinesischer Wissenschaftler beinhaltet und der Einblick in die Politik »Laßt alle Blumen blühen, laßt alle Lehren miteinander wetteifern« gab.<sup>72</sup>

69 Gerhard Harig: Manuskript über die Rektorenkonferenz. In: Gesammelte Reden und Schriften. S. 1043a.

70 Vertreter der Sowjetischen Kontrollkommission (SKK).

71 SAPMO-BArch. DY 27/916. Bl. 222.

72 Siehe SAPMO-BArch. NY 4303 (o. Bl.)

*Rücktrittsgesuch und rüde Entlastung von der Funktion*

Es waren also mehrere Gründe, die Harig bewogen, nach den Feierlichkeiten zum Greifswalder Universitätsjubiläum im Oktober 1956, das wegen der Einrichtung einer militärmedizinischen Fakultät eine gewisse Brisanz hatte, Ministerpräsident Otto Grotewohl um die Entlastung von der Funktion des Staatssekretärs zu bitten. Diesem Gesuch wurde zunächst nicht stattgegeben. Im Februar 1957 sprach Harig vor hauptamtlichen Parteisekretären der Fachschulen. In einem Bericht der Abteilung Wissenschaft hieß es zum Auftreten des Staatssekretärs: »Kritisiert wurde das Referat des Genossen Harig, da es nach ihrer Meinung [nach Meinung der Parteisekretäre – der Verf.] zu losgelöst vom praktischen Leben an den Universitäten, Hoch- und Fachschulen war.«<sup>73</sup> Das Staatssekretariat habe in den vergangenen Monaten zur weiteren Durchführung des gesellschaftswissenschaftlichen Grundstudiums an den Fachschulen ein Wirrwar geschaffen. Nachdem die sowjetische Armee im Herbst 1956 in Ungarn eingegriffen hatte, änderte sich auch in der DDR die politische Großwetterlage. Walter Ulbricht hatte solche Vertreter der intellektuellen Opposition wie Wolfgang Harich und Walter Janka verhaften und in Schauprozessen zu hohen Strafen verurteilen lassen.

Nun wurde Harig, es war wohl Ende Februar 1957, zu Otto Grotewohl geladen. Auf dem Tisch standen eine Flasche Wermut und zwei Gläser. Da wusste Harig, worum es ging. Ab 1. März 1957 war Wilhelm Girnus neuer Staatssekretär. Er war von Hannes Hörnig, dem Leiter der Abteilung Wissenschaft, dafür empfohlen worden. Diese Information hatte Harig seinem persönlichen Mitarbeiter übermittelt: »Bevor Du es von anderen erfährst, will ich es Dir gleich selbst sagen.«<sup>74</sup> Im Verlaufe des Jahres 1957 fiel auch die Entscheidung, das Hoch- und Fachschulwesen ab 1958 in einem Staatssekretariat zu vereinen.<sup>75</sup>

Auf der III. Hochschulkonferenz kam es dann, ohne Gerhard Harig als Person zu erwähnen, zu deutlichen Worten. Kritik am Staatssekretariat für Hochschulwesen übten Kurt Hager und Wolfgang Heinke, die Genossin Porapski und die Genossen Lemnitz, Rapoport und Werli. Wilhelm Girnus fasste die Kritik zusammen:

73 SAPMO-BArch. DY 30 IV 2/904/28. Bl. 22.

74 Interview mit Joachim Lojewski am 3. März 2002.

75 Die Vorbereitung dazu lag in der Hand von Franz Dahlem. Er berichtete darüber auf der 33. Tagung des ZK der SED. – Siehe SAPMO-BArch. IV 2/1/187. Bl. 66 (RS).

»1. Daß das Staatssekretariat für Hochschul- und Fachschulwesen deshalb seine Aufgabe als führendes zentrales staatliches Organ auf dem Gebiet des Hochschulwesens nicht erfüllt hat, weil es nur in den allerwenigsten Fällen Inspirator und Organisator des politisch-ideologischen Kampfes an unseren Hochschulen gewesen ist;

2. weil es eine ungenügende Verbindung mit den unteren Organen und den Massenorganisationen, insbesondere aber mit den Parteiorganisationen gehabt hat;

3. weil es verabsäumt hat, die neuen gesetzlichen Normen zu schaffen, die den fortschrittlichen Kräften in den Senaten, Fakultäten, Fakultätsräten und Fachrichtungen die gesetzliche Grundlage dafür geben, daß die sozialistischen Kräfte gestärkt werden.«<sup>76</sup>

Girnus ergänzte: »Ich möchte zu einigen dieser Punkte etwas sagen. Es ist eine Tatsache, die nicht bestritten werden kann, daß in der Vergangenheit solche Auseinandersetzungen ideologisch-politischer Natur wie die Vieweg-Debatte, die Debatte mit dem Genossen Behrens, die Auseinandersetzung mit dem Leipziger Philosophen Bloch, die Literaturdiskussion mit Hans Mayer, die Erarbeitung neuer Prinzipien für die Entwicklung der Landwirtschaftswissenschaft, die Auseinandersetzung mit dem Revisionismus in der Pädagogik, die Auseinandersetzungen über Physik, Philosophie, den dialektischen Materialismus, über neue schöpferische Prinzipien der Literaturwissenschaft und der Sprachwissenschaft ihren Ausgangspunkt nicht in der Tätigkeit des Staatssekretariats, sondern in den meisten Fällen bei anderen Stellen gefunden haben. Man muß die Ursache für diese Erscheinungen aufwerfen. Die Ursache für diese Erscheinung liegt in der schlechten politisch-ideologischen Situation des Staatssekretariats. [...] Ich fühle mich verpflichtet, den Genossen eine Mitteilung zu machen, sie davon zu informieren, daß nach dem XX. Parteitag innerhalb des Staatssekretariats für Hochschulwesen eine nicht geringe Strömung bestanden hat, die einen eindeutig opportunistischen Charakter hatte, und die Beschlüsse des XX. Parteitages der KPdSU in entstellender und opportunistischer Weise interpretierte.

Das ging sogar soweit, daß einige Genossen den Versuch unternahmen, den Genossen Dahlem gegen den Genossen Ulbricht auszuspielen, ihn sozusagen auch als den kommenden Mann zu bezeichnen. Ich muß hinzufügen, daß der Genosse Dahlem dieses Ansinnen mit aller Schärfe zurückgewiesen hat [...].

Man muß ebenso sagen, daß es im Staatssekretariat ausgezeichnete, zum Kampf entschlossene, der Partei ergebene Genossen gibt und gegeben hat, die den Kampf aufgenommen haben. Allerdings haben sie sich eindeutig in der Defensive befunden, besonders in dem ganzen Jahr 1956 befand sich der andere Teil, die opportunistischen Strömungen, in der Offensive.«<sup>77</sup>

Dogmatische Eiferer im Staatssekretariat hatten eine feindliche Gruppierung ausgemacht, der die leitenden Mitarbeiter von Gerhard Harig Hartmann (Leiter der Auslandsabteilung), Wolgemuth und Kortium (Leiter der Abteilung Philosophie) angehörten.<sup>78</sup> Die Auseinandersetzung mit der »partei-feindlichen Gruppe« fand erst statt, nachdem Harig von seinen Pflichten als Staatssekretär entlastet worden war. Zunächst wurde pauschal von der »Gruppe Wohlgemuth«<sup>79</sup> gesprochen; später wurde der »Fall Hartmann« davon abgetrennt.

### *Harigs historische Leistung als Hochschulstaatssekretär*

Es ist offensichtlich, dass nach dem Niederwerfen der marxistischen Opposition in der Intelligenz der DDR, in Partei und Regierung, der Anti-Ulbricht-Opposition in der NVA der Weg für die Errichtung eines autoritären Sozialismus wieder frei war und alle weichen mussten, die – wenn auch nur in Ansätzen – demokratisch-sozialistische Vorstellungen entwickelt hatten. Dazu muss man auch Gerhard Harig rechnen.

Gerhard Harig wurde zu DDR-Zeiten bei Würdigungen zweierlei zugute gehalten, dass in seiner Zeit die sozialistischen Grundlagen des Hochschulwesens geschaffen worden seien und dass »während seiner sechs Dienstjahre kaum ein DDR-Professor ›republikflüchtig‹ geworden sei«<sup>80</sup>.

77 Ebenda.

78 Siehe Wolfgang Hartmann: Vom Nutzen einer Bestrafung und der Arbeit eines IM. In: Spurensicherung III. Leben in der DDR. Schkeuditz 2000. S. 357–376.

79 Über Wohlgemuth schrieb Wolfgang Hartmann am 25. Juni 2002 an den Verfasser: »Wohlgemuth war bis kurz vorher Hauptabteilungsleiter gewesen und eine wirklich wichtige Figur. Er war auch ein kritischer Kopf und deshalb im Parteiapparat nicht gelitten. Trotz seiner Vergangenheit: Wehrmachtsoffizier, führte seine ganze Kompanie lange vor dem Ende in Gefangenschaft, aktiv im NKFD, sowjetischer Funkaufklärer hinter der Front mit gefälschten Himmler-Papieren, von den Nazis in Abwesenheit zum Tode verurteilt, Familie in Sippenhaft. Zur Gruppe Wohlgemuth wurden die Abteilungsleiter Mamat und Pladies gerechnet, eine Zeit lang auch ich.«

80 Günter Wendel: Forschungen zur Geschichte der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft in der DDR. Persönliche Erfahrungen. In: Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-

Beide Wertungen können heute so nicht mehr gelten. Harig hätte vermutlich ein anderes Hochschulwesen geschaffen, wenn ihm die Grenzüberschreitungen, die ihm im Juli 1953 und im Herbst 1956 vorschwebten, gestattet worden wären. Genau diese Grenzüberschreitungen sind heute interessant. Traditionspflege muss ja immer auch danach fragen, was hat uns diese für heute und für die Zukunft zu sagen. Wo sind bei Harig Modernisierungspfade angedeutet worden, die heute noch von Interesse sind?

Die Zahlen der republikflüchtigen Professoren sind heute bekannt (siehe Tabelle 2).

Tabelle 2: Republikflucht von Vertretern des Lehrkörpers der Universitäten und der TH Dresden 1952–1956

	1952	1953	1954	1955	1956	Gesamt
Professoren	9	15		9	2	
Dozenten	11	28		29	16	
Assistenten	56	109		101	126	
Gesamt	76	152	59	139	144	570

(Quelle: BArchiv Berlin, DR 3/1547 und 4273 – unpaginiert.)

Die positive Erinnerung stimmt also nicht ganz mit der Statistik überein. Sie muss aber Gründe haben. Zum einen brachte es Wilhelm Girnus schon im ersten Jahr seiner Arbeit zu einem steilen Anstieg der Kurve der republikflüchtigen Professoren und zum anderen hatte sich Gerhard Harig im Umgang mit Wissenschaftlern und mit seinen Mitarbeitern einen geradezu legendären Ruf erworben, was mir einer seiner Mitarbeiter 2002 bestätigte: »Überhaupt muss ich sagen, dass zu jener Zeit unter Harigs Leitung innerhalb des Staatssekretariats ein ausgesprochen demokratisches Klima herrschte: Kritik gab es nicht nur von oben nach unten, alle verstanden sich und verhielten sich genossenschaftlich, d.h. gleichberechtigt. Keine Spur von Beamten-Geist oder von Autoritätsgehabe! Das hat bis heute anhaltend für mich Bedeutung: Diese Erfahrung hat mich widerspenstig gegen Bürokratie und solche autoritären Leiter gemacht, denen ›die Macht schmeckte‹ (nach einem Roman von Mnacko). Gerhard Harig hat da seinen Anteil.«<sup>81</sup>

Gesellschaft und ihre Institute. Studien zu ihrer Geschichte. Hrsg. von Bernhard vom Brocke und Hubert Laitko. Berlin, New York 1996. S. 68.

81 Schreiben von Wolfgang Hartmann vom 30. Januar 2002.

Walter Markov, der 1951 bei der Parteiüberprüfung aus der SED ausgeschlossen worden war, lobte im Rückblick die Lauterkeit von Gerhard Harig. Als frisch gebackener Staatssekretär hatte er ihn in aller Öffentlichkeit hörbar mit »Genosse« begrüßt. Markov schätzte an Harig auch dessen Regierungskunst: »Der Physiker-Philosoph Harig war im Gegensatz zu seiner weitaus temperamentvolleren und impulsiveren Frau ein ausgesprochen ruhiger Mann, der dreimal nachdachte, ehe er handelte. In seiner Amtseigenschaft (im Ministerrang) hat er in den 1950er Jahren eine Menge Vorgänge bearbeitet und personelle Entscheidungen – nicht selten von großer Tragweite – getroffen oder auch auf Eis gelegt, wenn er damit hilfreich sein konnte. Er hielt es mit dem Sprichwort: Wer viel fragt, kriegt viel Antwort: ›Liegenlassen‹ war eine seiner Taktiken, da sich vieles von selbst einrenkt, wenn man ihm nur Zeit und eine faire Chance läßt. Die Dinge im Guten zu regeln, hielt er für wahre Regierungskunst, die freilich den Mut voraussetzte, Verantwortung ungescheut auf die eigene Kappe zu nehmen. Die Einschließung von lebendigen Menschen in starre Schubfächer war ihm zuwider, und er rang sogar um ›verlorene Schafe‹. Erst recht Freunde fanden in ihm eine Stütze. Gern half er, Unglück zu verhüten; oft gelang es ihm.«<sup>82</sup>

82 Walter Markov: Zwiegespräch mit dem Jahrhundert. Dokumentiert von Thomas Grimm. Berlin, Weimar 1989. S. 200f.

DOROTHEA GOETZ

## Erinnerungen an Gerhard Harig

*Wie fand ich von Potsdam den Weg ins Sudhoff-Institut nach Leipzig?*

Es war der Rektor der Pädagogischen Hochschule Potsdam, Prof. Dr. Arno Müller, Mathematiker und Philosoph, der mir den Namen Gerhard Harigs und dessen Wissenschaftsgebiet »Geschichte der Naturwissenschaften« erstmals nannte. Er, der selbst in seinen Philosophievorlesungen historische Diskurse führte, wollte, dass in den philosophischen Seminaren der naturwissenschaftlichen Studienrichtungen historische Probleme behandelt und diskutiert wurden. Er erachtete das für Lehrerstudenten als notwendig.

Ich weiß nicht, ob Gerhard Harig mit Arno Müller in direkter Verbindung stand. Harig ging 1933 in die Sowjetunion und Müller kämpfte in der Resistance. Doch als Arno Müller die Berufung nach Magdeburg annahm, begann für mich die 14tägige Reise von Potsdam nach Leipzig zu den Kolloquien im Sudhoff-Institut. Meine Erinnerungen an Gerhard Harig ergeben sich somit nicht aus ständigen alltäglichen Begegnungen, sondern nur aus dem Rhythmus der Kolloquien und der Konsultationen als Doktorandin.

Die Themen der Kolloquien für ein Semester waren nicht einer allgemeinen Problematik untergeordnet. Sie zeigten die Vielfalt der von Harig betreuten Arbeiten: angefangen von den historisch-mathematischen Themen, von den Wissenschaften in der Renaissance, denen sich Harig immer wieder zuwandte und auch darüber vortrug, den medizinisch-historischen Fragen bis zu der Zusammenarbeit der Dessauer Flugzeugbauer mit der jungen Sowjetunion in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts.

Ich sehe noch immer den Seminarraum im Sudhoff-Institut vor mir. Harig saß an einem Tisch mit dem Rücken zum Fenster, so dass er die Teilnehmer im Blick hatte. Er hörte aufmerksam zu, machte Notizen und begann stets mit Bemerkungen und Fragen zu dem Vorgetragenen oder mit Hinweisen zu der Problematik.

War es die Art der von Harig begonnenen Diskussion oder war es die Atmosphäre dieses von ihm geleiteten Kreises – ich weiß es nicht –, für

mich war es immer eine Diskussion in einem freien, nicht verpflichtenden Stil, der mich beeindruckte, ja, mir Freude bereitete; denn ich hatte schon andere Formen kennengelernt.

In diesen Kolloquien bildete sich unter den Teilnehmern ein Zusammenhang heraus, ein persönliches menschliches Verstehen, ein Miteinander, das auch für mich als »Auswärtige« zu guten persönlichen Beziehungen, ja Freundschaften führte. So waren die Kolloquien nicht nur eine Abarbeitung wissenschaftlicher Probleme, sondern sie hatten auch eine menschliche Atmosphäre, die für die Entwicklung des Einzelnen nicht unbedeutend war. Ich habe mich ihrer oft erinnert, als ich selbst Kolloquien und Oberseminare durchführte.

Das menschliche Miteinander erhielt eine besondere Form, in den jährlich einmal durchgeführten Institutsausflügen. Die Fahrt zu den Dornburger Schlössern werde ich nie vergessen. Auch dafür gab Gerhard Harig eine Einführung in die Geschichte dieser Orte. Dadurch angeregt, fuhr ich später mit meinen Studenten nach Quedlinburg.

Die erste Aufgabe, die mir Harig stellte, bezog sich nicht auf meine Dissertation, sondern auf das Leben und Wirken Alexander von Humboldts. Ich sollte Materialien über seinen Aufenthalt in Potsdam und Sanssouci zusammentragen. Ich muß wohl erstaunt drein geschaut haben, weil ich wußte, daß Humboldt den »Kosmos« im Schloß Charlottenhof vollendet hatte, aber weitere Dinge waren mir nicht bekannt. Fast lachend erteilte mir Harig eine kleine Lektion über die Ortsgebundenheit des Lebens und der Arbeiten der Naturwissenschaftler. Das sei für die Darstellung der Geschichte eines Ortes nicht unbedeutend und sei keine kleinbürgerliche Geschichtenerzählung. So fand ich heraus, daß Humboldt gemeinsam mit Peter Lenné bei einer Tagung der Gartengestalter und Botaniker im Park Sanssouci zum ersten Mal eine botanische Exkursion vorbereitete und durchführte.

Ich kann natürlich keine Verallgemeinerung über Harigs Methode bei der Vergabe von Dissertationsthemen machen, doch für mich war sein Vorgehen erstaunlich. Da ich in meiner Diplomarbeit ein Thema des 18. Jahrhunderts bearbeitet habe, fragte er mich, was mich alles an diesem Jahrhundert interessiere. Ich sprach von den herausbildenden Erkenntnissen der Elektrizitätslehre, der Optik Newtons und der Farbenlehre Goethes, von den Landvermessungen, aber auch von der Literatur und Kunst. Harig stellte Fragen, hörte zu und gab mir dann 14 Tage oder vier Wochen später das Thema »Georg Christoph Lichtenberg – ein Naturforscher und Materialist der deutschen Aufklärung«.

*Was lehrte mich Harig in und mit der Betreuung meiner Dissertation?*

Eine Lehre war, die Auseinandersetzung mit Einschätzungen anerkannter lebender Wissenschaftler zu führen. Die Polemik sollte sich allein aus der eigenen Beweisführung ergeben. Es war für mich ein nicht unwesentliches Moment, als Hermann Ley mir in meiner Argumentation gegen seine vereinfachte Darstellung der Aufklärung, wie er sie in den 1950er Jahren vornahm, zustimmte. Ich habe bis heute nicht vergessen, dass er mich »Harig-Schülerin« nannte.

Ich lernte, die Persönlichkeit des Naturwissenschaftlers in ihrer Ganzheit zu sehen. Es galt, nicht nur die wissenschaftlichen Arbeiten und die damit zusammenhängenden Probleme und Polemiken historisch einzuordnen, sondern auch seine Verbindungen zur Gesellschaft und sein Wirken über sein Spezialgebiet hinaus aufzudecken.

Harig lehrte mich, Fragen offen lassen zu können, nie die eigene Arbeit als völlig abgerundet zu betrachten. So ist bis heute beispielsweise das Verhältnis zwischen Lichtenberg und Volta offen, das heißt die Beeinflussung der Lichtenbergschen Erkenntnisse auf die Entdeckungen Voltas durch ihre gemeinsamen Experimente ist bis heute ungeklärt.

Während der Arbeit an der Dissertation war für mich eine Konsultation bei Harig wahrlich bedeutsam und lustig. Es ging um eine Studienreise ins Göttinger Universitätsarchiv. Harig hielt das für dringend erforderlich, doch das sahen die Mitarbeiter des Volksbildungsministeriums, dem die Pädagogische Hochschule unterstellt war, anders. Von dort kam ein striktes »Nein«. Das Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen bejahte meinen Antrag. Auf eine weitere Nachfrage im Volksbildungsministerium erhielt ich die Antwort, ich möge mich nicht zwischen zwei Stühle setzen. So bat ich Harig um eine Konsultation. Es war die kürzeste, die ich erlebt habe. Als ich ihm das Geschehene kurz vortrug, schaute er mich mit seinen Augen zwinkernd lachend an und fragte: »Hast Du den Mut dich zwischen zwei Stühle zu setzen?« Ich konnte nur antworten: »Ja« und verließ, begleitet von seinen besten Wünschen, sein Zimmer. All das dauerte noch nicht einmal fünf Minuten.

*Und ich setzte mich noch manches Mal zwischen zwei Stühle*

Fordern, Helfen, Wege bereiten, aber nur bereiten, das nahm ich dankbar von Gerhard Harig auf; denn er spürte auch die Seiten seiner Schülern auf, die für diese wichtig werden sollten. So gab er mir zum Beispiel die Aufgabe, eine Aufstellung der physikalischen Erkenntnisse in der Antike zu erarbeiten, die für Lehrer und deren Unterricht wichtig seien. Die Bedeutung dieser Aufgabenstellung wurde mir erst später bewusst, als ich darum rang, Probleme der Geschichte der Physik in die Aufgabenstellung des Schulunterrichtes eingehen zu lassen. Unter diesem Aspekt sind für mich die Gedanken Harigs, die er als Staatssekretär zur Lehrerausbildung vortrug, verständlicher.

Gerhard Harig gehört für mich zu den Wissenschaftlern, die ihren Schülern auch den Weg in die Verlagswelt öffneten. Er übertrug mir, vielleicht des Gesprächs über Humboldt gedenkend, nach der Promotion die Aufgabe, die Autobiographie des in Potsdam geborenen Hermann von Helmholtz' für den Druck in einer neuen Reihe des Teubner Verlages vorzubereiten. Auch durch Harigs Anregung konnte ich als Mitglied zweier Herausgeberkollektive bis 1990 in diesem Verlag tätig sein.

Ich habe erfahren, dass Harig sich keine wissenschaftlichen Funde, wenn ich alte Handschriften so nennen darf, von mir aneignete. Bei meinen Arbeiten zur Aufklärung fand ich in der Weimarer Bibliothek die Handschriften von Büchsenmeister-Büchern aus dem 16. Jahrhundert. Ich machte Gerhard Harig darauf aufmerksam, gab ihm meine Aufzeichnungen und die Titel mit Signaturen, weil ich sein Interesse an der Renaissance kannte. Er lächelte, gab mir alle Notizen mit den Worten zurück »Mache später etwas daraus«. Was dann auch geschah.

Gerhard Harig war für mich nicht nur der Betreuer meiner ersten wissenschaftlichen Arbeiten, sondern er war auch ein vertrauensvoller Helfer in persönlichen Fragen, die sich auf das politische Geschehen bezogen. Ich hatte ein großes Vertrauen zu ihm, das von seiner Seite nicht enttäuscht wurde. Eine Begründung direkter Art kann ich dafür nicht geben. Doch vielleicht lag dieses Vertrauen schon in dem ersten Gespräch mit ihm begründet, als er mich nach meinen Interessen befragte, erstaunt über deren Vielfalt war und daher etwas aus dem Leben meiner Familie wissen wollte. Ich berichtete ihm von unserem einfachen Leben, aber auch davon, dass meine Urgroßmutter Jüdin war. Und ehrlich beantwortete ich seine Frage, wie mein Vater es verstanden hat, sich und seine Familie in der Nazizeit zu schützen. Aus diesem Vertrauen heraus fragte ich ihn, ob es auch in der Sowjetunion so

etwas wie Konzentrationslager gab. Harig saß an seinem Schreibtisch, ich seitlich davon, er holte aus einem Fach eine Buchhülle hervor, in der viele einzelne Blätter lagen. Während er nach einem bestimmten Zettel suchte, sagte er ganz nebenbei: »Ich war von Stalin an Hitler ausgeliefert worden.« Diese Worte waren für mich unausgesprochen von dem Gedanken begleitet: *Das sage ich Dir, sprich nicht darüber!* Erst nach seinem Tode sprach ich mit seinem Sohn Georg Harig, mit Freunden und Studenten darüber, um die Kompliziertheit des Geschehens aufzudecken und besser zu begreifen. Welchen Zettel las mir Harig damals vor? Es war ein Zitat von Hermann Hesse aus einem Brief an seinen Sohn. Ich schrieb mir nur auf – 90 % arm, 10 % reich. Nach längerem Suchen fand ich das Zitat in einem Brief Hesses von Ende Dezember 1931 an seinen Sohn Bruno. Sie gestatten, dass ich es vortrage: »Das, was in der Welt vorgeht, ist eine der letzten Etappen im Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaft, die ihre Blüte und ihren Sinn überlebt hat und nun dem Neuen Platz macht. Wahrscheinlich ist das Neue der Kommunismus, der mir an sich nicht unsympathisch ist.

Wenn man von heute auf morgen Eigentum und Erbrecht in allen Ländern abschaffen würde und wenn die 90 % der Menschheit, die heute hungern, *nicht mehr von den 10 % der Satten regiert würden, so wäre das ja nur schön.*

Aber vorher gibt es natürlich tausend Übergänge, zum Teil auch blutige, es wird roten und weißen *Terror etc. etc. geben, und nachher wird es auch viel Mühe kosten, sich in der veränderten Welt einzurichten.*«<sup>1</sup>

Harigs bejahende Antwort war mit dem Hinweis verbunden, darüber nachzudenken. So habe ich das Leben und Werk der bedeutenden Physiker Mstislaw Keldysch, Lew Landau, des Dichters Boris Pasternak, der Musiker Dmitrij Schostakowitsch, David Oistrach und Swjatoslaw Richter besser begreifen gelernt.

Ähnliches wiederholte sich später, als ich nach Lenin und seinem Werk »Materialismus und Empirio-kritizismus« fragte. Ich hörte keinen Vortrag oder eine längere Ausführung, wiederum antwortete Harig mit einem Zitat Hesses aus der Rezension zu dem Buch »Der Mann von Stahl« (1934).

»*Wie bei allen Büchern über die jüngste russische Geschichte ergreift und bezaubert uns keine der Führergestalten, mit einziger Ausnahme Lenins, dessen Genie wirklich ein napoleonisches war.*«<sup>2</sup> Dann sagte er nur, ich möge darüber nachdenken.

1 Hermann Hesse: Sein Leben in Bildern und Texten. Leipzig 1987. S. 250.

2 Ebenda.

Gerhard Harig war für mich ein fordernder Doktorvater – fordernd, das eigene Denken, das verantwortliche Handeln in mir zu stärken. Aus all den Begegnungen mit Harig entwickelte sich nach seinem Tode das Verstehen mit seinem Sohn Georg und die gemeinsame Arbeit mit ihm.

Es sei mir gestattet, auch auf die unausgesprochene Frage zu antworten, wie steht es heute mit Gerhard Harigs Verdiensten um die Geschichte der Naturwissenschaften? Es gibt Eigenartigkeiten im großen und kleinen Geschehen der Gegenwart. Wenige Tage, nachdem mich Hubert Laitko gebeten hatte, in diesem Kreis meine Erinnerungen an Gerhard Harig vorzutragen, erreichte mich der Anruf eines ehemaligen Diplomanden. Er wollte die Lebensdaten von Gerhard Harig wissen. Auf mein erstauntes »Warum?«, erhielt ich zur Antwort, er habe wie zumeist einen historischen Einstieg in die Physikstunde zur »Mechanik« gewählt. Die finnischen und polnischen Lehrer, die diese Stunde hospitierten, waren darüber erstaunt und wollten mehr über diese Methode wissen. Der Diplomand erinnerte sich, daß ein Schwerpunkt unseres Oberseminars die Arbeiten Harigs zur Renaissance bildeten. Um in der in der Auswertung mit den ausländischen Kollegen mehr dazu zu sagen, benötige er die Lebensdaten von Gerhard Harig. Lehrer in Brandenburg lassen Harigs Arbeiten auch heute nicht vergessen.

FRIEDHILDE KRAUSE

## Erinnerungen

an den Staatssekretär Prof. Dr. Gerhard Harig

Ende Oktober 1979 trat Heinz-Florian Oertel, Journalist und Sportreporter, an mich mit der Bitte heran, in seine Fernsehserie »Porträt per Telefon« ein Gespräch mit mir aufnehmen zu dürfen. Ich war seit Januar 1977 Generaldirektorin der Deutschen Staatsbibliothek zu Berlin, Unter den Linden. Er meinte, wieder einmal eine prominente Frau in seiner Sendung zeigen zu müssen, was viel zu selten geschähe. Ich beriet mich mit Prof. Dr. Jürgen Kuczynski, dem Freund unserer Familie, der strikt gegen dieses Vorhaben war. Bei einer Direktsendung vor laufender Kamera müsse man auf die Fragen schnell reagieren, und da könne man etwas sagen, was »nicht allen gefällt«. Das Risiko sei zu hoch. Er selbst habe Gespräche dieser Art stets abgelehnt. Und wie recht sollte er behalten!

Trotz Warnungen auch von anderen Seiten entschied ich mich dennoch, der Bitte nachzukommen. Ich wollte für den Berufsstand der Bibliothekare etwas tun; wie oft hatte man in der Öffentlichkeit von ihnen noch die Vorstellung skurriler Spitzweg-Figuren. Am 13. November 1979 fand also um 21 Uhr das einstündige Gespräch mit Heinz-Florian Oertel im Fernsehgebäude in Adlershof statt und wurde live im Ersten Programm des DDR-Fernsehens ausgestrahlt. Oertel hatte mich von zu Hause mit seinem Auto abgeholt. Leider war er der Meinung, dieses Interview mit mir nicht vorbereiten zu müssen, so dass ich auch nicht wusste, welche Fragen er mir stellen würde. Aus früheren Sendungen des »Porträt per Telefon«, von denen ich mir zwei sehr aufmerksam angesehen hatte, meinte ich, eine bestimmte Routine bei Oertels Fragestellung heraushören zu können. So wollte er gleich am Anfang von mir wissen: »Welche Vorbilder haben Ihre Entwicklung nachhaltig bestimmt?« Ich nannte meinen Vater, Friedrich Karl Jonat (1902 bis 1955), einen evangelischen Pfarrer, der während der Nazizeit Mitglied der Bekennenden Kirche und später Religiöser Sozialist gewesen ist,<sup>1</sup> ferner

1 Siehe Friedhilde Krause: Antifaschist und Friedensmahrer. Zum Andenken an Pfarrer Friedrich Karl Jonat anlässlich seines 85. Geburtstages. In: Standpunkt. Evangelische Monatsschrift. Berlin. Jg. 15. 1987. H. 12. S. 326–328.

Prof. Dr. Wolfgang Steinitz (1905–1967), meinen hochgeschätzten Lehrer während meines Slawistik-Studiums an der Humboldt-Universität, und schließlich den Physiker Prof. Dr. Harig (1902–1966), den höchsten Chef zu Beginn meiner Berufslaufbahn. Bei der Nennung des Namens »Harig« fiel mir zu meinem großen Schreck nicht gleich der Vorname ein. »Nur nicht Wolfgang, nur nicht Wolfgang!« schoss es mir durch den Kopf. Die ganze Sendung wäre mit dem falschen Vornamen erledigt gewesen; der Philosoph Wolfgang Harig war bekanntlich zu diesem Zeitpunkt in der DDR eine politische Unperson. Ein paar Sekunden, und ich konnte endlich erleichtert ergänzen: »Staatssekretär Prof. Dr. Gerhard Harig!«. Das Risiko war überstanden!

Einige Tage nach der Ausstrahlung des Interviews rief mich der verantwortliche Leiter für Ökonomie des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen an und fragte etwas misstrauisch, ob ich vielleicht mit der Nennung des Namens des ersten Staatssekretärs etwas für die Deutsche Staatsbibliothek »herausholen« wollte. Man wunderte sich. Das Bekenntnis zu meinem ersten Chef war aber wirklich ehrlich und ohne Absicht von mir in den Äther gesprochen worden. Ich betrachte Prof. Dr. Harig noch heute als eine Persönlichkeit mit besonderer Vorbildwirkung auf mich als damals sehr junger Mitarbeiterin seines Ministeriums. An die wenigen Male, bei denen ich ihn aus nächster Nähe erleben konnte, denke ich dankbar zurück. Von diesen Begegnungen möchte ich hier berichten.

Nach Abschluss meines Slawistikstudiums 1951 und einer kurzen Assistententätigkeit am Slawischen Institut der Humboldt-Universität wurde ich im Februar 1953 mit Parteauftrag in das Staatssekretariat für Hochschulwesen delegiert. Ich war hier in der Abteilung Philosophische und Theologische Fakultäten bis Ende 1957 als Fachreferentin für Slawistik und Russischuntereicht an allen Fakultäten tätig. Im Sommer 1953 wurde ich plötzlich zum Staatssekretär Prof. Dr. Harig in die obere Etage unseres Gebäudes in der Wilhelmstraße beordert. Bisher hatte ich den hohen Chef nur auf Versammlungen, gewissermaßen aus der Ferne gesehen. Ich erschrak und überlegte natürlich, was ich falsch gemacht haben könnte. Mit 24 Jahren und erst seit kurzem im Apparat, war ich ohne Zweifel noch naiv und recht unerfahren in der politischen Arbeit. Gerhard Harig ging es aber gar nicht um meine Arbeit. Im Beisein seines Stellvertreters und Leiters der Wissenschaftlichen Hauptabteilung, Dr. Franz Wohlgemuth (geb. 1915), eröffnete er mir kurz, ich solle zusätzlich zu meinen bisherigen Aufgaben ab sofort das Hauptreferat Theologie übernehmen. Sehr beunruhigt erklärte ich, das ginge nicht, da mein Vater evangelischer Pfarrer sei und sich diese Herkunft

nachteilig auf meine neue Tätigkeit auswirken könnte. Die Parteileitungen an den Universitäten würden mir sicher mit Misstrauen begegnen. Harig entgegnete jedoch wieder ziemlich kurz, aber mit gutem Verständnis: »Gerade deswegen sollen Sie ja dieses Hauptreferat übernehmen. Sie sind in dieser Welt aufgewachsen und kennen ihre Mentalität«. Er betonte sodann den Unterschied der Verwaltungsarbeit im Regierungsapparat zu der ideologischen Arbeit im Parteiapparat. Anfang der 1950er Jahre war die strukturelle und ideologische Anpassung der Regierung an die SED noch nicht vollzogen. Harig hat seine persönliche Überzeugung: »Sie arbeiten hier als Genossin im Regierungsapparat und nicht im Parteiapparat« wiederholt und bei verschiedenen Anlässen uns jungen Fachreferenten nahegelegt. Ich wurde also zusätzlich Hauptreferentin für die evangelischen Theologischen Fakultäten an unseren sechs Universitäten und damit direkt seinem Stellvertreter Dr. Franz Wohlgemuth unterstellt.

Noch heute wundere ich mich, welches große politische Vertrauen Gerhard Harig damals in mich gesetzt hat. Er, der immer sehr hohe Forderungen an sich selbst stellte, bedachte wahrscheinlich nicht, dass die neue Aufgabe eine immense Anspannung an meine physischen Kräfte bedeuten würde: Die Fachreferenten reisten damals noch sehr viel und waren dauernd an der Basis. Mit der neuen Aufgabe stürmte zu viel auf einmal auf mich ein. Sehr bald spürte ich, dass ich in meiner verantwortlichen Arbeit als Hauptreferentin für die Theologischen Fakultäten einfach überfordert war. Die Situation war hier tatsächlich eine besondere. Angeleitet von meinen unmittelbaren Vorgesetzten Franz Wohlgemuth, also durch das Staatssekretariat für Hochschulwesen, erhielt ich nicht selten auch direkte Anweisungen durch die Arbeitsgruppe Kirchenfragen und die Abteilung Wissenschaften im ZK der SED sowie durch die Abteilung Kultfragen im Ministerium des Innern und von dem neugegründeten Staatssekretariat für Kirchenfragen. Insbesondere im ZK der SED interessierte man sich seit 1954 intensiver für die Theologischen Fakultäten und begann sich, wie damals formuliert wurde, in die »Erziehungsarbeit« ihrer Studenten und ihres Lehrkörpers einzumischen. Ich geriet in eine komplizierte Situation, die in der fundierten Untersuchung des Hallenser Theologen Friedemann Stengel »Die Theologischen Fakultäten der DDR ...« 1998 mit vielen bisher unveröffentlichten Dokumenten belegt ist.<sup>2</sup>

2 Siehe Friedemann Stengel: Die Theologischen Fakultäten in der DDR als Problem der Kirchen- und Hochschulpolitik des SED-Staates bis zu ihrer Umwandlung in Sektionen 1970/71. Leipzig 1998. S. 18 ff. (Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte. Bd. 3.)

Mit meinem ständigen Bemühen, meine Herkunft aus einem evangelischen Pfarrhaus, auch nach dem Tod meines Vaters Anfang 1955, zu verschweigen, hatte ich natürlich recht. Als durch Indiskretion eines verantwortlichen Genossen einer anderen staatlichen Einrichtung Mitte 1955 dieses Geheimnis gelüftet wurde, begegnete man mir nunmehr seitens der oben genannten Stellen des Parteiapparates mit zunehmendem Misstrauen und unfreundlicher. Das ging so weit, dass schon im November 1955 meine Ablösung als Hauptreferentin für Theologie gefordert wurde.<sup>3</sup> In einem späteren Dokument wurde mir direkt der Vorwurf »der Pfarrerstochter« gemacht, »die ständig dem Einfluß der Professoren unterlag und die Politik der Partei und der Regierung nicht konsequent gegenüber diesen Professoren vertreten hat«<sup>4</sup>. Mich rettete damals die Unwissenheit über die meisten gegen mich gerichteten Vorwürfe. Vor allem aber half mir das große Vertrauen, das mir im Staatssekretariat, in erster Linie von Gerhard Harig und Franz Wohlgemuth entgegengebracht wurde.<sup>5</sup> Es war tatsächlich erstaunlich, dass ich trotz massiven politischen Drucks von außen ab 1955 erst Ende August 1957 als Hauptreferentin für Theologie abgelöst wurde, und zwar erst nach dem Ausscheiden von Gerhard Harig als Staatssekretär und seiner Rückkehr auf den Lehrstuhl an der Leipziger Universität. Endgültig entlassen wurde ich auch als Referentin für Slawistik und Russischunterricht Ende Dezember 1957 nach dem Weggang von Franz Wohlgemuth an die Universität Halle.<sup>6</sup>

Gerhard Harig war für mich das große Vorbild in meiner anleitenden Tätigkeit als Fachreferentin. Als überzeugter Kommunist war er kein politischer Fanatiker, sturer Administrator oder gar engstirniger Bürokrat. Er war ein Gelehrter mit tiefer humanistischer Bildung. Obwohl er mir manchmal wortkarg und kontaktarm, vielleicht sogar menschen-scheu erschien, zeigte

3 Siehe ebenda. S. 693 f.

4 Ebenda. S. 735 und S. 117.

5 Hier soll nur eine Episode erwähnt werden. Franz Wohlgemuth erfuhr im ZK der SED, dass ich mich von Theologie-Professoren mit »gnädige Frau« anreden lasse. Er wurde beauftragt, mir deshalb eine Disziplinarstrafe in die Personalunterlagen eintragen zu lassen. Er kam in mein Dienstzimmer und stellte mich sehr ernst zur Rede. Als ich entsetzt und hilflos antwortete, ich hätte die Herren im Beirat für Theologie schon wiederholt vergeblich gebeten, eine andere Anredeform zu wählen, lachte er laut und sagte: »Womit sich doch unsere Ideologen so beschäftigen!« Es ist nie eine Disziplinarstrafe ausgesprochen, noch in meine Akte eingetragen worden.

6 Ich erinnere mich, dass mir Staatssekretär Prof. Dr. Wilhelm Girmus (1906–1985), der Nachfolger von Gerhard Harig, bei meiner Verabschiedung aus dem Staatssekretariat im Dezember 1957 unter vier Augen freimütig erklärte: »Wenn es nach mir gegangen wäre, hättest Du nicht aufhören müssen«.

er sich seinem Gegenüber doch für klare, überzeugende Argumente stets offen. Ich habe ihn zweimal so erlebt, einmal in der Slawistik und einmal in der Theologie.

Als ich im Februar 1953 die Slawistik im Staatssekretariat für Hochschulwesen als Referentin übernahm, sah sich diese Disziplin in der jungen DDR mit großen Schwierigkeiten konfrontiert. Sie musste massenhaft Lehrer für den obligatorischen Russischunterricht an den Schulen und Hochschulen ausbilden; ihr fehlten aber qualifizierte Dozenten an den Universitätsinstituten. Diese Situation verschärfte sich noch infolge von Abgängen namhafter Professoren der Slawistik an westdeutsche Universitäten, so von Prof. Dr. Margarete Woltner (1897–1985), Humboldt-Universität Berlin, im Sommer 1950 nach Mainz, später Bonn, und von Prof. Dr. Reinhold Olesch (1910 bis 1990), Universität Leipzig, Ende 1952 nach Köln. Im Interesse Berlins wurde das erst 1946 an der Universität Rostock gegründete Slawische Institut geschlossen und sein Direktor, Prof. Dr. Edmund Schneeweis (1886–1964) mitsamt den Slawistik-Studenten zum Herbst 1950 an die Humboldt-Universität »umgepflanzt«. In der bedrohlichen Situation für das Leipziger Seminar mit seinen großartigen slawistischen Traditionen und der einzigen wissenschaftlichen Ausbildungsstätte für Sorabistik leitete die Leipziger Universität Anfang 1953 die Berufung von Prof. Dr. Rudolf Fischer (1910–1971), Direktor des Slawischen Instituts der Universität Jena, nach Leipzig ein. Damit drohte Jena nach dem vorgesehenen Weggang von Rudolf Fischer das Schicksal von Rostock. Nach meiner Arbeitsaufnahme im Staatssekretariat wandte ich mich natürlich gegen eine Schließung von Jena und argumentierte fakten- und wortreich einige Zeit mit den langjährigen großen slawistischen Traditionen dieser Universität und ihrer besonderen Bedeutung bei der Ausbildung von Russischlehrern für Thüringen. Die getroffene Entscheidung stammte aber wohl aus der Abteilung Wissenschaften des ZK der SED. In meiner Dienststelle fand ich kein Gehör.

Ende Juni /Anfang Juli 1953, gegen Ende der Vorlesungszeit, erhielt ich den dienstlichen Auftrag, nach Jena zu fahren und die Schließung des Slawischen Instituts vorzunehmen. Der Rektor der Friedrich-Schiller-Universität war über den Beschluss durch Staatssekretär Prof. Dr. Harig in Kenntnis gesetzt worden. Gegen meine Überzeugung musste ich auf einer Versammlung des Instituts den Betroffenen die Schließung ihrer Einrichtung sowie ihre Überstellung nach Leipzig plausibel und sogar erstrebenswert darstellen. Zum Glück sollte das Schicksal des Instituts eine bessere Entwicklung nehmen. Die Versammlung war ruhig verlaufen. Nach meiner Abreise aus Jena dauerte es aber nicht lange, und die Wogen gingen unter den Studenten

hoch. Sie wählten aus ihrer Mitte zwei Wortführer, um die Weiterführung ihres Instituts zu erreichen. Diese trugen ihr Anliegen zunächst dem Rektor der Jenenser Universität vor. Als sie bei diesem kein Gehör fanden, fuhren sie kurz entschlossen per Eisenbahn nach Berlin. Bald darauf wurde ich zum Staatssekretär gerufen, der mich zu meinem Erstaunen beauftragte, für die Weiterführung des Slawischen Instituts in Jena Vorschläge zu unterbreiten. Erst viel später erfuhr ich von der erfolgreichen Aktion der beiden Wortführer der Studentenschaft aus Jena und damit die Hintergründe für diese Beschlussänderung. Es konnte tatsächlich in der Folgezeit eine Lösung für das Jenaer Slawische Institut gefunden und der Lehrbetrieb bereits im Wintersemester 1953/1954 mit einer kleinen Verspätung fortgeführt werden. Von den Mitarbeitern des Jenaer Lehrkörpers gingen außer Rudolf Fischer nur zwei Lektoren nach Leipzig; von den Studenten nutzten nur wenige, offenbar Nichtthüringer, die Veränderungsmöglichkeit.

In der Arbeit mit den sechs Theologischen Fakultäten galt seitens des Staatssekretariats für Hochschulwesen ein besonderes Augenmerk der Berufungspolitik. Das Berufungsrecht besaß der Staat, das Staatssekretariat verhielt sich in Berufungsfragen während der Amtszeit von Gerhard Harig eher zurückhaltend. Es riet den Dekanen aber ständig, keine Theologen aus Westdeutschland in Vorschlag zu bringen, sondern an fachlich qualifizierte fortschrittliche Theologen aus der DDR zu denken.<sup>7</sup> Dem ZK der SED genügte diese Haltung nicht. Mit seinem Sekretariats-Beschluss »Maßnahmen zur Änderung der politischen Situation und Verbesserung der Erziehungsarbeit an den theologischen Fakultäten unserer Universitäten« vom 14. Dezember 1955<sup>8</sup> sicherte es sich eine grundsätzliche Mitbestimmung in Berufungsfragen und versuchte, mit mehr oder weniger Erfolg eigene Kandidaten in Vorschlag zu bringen.

Am 11. Juli 1956 führte Prof. Gerhard Harig persönlich in seinen Berliner Diensträumen ein Gespräch mit Leipziger Professoren über die Besetzung freiwerdender Stellen an der Theologischen Fakultät. Er hatte mich um einige Informationen gebeten und ließ mich dann als einzige Mitarbeiterin aus dem Ministerium an dieser Unterredung teilnehmen. Erschienen waren: der Dekan der Theologischen Fakultät Leipzig und Kirchenhistoriker Professor Franz Lau (1907–1973) sowie die Professoren Dedo Müller (1890 bis 1972), Praktischer Theologe, Emil Fuchs (1874–1971), Systematiker und Religionssoziologe, Johannes Herz (1877–1960), Sozialethiker, und Ernst

7 Siehe ebenda. S. 26f.

8 Siehe ebenda. S. 697.

Sommerlath (1889–1983), Systematiker. Bis auf den Dekan handelte es sich in allen Fällen um Professoren, die vor der Emeritierung standen und deren Vorschläge Gerhard Harig offensichtlich von ihnen selbst hören wollte. Hinzugeladen war der vom ZK der SED besonders protegierte Leipziger Nachwuchstheologe und Neutestamentler Dr. Christoph Haufe (1925–1992). Gerhard Harig unterbreitete den Anwesenden mehrere Vorschläge, von denen einige ein positives Echo fanden. Friedemann Stengel stellte jedoch später auf Grund von Studien verschiedener Notizen und Dokumente mit Recht fest: »Im ganzen verlief diese Zusammenkunft ganz und gar nicht so, wie es der neue fakultätspolitische Kurs der SED vorsah. Staatssekretär Harig hatte sich nicht als Ideologe, sondern als liberaler und kompromissbereiter Verhandlungspartner gezeigt.«<sup>9</sup> Ich habe damals als Anwesende bei diesem Gespräch das Verhandlungsgeschick meines Chefs bewundert. Seinen Gesprächspartnern freundlich und offen zugewandt, legte er seine Gedanken dar und erweckte in ihnen, die ihm zum ersten Mal persönlich gegenüber saßen, großes Vertrauen. Wie mir später Prof. Lau erklärte, wurde ihnen als Theologen eine solche Achtung nur selten von Funktionären entgegengebracht. Gerhard Harig vertrat grundsätzlich eine verhandlungspolitische Intention, die auf Gewinnung der Theologen an den Universitäten ausgerichtet war und die gar nicht so recht in die Konzeption der Genossen des ZK der SED passte. Hier lehnte man eine solche Verhandlungspolitik, wie man sie auch mir zum Vorwurf machte<sup>10</sup>, als »politisches Instrumentarium« strikt ab. Gerhard Harig war, wie bereits eingangs erwähnt, von der Notwendigkeit eines unterschiedlichen Vorgehens im Regierungsapparat zum Parteiapparat überzeugt, außerdem war er zu gebildet, um »bürgerlichen« Professoren gegenüber grobe Umgangsformen anzuwenden. Bei der sich immer stärker vollziehenden Gleichschaltung von Regierung und Partei hat sicher auch dieser Konflikt Gerhard Harig schließlich zur Rückkehr auf seinen Leipziger Lehrstuhl bewogen.

Betonen möchte ich nicht zuletzt, dass mein Chef als Antifaschist und Gelehrter großen Eindruck auf mich gemacht hat. Wir Mitarbeiter kannten kaum Details aus seiner politischen Vergangenheit, denn darüber hat er nie gesprochen. Ich wusste von seiner Emigration in der Sowjetunion nichts Genaues, bekannt war mir aber seine jahrelange Inhaftierung im Konzentrationslager Buchenwald. Als Gelehrter erlebte ich ihn in einem Seminar, das

9 Ebenda. S. 117.

10 Siehe ebenda. S. 113.

er in seinem Dienstzimmer, trotz seiner vielen Verpflichtungen, für wissenschaftliche Mitarbeiter des Staatssekretariats einige Male durchführte. Es waren eigentlich mehr Vorlesungen, in denen er uns mit Geduld und pädagogischem Geschick ausgewählte schwerverständliche Textstellen im ersten Band des Werkes von Karl Marx »Das Kapital« erläuterte. Wie sehr Gerhard Harig mit seiner eigenen Disziplin verbunden war und wohl auch manchmal bedauerte, die Wissenschaft in Berlin nicht aktiv praktizieren sondern nur verwalten zu können, merkte ich bei seiner Begegnung mit dem bekannten Dresdner Physiker und Naturwissenschaftler Manfred von Ardenne (1907–1997). Dieser hatte sich offensichtlich zu einem Besuch bei ihm angemeldet. Ich stand gerade vor unserem Gebäude als Prof. Dr. Harig die hohe Treppe des Staatssekretariats heruntergestiegen war und Prof. Dr. von Ardenne außerordentlich freundlich, sogar lachend an der offenen Eingangstür empfing. Der Staatssekretär war dem Kollegen entgegengegangen und hatte ihn hier überrascht.

Am 1. Mai 1958 nahm ich meine Tätigkeit im Referat für Slawistik der Deutschen Staatsbibliothek auf. Einige ihrer ältesten Mitarbeiter erinnern sich noch an eine Feierstunde, die am 28. November 1954, begleitet von einem Streichquartett eigener Kollegen, im kleinen Kultursaal, heute Lessingssaal, stattfand. Staatssekretär Prof. Dr. Harig nahm damals persönlich die Umbenennung der »Öffentlichen Wissenschaftlichen Bibliothek« in »Deutsche Staatsbibliothek« vor. Der Text seiner Ansprache befindet sich leider nicht im Archiv der Bibliothek. Erhalten geblieben ist aber eine gedruckte Einladungskarte zu dieser Feierstunde und ein Foto, auf dem Gerhard Harig zu sehen ist.<sup>11</sup> Nach ihrer Wiedereröffnung am 1. Oktober 1946 hatte die ehemalige Preußische Staatsbibliothek nach sowjetischem Muster den Namen »Öffentliche Wissenschaftliche Bibliothek« erhalten. Da diese Bezeichnung namentlich bei westdeutschen Kollegen zu Irritationen führte, hatte Dr. Horst Kunze (1909–2000), damals Hauptdirektor der Berliner Bibliothek, bei seiner vorgesetzten Dienststelle eine Umbenennung in »Staatsbibliothek« beantragt. Wie ich später als seine Nachfolgerin erfuhr, hatte Staatssekretär Prof. Dr. Harig persönlich die kluge Ergänzung des Namens in »Deutsche Staatsbibliothek« vorgenommen.

Als erster und einziger Wissenschaftler im Bibliothekswesen wurde Prof. Dr. Horst Kunze anlässlich seiner Amtsentpflichtung als Generaldirektor der

11 Siehe Friedhilde Krause: 30 Jahre beim Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen. In: Das Stichwort. Nachrichten aus der Deutschen Staatsbibliothek. Berlin. Jg. 25. 1981. H. 3. S. 33f.



Abbildung:  
Ehrenplakette  
»Für Ver-  
dienste um  
die Hoch-  
und Fach-  
schulbildung«

Deutschen Staatsbibliothek am 6. Januar 1977 durch den Minister für Hoch- und Fachschulwesen, Prof. Hans-Jochim Böhme (1931 bis 1995), in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste in der Ausbildung bibliothekswissenschaftlichen Nachwuchses mit der Ehrenplakette »Für Verdienste um die Hoch- und Fachschulbildung« geehrt. Er trug sich unter Nr. 44 in das Ehrenbuch des Ministeriums ein.<sup>12</sup> Die Ehrenplakette in einer Schatulle trägt das Porträt des ersten Staatssekretärs für Hoch- und Fachschulwesen, Prof. Dr. Gerhard Harig.<sup>13</sup>

12 Siehe Das Stichwort. Berlin. Jg. 21. 1977. H. 1. S. 3.

13 Es handelt sich um eine Bronzegussmedaille. Vorderseite: Kopf von Gerhard Harig halbrechts; Rückseite: DDR-Wappen im doppelten Schriftkreis. Durchmesser: 120 mm, Gewicht: 690 g, nicht tragbar. – Siehe Wolfram Gebauer: Die Personenmedaillen und Ehrenpreise der Deutschen Demokratischen Republik einschließlich einzelner Ausgaben von Bezirken, Städten, Gemeinden und gesellschaftlichen Organisationen der DDR in alphabetischer Reihenfolge. In: Dresdner Preisstudien. Dresden. 2002. H. 2.



DIETER WITTICH

## Besonderheiten im Leben und Wirken von Gerhard Harig im Vergleich zu anderen frühen ostdeutschen Theoretikern des Marxismus-Leninismus\*

### *I Besonderheiten des politischen Schicksals von Gerhard Harig*

Gerhard Harig war von 1938 bis zur Befreiung im April 1945 einer von Tausenden politischen Häftlingen des faschistischen Konzentrationslagers Buchenwald. Doch gäbe es aus der faschistischen Zeit allein dies über ihn zu vermelden, so unterschiede sich sein politisches Schicksal nicht von dem manches anderen Pioniers der marxistischen Theorie in Ostdeutschland nach Ende des Zweiten Weltkrieges. Allein unter den Philosophen der damaligen Zeit konnten auch Walter Besenbruch, Georg Klaus, Hermann Ley, Georg Mende, Hermann Scheler und andere auf ein ähnliches Schicksal verweisen. Der ostdeutsche Neubeginn der marxistischen Theorie war antifaschistisch. Das belegt das Leben ihres ältesten Vertreters, des 1874 geborenen Hermann Duncker, ebenso wie das des Jüngsten unter den nach 1945 in Ostdeutschland aktiven marxistischen Philosophen, nämlich das von Wolfgang Harich, er wurde Ende 1923 geboren.

Wenn ich hier vor allem Besonderheiten Gerhard Harigs unter den frühen marxistisch-leninistischen Theoretikern Ostdeutschlands nachgehen will, so bin ich mir natürlich bewusst, dass er zugleich viele Gemeinsamkeiten mit diesen teilte. Ich will mich, so weit ich Harig mit anderen Theoretikern dieser Zeit und dieses Landstrichs vergleiche, insbesondere auf Georg Klaus und Walter Hollitscher konzentrieren. Dies nicht nur deshalb, weil ich mich mit Leben und Werk von Georg Klaus und Walter Hollitscher ein wenig

\* Überarbeitete und erweiterte Fassung eines Vortrages, den der Verfasser am 31. Mai 2002 in Leipzig auf einer Tagung der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen zum Leben und Wirken von Gerhard Harig und Walter Hollitscher gehalten hat. – Ich widme diesen Vortrag dem Andenken meines Vaters Karl Wittich (1902–1965), ehemals Bezirks-Schulinspektor für Mathematik in Suhl, der am Veranstaltungstag 100 Jahre alt geworden wäre.

näher beschäftigt habe<sup>1</sup>, sondern beide auch in meinem beruflichen Leben persönlich kennen und achten lernte. Mit Gerhard Harig hingegen war ich kaum persönlich bekannt, er war Professor an der Karl-Marx-Universität (KMU), ich Student beziehungsweise Assistent an der Humboldt-Universität-Berlin (HUB). Als ich 1966 an die KMU wechselte, lebte er nur noch wenige Tage. Ein aufregendes, anstrengendes Leben hatte seinen Tribut gefordert. Doch habe ich Erinnerungen an ihn. Als ich 1960 bei Georg Klaus und Wolfgang Heise über die naturwissenschaftlich orientierten Materialisten Karl Vogt, Jakob Moleschott und Ludwig Büchner promovieren wollte, hatte ich auch Wissen in einem Nebenfach unter Beweis zu stellen. Auf Grund des Themas meiner Dissertationsschrift lag es nahe, hierfür das Fach Geschichte der Naturwissenschaften vorzuschlagen. Damit wurde ich in dieser Sache an die Karl-Marx-Universität Leipzig verwiesen, denn die HUB besaß damals keinen Ordinarius für die Geschichte der Naturwissenschaften. Gerhard Harig empfing mich zu einem Vorgespräch, in dessen Verlauf wir vereinbarten, dass ich mich, wie es auch meiner Promotionschrift entsprach, besonders auf die Biologie im 19. Jahrhundert vorbereite. Zur Unterstützung der Vorbereitung, für die mir eine Frist von ungefähr vier Wochen gesetzt war, drückte mir Harig ein mir damals völlig unbekanntes Buch in die Hand. Es war englischsprachig und sein Titel lautete »Science in History«.

Erst im folgenden Jahr erschien John D. Bernal's berühmtes Buch unter dem Titel »Die Wissenschaft in der Geschichte« auch in Deutschland, genauer in der DDR, wo man seit längerem den Publikationen der englischen Wissenschaftler-Linken Aufmerksamkeit gezollt hatte. Ich studierte mühsam Bernal's dickleibiges Werk, dessen breit gefächerte Terminologie mein Schul-Englisch weit überforderte, um mich dann in Leipzig zur Prüfung einzufinden.

Harig hatte aber inzwischen die vereinbarte Eingrenzung des historischen Stoffes vergessen und prüfte mich munter zu seinem Spezialgebiet, der Physik des 17. Jahrhunderts. Ich sah ziemlich blass aus und war froh, dass

1 Siehe Dieter Wittich: Erfahrungen an zwei ostdeutschen Nachkriegsuniversitäten: Jena und Berlin. In: Anfänge der DDR-Philosophie. Ansprüche, Ohnmacht, Scheitern. Hrsg. von Volker Gerhard und Hans Christoph Rauch. Berlin 2001. S. 492–505; Walter Hollitscher als Interpret und Popularisator wissenschaftlicher Prozesse. Feststellungen und Gedanken zu seinem Leben und Werk. Anlässlich des Jahres seines 90. Geburtstages. In: Zwischen Wiener Kreis und Karl Marx. Walter Hollitscher (1911–1986). Hrsg. von der Alfred-Klahr-Gesellschaft. Wien 2002 (Quellen und Studien. Sonderband 2).

ich noch mit einer »zwei« davon kam. Die Nacht davor hatte ich zudem mit einem überraschenden Politeinsatz in Westberlin verbracht.<sup>2</sup>

Zwei Jahre später setzte sich Harig indes dafür ein, dass ich zu meinem Dissertationsthema auf der Leipziger Tagung »Die fortschrittlichen philosophischen Traditionen in der deutschen Naturwissenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts«, die im September 1962 stattfand, mit einem Beitrag vertreten sein konnte.<sup>3</sup>

Ich wusste damals kaum Genaueres über Harigs schweres persönliches Schicksal. Dass er von den deutschen Faschisten verfolgt und in ein Konzentrationslager (KZ) gesteckt worden war, war mir sicher schon damals geläufig, viel mehr auch nicht. Dass sein politisches Leben vor 1945 noch tragischer als das von vielen anderen Antifaschisten verlaufen war, erfuhr ich jedenfalls erst später.

Harig war körperlich von eher schwächerer Statur. Er hätte die Strapazen eines KZ schwerlich überstanden, wenn ihm nicht die Hilfe anderer politischer Häftlinge zuteil geworden wäre. Einen seiner Mitgefangenen in Buchenwald habe ich am 12. Februar dieses Jahres in Vorbereitung auf meinen heutigen Beitrag noch in Berlin sprechen können. Es handelt sich um den kommunistischen Arbeiter und späteren wissenschaftlichen Mitarbeiter

Benno Biebel aus Berlin, der heute über 90 Jahre alt ist. Biebel berichtete, dass er einige Monate vor Harig, Ende März 1938, in das KZ Buchenwald eingeliefert worden sei. Harig kam aus einem Gefängnis in Leipzig, wohin er nach seiner Verhaftung in Stettin zunächst verbracht worden war. Deshalb war auch für ihn Buchenwald das »zuständige« KZ. Hier wurde er in den Block 37 und später in den Block 45 eingewiesen. In beiden Blocks war er der Schlafnachbar von Benno Biebel.

Bei einem Appell im Februar 1939 verteilte nach der Aussage Biebels eine untere SS-Charge, der SS-Rottenführer Zollinger, die Post an die Gefangenen, darunter auch einen Brief für Gerhard Harig. Dieser Brief war adressiert mit »Herrn Dr. Gerhard Harig«. Zollinger zu Harig: »Was sind

- 2 Siehe Dieter Wittich: Determination der Wissenschaftsentwicklung. Zur Geschichte und zu Problemen ihrer Reflexion in der heutigen Philosophie. In: NTM. Schriftenreihe für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin. Berlin. Jg. 25. 1988. H. 2. S. 97–106.
- 3 Siehe Dieter Wittich: Die deutsche Bourgeoisie und der naturwissenschaftlich orientierte Materialismus der Jahre nach der Revolution von 1848/49. In: Naturwissenschaft, Tradition, Fortschritt. Hrsg. von Gerhard Harig und Alexander Mette. Berlin 1963 (NTM. Zeitschrift für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin. Beiheft).

Sie? Doktor?« Er ohrfeigte Gerhard Harig und schrie: »Hier sind Sie der Häftling Nr.173 und sonst nichts«. Bei der Misshandlung flog Harigs Brille zu Boden und zerbrach. Sie hätte in Buchenwald nicht ersetzt werden können. Doch der stark sehbehinderte Harig wäre ohne Brille ziemlich hilflos gewesen. Seine Mithäftlinge beschafften ihm eine neue Brille.

Über das schwere Los Harigs im KZ Buchenwald berichtete am 9. November 1952 in seinem Tagebuch auch Victor Klemperer. Er hatte am Vortag auf einer Kreisdelegierten-Konferenz der VVN in Dresden einen früheren Mithäftling Harigs kennen gelernt. Über das Gespräch mit ihm schreibt Klemperer: »Ein einfacher Eisenbahner fragte mich nach *Harig*; er selber sei elf [? – der Verf.] Jahre in Buchenwald gewesen, davon *sieben* mit Harig zusammen, der fast daraufgegangen sei. Der kleine Mann habe im Steinbruch die schweren Stücke nicht auf dem Rücken tragen können. Er habe sie vor dem Bauch geschleppt: Eiternde Hände u. kein Verbandszeug.«<sup>4</sup>

Biebel teilte mir mit, dass Harig, da er keinen handwerklichen Beruf beherrschte, nach seiner Einlieferung in das KL Buchenwald zunächst in der im Block 6 befindlichen Strumpfstopferei gearbeitet habe. Ab November 1942 sei er in der politischen Abteilung des KZ Buchenwald tätig gewesen. Diese Abteilung unterstand nicht den SS-Totenkopf-Verbänden, also nicht dem Bewachungspersonal der Konzentrationslager, sondern der Gestapo. Bei einem Bombenangriff der US-Airforce auf die Gustloff-Werke sei auch die Baracke der Politischen Abteilung zerstört worden, berichtete Biebel weiter, und damit alle dort aufbewahrten Häftlings-Akten. Die SS besaß seitdem keinen schriftlich fixierten Überblick über die Häftlinge mehr. Um so stärker war sie auf die in der Politischen Abteilung tätigen Häftlinge angewiesen.

Harig selbst berichtete 1945 wie folgt über seine Tätigkeit: »Als Häftlingsschreiber bin ich im November 1942 in das Häftlingskommando der ›Politischen Abteilung‹ eingetreten [...] Die Häftlinge hatten die Aufgabe, die Aufnahme der Neuzugänge durchzuführen und als Dolmetscher tätig zu sein. Später wurden Häftlinge in beschränktem Umfang auch zu anderen Arbeiten herangezogen. Das Häftlingskommando, welches im Anfang nur aus 8 Häftlingen bestand, war aus diesen Gründen zuletzt auf 82 Mann angewachsen. Die im Kommando beschäftigten Häftlinge wurden von der SS nicht nur für die Arbeit der Abteilung herangezogen, sondern oft auch zu

4 Victor Klemperer: So sitze ich denn zwischen allen Stühlen. Bd. 2: Tagebücher 1950–1959. Hrsg. von Walter Nowojcki unter Mitarbeit von Christian Löser. Berlin 1999. S. 331.

Privatzwecken der SS-Angehörigen, wie zum Beispiel Besorgungen in der Küche und in den Werkstätten, Reinigen von Stiefeln, Herstellung von Gratulationskarten für Weihnachten, zum Geburtstag und dergleichen [...]

Bei der Aufnahme der Neuzugänge wurde besonders bis zum Frühjahr 1943 viel geschlagen.

Besonders schlimm ging es solchen Zugängen, die auf der Polizei ihren Schutzhaftbefehl nicht unterschrieben hatten, weil sie falsch angeschuldigt worden waren [...] Die Zugänge erhielten oft Ohrfeigen und Fußtritte wegen der ihnen zur Last gelegten Taten und Aussprüche, die in ihren Papieren und Führungsberichten niedergelegt waren. Sie wurden mit dem Tode bedroht und zynisch auf das Krematorium hingewiesen [...] Nur in Ausnahmefällen gelang es uns, den Zugängen geringe Erleichterungen zu verschaffen, indem wir sie hinsetzen oder hinlegen ließen. Meistens mußten sie aber sofort wieder aufstehen, wenn die SS auf der Bildfläche erschien. Wir wurden dann angefahren, weil wir nicht ›Ordnung‹ hielten.<sup>5</sup> Manche Häftlinge seien bereits bei ihrer Ankunft im Lager laut Befehl des RSHA mit 25 Stockhieben bestraft worden. Schutzhaftbefehle seien zumeist auf unbestimmte Zeit ausgestellt gewesen, einzelne aber auf 25–30 Jahre. »Einige wenige Häftlinge« seien aber auch »kurzfristig«, »das heißt für die Dauer von sechs Monaten bis zu 2 Jahren eingeliefert« worden. Das wussten die Häftlinge selbst nicht; ihre Entlassung wurde mitunter um Monate überzogen.<sup>6</sup> Beileidsbriefe an die Angehörigen verstorbener Häftlinge erfolgten nach einem festgelegten Muster. Nur »ganz abgefeimte und kaltblütige Mörder« sind fähig, solche »heuchlerischen Schreiben [...], die in Tausenden von Exemplaren verschickt wurden, zu verfassen«<sup>7</sup>, schrieb Harig 1945.

Bald nach der Befreiung des KZ Buchenwald veröffentlichte Harig zwei Aufsätze über das Lager.<sup>8</sup> Dazu bemerkt 55 Jahre später eine Forscherin, Katrin Greiser, in einem Buchbeitrag<sup>9</sup> folgendes: Das sogenannte »Kleine

5 Buchenwald. Mahnung und Verpflichtung. Dokumente und Berichte. Berlin o. J. S. 99.

6 Siehe ebenda. S. 100.

7 Ebenda. S. 101.

8 Siehe Gerhard Harig: Der Aufbau des Lagers. In: Das war Buchenwald. Ein Tatsachenbericht. Hrsg. von der Kommunistischen Partei Deutschlands, Stadt und Kreis Leipzig. o. J. [1946]. S. 8–28. – Gerhard Harig, Rudi Jahn: Wer waren die Häftlinge in Buchenwald? Ebenda. S. 29–38.

9 Siehe Karin Greiser: Sie starben keinen Opfertod. Wie das »Kleine Lager« von Buchenwald aus der Erinnerung verschwand. In: Vielstimmiges Schweigen. Neue Studien zum DDR-Antifaschismus. Hrsg. von Anette Leo und Peter Reif-Spirek. Berlin 2001. S. 109 bis 126.

Lager« (KL) innerhalb des KZ Buchenwald, das unter anderem der Abschiebung von kriminellen Personen aus dem Hauptlager sowie der Erstaufnahme von Häftlingstransporten aus evakuierten Lagern der Ostgebiete diente, sei in der DDR-Literatur wenig beachtet oder sogar ignoriert worden. Und dies, obwohl in den »frühesten Veröffentlichungen von überlebenden deutschen Häftlingen über Buchenwald [...] Gerhard Harig und besonders ausführlich Bruno Apitz [...] sich dem ›Kleinen Lager‹ [widmen]«<sup>10</sup>. Zu Gerhard Harig heißt es dann, dass er in seinem Beitrag »Der Aufbau des Lagers« »dem Leser deutlich vor Augen [geführt habe], dass das ›Kleine Lager‹ *die Masse der Häftlinge betraf, die dort zu einer Stufe stumpfen und brutalen Tierseins herabgedrückt und erniedrigt [wurden], deren Nachwirkungen den Weg zu echter Güte und Menschlichkeit wohl noch längere Zeit versperren wird*. Darüber hinaus verschwieg er nicht, dass die Abschottung des ›Kleinen Lagers‹ wesentlich für die besseren Lebensbedingungen im oberen Lager war: *Dorthin wurden in den letzten fünf fürchterlichen Monaten diejenigen Elemente abgeschoben, die das große Lager durch ständige Unsauberkeit, durch Diebstahl und andere grobe Verstöße gegen die notwendige Lagerdisziplin gefährdeten*«<sup>11</sup>. Greiser schreibt weiter: »Beiden Autoren war das ›Kleine Lager‹ Anklage und Beweis gegen das faschistische Terrorsystem der Nazis. Eigentlich hätten ihre Berichte der Beginn einer intensiveren Auseinandersetzung mit dem Thema sein können. Doch blieb es in der Folgezeit dabei, dass das Schreckensszenarium lediglich angedeutet wurde, wie in dem im selben Jahr erschienenen Bericht des Internationalen Lagerkomitees Buchenwald«<sup>12</sup>.

In dem Bericht »KL Buchenwald, KZ Buchenwald, Bericht des Internationalen Lagerkomitees (ILK) Buchenwald«, der 1946 in Weimar erschien heißt es auf S. 47, dass ein Teil der kranken Massenzugänge im Desinfektionsgebäude durch Injektionen umgebracht wurde. Und dann wörtlich: »Diesmal fanden wir, die da [im ›Kleinen Lager‹ – der Verf.] zu tun hatten, es nicht einmal für so schlimm, denn wer hätte ihnen noch helfen können und da draußen, da standen noch Tausende, die auf uns warteten und die vielleicht noch dem Tod entrissen werden können.«<sup>13</sup> In der 1949 ebenfalls in Weimar erschienenen Neuauflage des Berichtes fehlen diese Sätze, wie

10 Ebenda. S. 118.

11 Ebenda. S. 119. – Die kursiv gesetzten Stellen sind Zitate aus dem Beitrag von Gerhard Harig: Der Aufbau des Lagers. S. 19.

12 Greiser: Sie starben keinen Opfertod. S. 19.

13 Ebenda. S. 119f.

Greiser herausfand. Politische Häftlinge, vermutlich Louis Gymnich, hätten sich an dieser Mordaktion beteiligt, um andere Häftlinge zu retten.<sup>14</sup> Gymnich gab allerdings in seinem Bericht von 1945 eine gegenteilige Darstellung dieser Situation.<sup>15</sup> Das Häftlingsdasein von Kommunisten in faschistischen KZs hatte also weit dramatischere Seiten als dies später in der DDR-Historiographie Ausdruck fand. Gerhard Harig hat sie anschaulich erlebt, ohne aber die geglättete Darstellung des Wirkens von Kommunisten in den KZs verhindern zu können. Bewusst dürfte er sich der Einseitigkeit späterer DDR-Geschichtsschreibung jedoch gewesen sein.

Festzuhalten ist an dieser Stelle als eine *erste Besonderheit* im politischen Leben Gerhard Harigs, dass Harig der wohl einzige unter den marxistischen Theoretikern nach 1945 in Ostdeutschland war, der über seine KZ-Haft ausführlicher publiziert hat. Doch über eine *zweite Besonderheit* seines politischen Lebens vor 1945 hat er in der Öffentlichkeit geschwiegen oder schweigen müssen. Harig war der wohl einzige der frühen marxistischen Theoretikern in Ostdeutschland, der sowohl in Nazideutschland als auch zuvor in der Sowjetunion inhaftiert war. Zu der letztgenannten Haftzeit, die 1937 begonnen haben soll und mit Spionageverdacht begründet wurde<sup>16</sup>, hat Harig, wie das auch in vielen ähnlichen Fällen geschah, zu Lebzeiten in der Öffentlichkeit nichts verlauten lassen.

Während Harigs Haftzeit im KZ Buchenwald heute relativ gut dokumentiert ist, muss für seine Verfolgung in der Sowjetunion 1937/1938 das Gegenteil konstatiert werden. Wir wissen von ihm nur, dass er 1938 auf einem Schiff in Stettin anlangte und sofort verhaftet wurde. Wer hat ihn und zu welchem Zweck mit dieser gefährlichen Reise in das faschistische Deutschland, bei der er in der Sowjetunion Frau und Sohn zurücklassen musste, beauftragt? Wer hat diese Reise so miserabel inszeniert, dass er augenblicklich den Nazis in die Hände fiel? Hier können derzeit leider nur Vermutungen weiterhelfen.

Dass Gerhard Harig öffentlich über bestimmte Ereignisse seines politischen Lebens schwieg, stellte unter den Pionieren der marxistischen Theorie in der DDR *keine* Besonderheit dar. Er teilte ein solches Verhalten mit vielen anderen Aktivisten einer antifaschistischen Entwicklung in Ostdeutschland. Es handelte sich dabei gewöhnlich um Tatbestände, die dem

14 Siehe ebenda. S. 120 ff.

15 Siehe Buchenwald. Mahnung und Verpflichtung. S. 163 und 365.

16 Siehe Wer war wer in der DDR? Hrsg. von Helmut Müller-Enbergs, Jan Wiegohs und Dieter Hoffmann. 2., durchges. und aktualisierte Aufl. Berlin 2001. S. 314.

öffentlich präsentierten Bild des politisch makellosen Widerstandskämpfers oder dem einer über jeden Irrtum und Fehler erhabenen Sowjetführung nicht entsprachen. Dabei hätte die Bekundung solcher »Abweichungen« vom propagierten Ideal zum Ansehen der Antifaschisten und ihres Kampfes beigetragen. Sie wären nämlich dann noch stärker als Menschen aus Fleisch und Blut wahrnehmbar gewesen. Aber da dies aus politischen Gründen nicht sein durfte, wurde das eigene Leben entsprechend retuschiert. Das gilt für viele frühe Kollegen Harigs in Ostdeutschland gleichermaßen. Walter Hollitscher etwa sprach selbst im engen Kreis kaum darüber, wie stark er einst in den Wiener Kreis verflochten war. Hermann Ley wiederum schwieg sowohl über das Thema seiner Leipziger Dissertationsschrift zur Stomatologie wie auch über seine zeitweilige Tätigkeit als Sanitätsoffizier.<sup>17</sup> Wie hätte auch ein gestandener Kommunist jemals Offizier in der faschistischen Luftwaffe gewesen sein können? Georg Klaus hielt sogar seinen Dienstgrad als Obergefreiter und seine Auszeichnung mit dem EK II geheim. Wie hätte ein in die Wehrmacht gepresster Antifaschist dort je befördert oder mit einer Tapferkeitsmedaille geehrt werden können? Von Hermann Scheler wiederum erfuhr die Öffentlichkeit wenig darüber, dass er einst der SAP und dann der KPD(O) angehört hatte und gar nichts davon, warum er vor 1933 eine KPD-Mitgliedschaft offensichtlich gemieden hatte. So trugen nicht wenige der frühen marxistischen Theoretiker irgendeinen, meist nur vermeintlichen, politischen Makel mit sich herum, den sie verdeckt hielten und der sie zugleich angreifbar werden ließ, wenn sie in aktuellen politischen Debatten allzu stark von gewünschten Auffassungen abweichen sollten.

Für Gerhard Harig waren seine Erfahrungen in der von Stalin beherrschten Sowjetunion immerhin damit verbunden, dass er nach 1945 mit Lobpreisungen Stalins auffallend zurückhaltender auftrat als manch anderer seiner Kollegen. Als an Walter Hollitscher im Dezember 1950 die Disziplinierung durch Kritik und Selbstkritik praktiziert wurde, die Harig aus der Zeit seiner sowjetischen Emigration sicher gut bekannt war, beteiligte sich der anwesende Harig, folgt man dem damaligen Tagungsprotokoll, daran nicht.<sup>18</sup>

17 Ebenda. S. 523.

18 Siehe Protokoll der philosophischen Diskussion über das Buch des Genossen Hollitscher »Naturphilosophie« am 23. Dezember 1950, 10 Uhr, im Clubhaus Jägerstraße. In: Walter Hollitscher: Vorlesungen zur Dialektik der Natur. Erstveröffentlichung der 1949/50 an der Humboldt-Universität gehaltenen Vorlesungsreihe. Mit einem Vorwort von Josef Rhemann. Hrsg. von Karl-Heinz Braun und Konstanze Wetzell. Marburg 1991. S. 373–421 (Studienbibliothek der kritischen Psychologie. Bd. 3).

## *II Besonderheiten im theoretischen und methodischen Wirken Gerhard Harigs nach 1945*

Auch dem Stand seiner wissenschaftlichen Ausbildung nach war Harig gegenüber dem Gros der ostdeutschen Theoretiker des Marxismus nach 1945 und insbesondere den Philosophen unter ihnen eine Reihe von Besonderheiten eigen. Seinem Alter nach nahm der 1902 geborene Gerhard Harig unter ihnen einen mittleren Platz ein. Er war einerseits weit jünger als etwa Hermann Duncker, Arthur Baumgarten, Ernst Bloch oder Auguste Cornu, die vor Beginn des 20. Jahrhunderts geboren wurden. Andererseits war er deutlich älter als viele der Männer, die seit 1945 oder wenig später in der Öffentlichkeit marxistische Philosophie vertraten. Sie zählten wie Robert Havemann, Georg Mende, Hermann Ley, Matthäus Klein, Hermann Scheler, Walter Hollitscher, Kurt Hager, Ernst Hoffmann oder Georg Klaus allesamt zu den drei Geburtsjahrgängen zwischen 1910 und 1912.

Diese Altersunterschiede zwischen den marxistischen Theoretikern der »ersten Stunde« bedingten, dass sie schon allein deshalb auf ihre wissenschaftliche Nachkriegstätigkeit unterschiedlich vorbereitet waren. Während den nach 1910 geborenen ostdeutschen Pionieren der marxistischen Philosophie, die oft schon seit ihrer Gymnasialzeit im Sinne der KPD tätig gewesen waren, bis 1945 nur in Ausnahmefällen die Chance eines abgeschlossenen Studiums oder gar einer Promotion geboten wurden, hatten ältere, wie auch Gerhard Harig, dies bereits vor 1933 hinter sich gebracht. Besonders die Vertreter der jüngeren Gruppe hatten sich deshalb nach 1945 einer nachholenden akademischen Qualifizierung zu unterziehen. Keiner von ihnen konnte 1945 mit allen Zeugnissen aufwarten, die bislang an deutschen Universitäten als Eintrittsbillett für die Karriere eines Hochschullehrers gegolten hatten. Doch die nachholende Qualifizierung verlief nach 1945 mühsam und schleppend, weil jeder der neuen Anwärter für eine philosophische Professur zugleich aufwendige politische und insbesondere hochschulpolitische Funktionen wahrzunehmen hatte.

Harig dagegen war auch dank seines Alters 1945 wissenschaftlich in einer deutlich besseren Lage. Er hatte in Leipzig bereits 1928 zu einem Thema der Experimentalphysik promoviert und auch mehrere Jahre als Assistent an physikalischen Instituten der Technischen Hochschule (TH) Aachen beziehungsweise der Universität Leningrad gearbeitet. Er hatte dort erfahrene und anerkannte Mentoren gefunden, in Leningrad etwa den bekannten sowjetischen Physiker Abram Joffe (1880–1960). Harig hatte vor 1945 in Deutschland beziehungsweise in der Sowjetunion (1934–1937)

19 Publikationen zu physikalischen, physikhistorischen oder philosophischen Themen vorgelegt, davon allein 13 in der Sowjetunion.<sup>19</sup> Im Frühjahr 1934 gelang es ihm, in Leningrad an einer Einrichtung angestellt zu werden, deren Arbeitsgebiet nun auch das seines weiteren Lebens werden sollte: Harig wurde Mitarbeiter am Leningrader Institut für die Geschichte der Wissenschaft und Technik der Akademie der Wissenschaften der UdSSR.

19 In ihrem Bibliographischen Verzeichnis der Veröffentlichungen von Gerhard Harig (in Gerhard Harig: Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften. Hrsg. von Georg Harig, Günter Wendel. Berlin 1983. S. 344f.) weisen Georg Harig und Günter Wendel für die Zeit bis 1945 folgende 13 Publikationen von Gerhard Harig nach:

1. Über die Absorption ultraviolett Lichtes durch flüssiges Kohlendioxyd. In: Physikalische Zeitschrift. Jg. 30. 1929. S. 8–20.
2. Über die Verbreitung der Absorptionslinie 2537 Å.E. des Quecksilbers und über die Absorption ultraviolett Lichtes durch flüssiges Kohlendioxyd. Inaugural-Dissertation, angenommen von der math.-nat. Abteilung der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig, 17. März 1928. In: Physikalische Zeitschrift. Jg. 30. 1929. Sonderdruck Nr. 1. S. 1–19.
3. [zusammen mit Walter Seitz:] Über das Schwärzungsgesetz der photographischen Platte für Elektronenstrahlen. Vortrag, geh. auf dem V. Deutschen Physikertag in Prag, 15.–21. September 1929. In: Physikalische Zeitschrift. Jg. 30. 1929. S. 758 bis 760 sowie Tafel XVIII–XXII.
4. Physikerbiographien. In: Der Große Brockhaus. 15. Aufl. Bd. 3–20 (Bo–Z). Leipzig 1929–1935.
5. [zusammen mit Walter Seitz:] Untersuchungen über die Schwärzung photographischer Platten durch Elektronenstrahlen. In: Photographische Korrespondenz. Wien. Jg. 66. 1930. S. 225–234.
6. [zusammen mit Walter Seitz:] Eine neue Erscheinung beim Durchgang eines Elektronenbündels durch Blenden. In: Physikalische Zeitschrift. Jg. 32. 1931. S. 635 bis 639.
7. Ionization at High Pressures. In: Physikalische Zeitschrift der Sowjetunion. Jg. 5. 1934. H. 4. S. 637–640.
8. Gerhard Harig: Lenin i sovremennaja fizika [Lenin und die moderne Physik]. In: Pamjati V. I. Lenina. Sbornik statej k 10-letiju so dnja smerti. [Dem Andenken W. I. Lenins. Sammelband zum 10. Todestag.] 1924–1934. Moskva 1934. S. 367–447.
9. Džems Karl Maksvell. Opyt naučnoj biografii [James Clerk Maxwell. Versuch einer wissenschaftlichen Biographie]. In: Archiv istorii nauki i tehniki [Archiv der Geschichte von Wissenschaft und Technik]. Moskva, Leningrad. Vyp. 6. 1935. S. 33–61.
10. Spor Tartal'ja i Kardana o kubičeskich uravnenijach i ego obščestvennye osnovy [Cardans und Tartaglias Streit um die kubischen Gleichungen und seine gesellschaftlichen Grundlagen]. In: Archiv istorii nauki i tehniki. Vyp. 7. 1935. S. 67 bis 104.
11. »Jubilej« Rentgena v »Tret'ej Imperii« [Röntgen-»Jubiläum« im »Dritten Reich«]. In: Archiv istorii nauki i tehniki. Vyp. 8. 1936. S. 301–309.
12. Statika Kardana i Tartal'ja [Die Statik Cardans und Tartaglias]. In: Archiv istorii nauki i tehniki. Vyp. 9. 1936. S. 23–67.

An diesem sowjetischen Institut seit 1934 arbeiten zu können, schien sowohl zeitlich als auch von der Disziplin her gesehen ein Glücksfall zu sein. Denn nur drei Jahre früher war es sowjetischen Wissenschaftshistoriker gelungen, engere Kontakte zu Kollegen in Westeuropa und in den USA anzubahnen. Sie gestalteten sich weit vertrauensvoller und herzlicher, als dies gewöhnlich zwischen sowjetischen und »westlichen« Wissenschaftlern damals möglich war. Die Wende in den internationalen Beziehungen zwischen den Wissenschafts-Historikern war vor allem der von Nikolai Bucharin geleiteten sowjetischen Delegation auf dem II. Internationalen Kongress zur Wissenschaftsgeschichte zu verdanken. Besonders der Vortrag des sowjetischen Physikers und Wissenschaftshistorikers Boris Hessen (russ.: Gessen, 1883–1938) über die sozialökonomischen Wurzeln von Isaac Newtons »Philosophiae naturalis principia mathematica« war in England und in den USA auf großes Interesse gestoßen. Er trug dazu bei, marxistische Positionen unter den englischen Wissenschaftler-Linken zu verbreiten oder zu festigen, wie das John D. Bernal, John Scott Haldane, Joseph Needham, Samuel Ajayi Crowther und viele andere wiederholt zum Ausdruck brachten.<sup>20</sup> Er stärkte aber auch das Interesse an der Physikgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts insgesamt. Dafür spricht die schon bald anerkannte, 1938

Darüber hinaus führen sie weitere sieben, von Harig in der Sowjetunion vor 1945 publizierte Rezensionen an:

13. [Rezension (russ.) zu:] William Cramp: Michael Faraday and some of his contemporaries. 1931. In: Archiv istorii nauki i tehniki. Vyp. 6. 1935. S. 494 bis 495.
  14. [Rezension (russ.) zu:] Ettore Bortolotti: Il cartelli di matematica disfida e la personalità psichica e morale di Girolamo Cardano. Imola 1933. In: Archiv istorii nauki i tehniki. Vyp. 7. 1935. S. 486–489.
  15. [Rezension (russ.) zu:] Leonard Benedict Loeb, Arthur Stanton Adams: The development of physical thought. New York 1933. In: Archiv istorii nauki i tehniki. Vyp. 8. 1936. S. 432–434.
  16. [Rezension (russ.) zu:] Max Planck: Die Physik im Kampf um die Weltanschauung. Leipzig 1935. Ebenda. S. 434–437.
  17. [Rezension (russ.) zu:] Abraham Wolf: A history of science, technology and philosophy in the 16th and 17th centuries. London 1935. In: Archiv istorii nauki i tehniki. Vyp. 9. 1936. S. 385–388.
  18. [Rezension (russ.) zu:] Henry Crew: The Rise of modern physics. 2nd ed. London 1935. Ebenda. S. 388–391.
  19. Tartal'ja v nemezkom perevode XVI veka [Tartaglia in einer deutschen Übersetzung des 16. Jahrhunderts]. In: Archiv istorii nauki i tehniki. Vyp. 11. 1937.
- 20 Siehe Dieter Wittich, Horst Poldrack: Der Londoner Kongreß zur Wissenschaftsgeschichte 1931 und das Problem der Determination von Erkenntnisentwicklung. Berlin 1990 (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-Historische Klasse. Bd. 130. H. 5).

erschienene Arbeit von Robert King Merton »Science and Technology in Seventeenth Century England.« Merton hatte sich in ihr mehrmals, sehr positiv auf Hessens Londoner Vortrag berufen.<sup>21</sup>

Harigs Eintritt in die beiden erwähnten Leningrader Akademie-Institute fällt in eine Zeit, während der man in der Sowjetunion auf den Londoner Erfolg noch stolz sein durfte. Auch der erste Institutschef von Harig in Leningrad, Abram Joffe, der 1931 Mitglied der sowjetischen Delegation in London war, hat dabei sicher keine Ausnahme gebildet. Wenn Harig in Leningrad und später die Physik der Renaissance zu seinem hauptsächlichen Forschungsgebiet wählte, dann liegt eine Verbindung zu den Ereignissen in London 1931 und deren historiographischem Nachhall nahe.

Doch nur wenig später wurden Nikolai Bucharin und Boris Hessen in der Sowjetunion zu Unpersonen. Beide fielen dem Stalinschen Terror zum Opfer. Ob damit auch auf andere Wissenschaftshistoriker ein Verdacht fiel, sei dahingestellt. Nachdem Harig bis Ende 1936 mehrmals und nicht selten ausführlich zu wissenschaftlichen Themen in sowjetischen Zeitschriften und Büchern publiziert hatte, bricht diese Arbeit 1937 jäh ab. Harig hat Hessen auch in seinen späteren Arbeiten zur Physik der Renaissancezeit nicht ausdrücklich erwähnt. Er folgte seinen Spuren jedoch stets dann, wenn es die sozialen Grundlagen der Entwicklung physikalischen Denkens in dieser Periode zu erhellen galt.

Was zeichnete Gerhard Harig methodisch und theoretisch unter den frühen marxistisch-leninistischen Theoretikern und Philosophen nach 1945 in Ostdeutschland aus? An erster Stelle möchte ich als seine wohl bedeutendste intellektuelle Leistung nach 1945 hervorheben, dass Harig in einer Fachwissenschaft, eben in der Wissenschaftshistoriographie, einen national und international geachteten Platz erlangen konnte. Und das, obwohl er nach 1945 nochmals ein Jahrzehnt vornehmlich politisch tätig sein musste und somit insgesamt rund 20 Jahre seines Lebens politischer Verfolgung oder Gestaltung geopfert hat. Mehr noch, Harig trug in dem Jahrzehnt, das ihm nach 1945 für wissenschaftliche Tätigkeit verblieb, führend dazu bei, dass in Ostdeutschland die Wissenschaftshistoriographie auf einer philosophischen Basis betrieben wurde, die ansonsten in Deutschland ziemlich vernachlässigt, wenn nicht gar verpönt war, der des Marxismus.

21 Siehe Robert King Merton: Science and Technology in Seventeenth Century England [1938]. New York 1970. S. 142f.

Den Neuaufbau einer Fachwissenschaft auf marxistischer Grundlage – das hat Harig in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und später in der DDR keiner von jenen nachgemacht, die gleich Harig als marxistische Theoretiker wirkten. Das betrifft auch jene, für die man eine solche Leistung gelegentlich behauptet, annimmt oder zumindest vermutet: Walter Hollitscher und Georg Klaus. Beide wurden nie zu Fachwissenschaftlern, obwohl ihre Arbeit eng mit Einzeldisziplinen verbunden war. Georg Klaus ging es stets darum, ideologisch oder politisch umstrittene Wissenschaften oder deren moderne Fortbildung in der DDR zu etablieren. In seinem ersten, zusammen mit Karl Böhm (Pseudonym Peter Porst) verfassten Buch »Atomkraft – Atomkrieg?« wandte er sich 1949 dagegen, die Atomphysik mit ihrer Anwendung zu identifizieren, für die sie bislang fast ausschließlich erforscht oder gebraucht worden war, für den atomaren Krieg.<sup>22</sup> Wenig später stritt er für die Akzeptierung der »modernen Logik«, also für die Anerkennung auch jener ihrer Teile, die unter anderem im positivistischen Wiener Kreis vorangebracht worden waren und dieser ihrer Herkunft wegen unter besonders starkem Ideologieverdacht standen. Später hat er diese Vorgehensweise in bezug auf die Heuristik, die Semiotik und namentlich die Kybernetik wiederholt. Stets ging es Klaus nicht um eine *Fortführung* des erreichten Standes dieser Wissenschaften selbst, sondern um deren *Akzeptanz* in einer sozialistischen Gesellschaft. Das schließt nicht aus, dass er dabei auch Aufgaben erfüllte, die zu denen eines Fachwissenschaftlers gezählt hätten. Ich denke insbesondere an das von ihm 1967 herausgegebene »Wörterbuch der Kybernetik«<sup>23</sup>.

Auch Hollitscher war ein Einzel- und besonders naturwissenschaftlich gut beleserter und informierter Philosoph. Aber auch ihm ging es, wenigstens was die Zeit nach 1945 angeht, nicht um eine Fortbildung dieser oder jener Einzelwissenschaft, sondern um eine marxistisch-leninistisch orientierte Gesamtsicht ihres modernen Standes. Er hat sich dabei große Verdienste erworben, aber die lagen eben nicht oder nur vereinzelt dort, wo es um direkte Forschungsprobleme der von ihm propagierten und popularisierten Wissenschaften selbst ging.

Allein Harig hat nach 1945 und bereits in der Sowjetunion nicht nur philosophische Erkenntnisse, namentlich solche aus Lenins »Materialismus und Empiriekritizismus«, verbreitet und zeitnah kommentiert, sondern er wirkte zugleich als Einzelwissenschaftler, eben als Wissenschaftshistoriker.

22 Siehe Georg Klaus, Peter Porst [d. i. Karl Böhm]: Atomkraft–Atomkrieg? Berlin 1949.

23 Siehe Wörterbuch der Kybernetik. Hrsg. von Georg Klaus. Berlin 1967.

Auf diesem Gebiet hat er Mitarbeiter um sich gesammelt und sich insbesondere auch um die *Methodik* dieser speziellen Disziplin gesorgt. Er war in Ostdeutschland der erste und in ganz Deutschland einer unter wenigen, der Wissenschaftshistoriographie, zu welcher Wissenschaft und auf welcher philosophischen Basis auch immer, unmissverständlich als eine *Metawissenschaft* deklarierte. Gegenstand der Wissenschaftshistoriographie, erklärte er 1965 auf einer internationalen Tagung von Historikern sozialistischer Länder in Leipzig, sei die Wissenschaft, »zum Unterschied zu den Einzelwissenschaften, deren Gegenstand die Natur bzw. die menschliche Gesellschaft bildet.«<sup>24</sup> Und in einer posthum erschienenen Arbeit unterstreicht er: Mit der »Frage nach der Struktur der Wissenschaft« werde nicht »die Natur selbst, sondern wird die Wissenschaft, d. h. das Abbild der Natur untersucht« und insofern sei dies eine »Frage der Metawissenschaft«<sup>25</sup>. Doch könne eine Metawissenschaft nicht vom Gegenstand der reflektierten Wissenschaft absehen. »Er liegt ihr vielmehr als die nächste, tiefere Schicht stets zugrunde.«<sup>26</sup> Was diese klare Bestimmung des Status jeder beliebigen Wissenschaftshistoriographie besagt, wird deutlich, wenn man sie mit dem jahrzehntelangen Streit um den Charakter der Philosophiehistoriographie vergleicht. Bis heute wird die äquivoke Benutzung des Namens »Philosophiegeschichte« – einmal als Name für die objektive geschichtliche Bewegung philosophischen Denkens und zum anderen als Bezeichnung für Reflexionen über diese – dazu benutzt, beide Denotate dieses Namens zu identifizieren.

Ich denke aber auch daran, dass Harig auf der Leipziger Tagung »Naturwissenschaft – Tradition – Fortschritt« vom September 1962 vier verschiedene Möglichkeiten aufzählte, Wissenschaftshistoriographie zu betreiben, ohne auch nur eine ihrer Varianten auszuschließen. Vielmehr erkannte er allen einen berechtigten Platz bei der Erforschung von Wissenschaftsgeschichte zu.<sup>27</sup>

Als Wissenschaftshistoriker trat Harig, und auch dies gilt es angesichts der Situation in der frühen ostdeutschen Nachkriegs-Gesellschaftswissenschaft zu erwähnen, für eine subtile Arbeit mit den *Quellen* ein. Er zitierte,

24 Gerhard Harig: Aspekte der Geschichte der Naturwissenschaft. In: Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften. S. 277.

25 Gerhard Harig: Die Klassifizierung der Wissenschaft in historischer Sicht. Ebenda. S. 283.

26 Ebenda. S. 284.

27 Siehe Gerhard Harig: Zur Einführung. In: Naturwissenschaft, Tradition, Fortschritt. S. VIII f.

was in dem genannten ostdeutschen Wissenschaftszweig damals alles andere als selbstverständlich war, grundsätzlich aus Originalwerken, so bei seiner Arbeit über Bacon aus der englischen Werkausgabe von 1857.<sup>28</sup> Seine Quellenkenntnis und -treue bewahrte ihn davor, in eine einseitige Euphorie selbst dann zu verfallen, wenn ein Jubiläum seitens der DDR-Staatsmacht sehr hoch angesetzt war. Seine Arbeit über Alexander von Humboldt aus dem Jahre 1959 unterstreicht das deutlich.<sup>29</sup>

Harig warnte schon 1934 davor, anstrengende Untersuchungen durch phrasenhafte Wendungen zu ersetzen. Jedenfalls seien mit der bloßen Verwendung von Worten wie »Dialektik« wissenschaftliche Probleme nicht lösbar.<sup>30</sup> Er exerzierte seinen Mitarbeitern und Lesern vor, wie wichtig es für einen Historiker ist, Fremdsprachen zu beherrschen. Anscheinend mühelos zitierte er aus englisch-, französisch-, italienisch-, latein- und nicht zuletzt russischsprachigen Quellen.

Dank seiner in der ostdeutschen Gesellschaftswissenschaft ungewöhnlicher Sprachkenntnis verfolgte Harig beständig die internationale Entwicklung und Diskussion auf seinem Fachgebiet. Bereits 1965 verweist er in einer Kongress-Rede in Warschau eingehender auf Thomas S. Kuhns Arbeit »The Structure of Scientific Revolutions«. Dieses zuerst 1962 in Chicago erschienene Buch war damals in Deutschland noch recht unbekannt, kam doch eine deutsche Übersetzung erst 1967 auf den Markt.<sup>31</sup> Harig würdigte die empirische Basis des Buches, seine Begrifflichkeit, kritisierte aber heftig, wie viele Kollegen in aller Welt, Kuhns Einwände gegen eine wissenschaftliche Kontinuität, die auch revolutionäre Einschnitte zu überdauern vermag.<sup>32</sup>

28 Siehe Gerhard Harig: Die neue Auffassung vom Wesen der Wissenschaft bei Francis Bacon [1957]. In: Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften. S. 138–152.

29 Siehe Gerhard Harig: Alexander von Humboldt – Wissenschaftler und Humanist. Zu seinem 100. Todestag [1959]. In: Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften. S. 205–221.

30 Siehe Gerhard Harig: Lenin und die moderne Physik. In: Ausgewählte philosophische Schriften. S. 58. – Hier heißt es: »Es wäre zu einfach, [...] von dialektischen Gegensätzen zwischen Kausalität und Raum-Zeitbeschreibung einerseits und Welle und Korpuskel andererseits zu reden, und die Probleme damit als gelöst zu betrachten.«

31 Siehe Thomas Samuel Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt am Main 1967.

32 Siehe Gerhard Harig: Die beiden Aspekte der wissenschaftlichen Revolution des 17. Jahrhunderts und die Gegenwart [1965]. In: Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften. S. 264–271.

Harig war wohl auch der erste in der DDR, der auf Edgar Zilsels zuerst 1942 erschienene Untersuchung über die sozialen Grundlagen der neuzeitlichen Wissenschaft aufmerksam machte und sich dessen Überlegungen weitgehend anschloss.<sup>33</sup> Das brachte ihm und dem westdeutschen Herausgeber von Zilsels Arbeiten, Wolfgang Krohn, noch 1983 eine harsche Kritik von Hermann Ley ein, der darin, ein nicht hinzunehmendes Zugeständnis an den Neopositivismus sah.<sup>34</sup> Harigs Interesse an Edgar Zinsel könnte auch daher rühren, dass er Zinsel als Redner auf der »Ersten Tagung für Erkenntnislehre der exakten Wissenschaften« persönlich erlebt hat. Diese Tagung fand vom 15. bis 17. September 1929 in Prag statt und war organisatorisch der V. Deutschen Physiker- und Mathematikertagung angegliedert.<sup>35</sup> Gemeinsam hatten sein damaligen Aachener Professor, Walter Seitz, und Gerhard Harig die Tagung besucht und einen physikalischen Beitrag vorgestellt.<sup>36</sup>

Überhaupt war Harig neuen Ideen gegenüber ausgesprochen aufmerksam. Beispielsweise verwies er schon frühzeitig auf die Bedeutung, die die *Kybernetik* auch für eine um Sozialismus bemühte Gesellschaft besitzt.<sup>37</sup>

Große und ständige Aufmerksamkeit widmete Harig auch Detailfragen einer philosophischen und besonders einer historisch-materialistischen Fundierung der Einzelwissenschaften; zuvörderst der Wissenschaftshistoriographie. Davon zeugen nicht nur seine Studien zu Lenins »Materialismus und Empiriokritizismus«, sondern auch viele andere seiner Arbeiten. So hebt er 1957 in seiner Studie über Francis Bacon hervor, dass dieser zwischen einer *natura libera* und einer *natura vexata* (*vexare* – lateinisch: rütteln, schütteln, aber auch heimsuchen, verwüsten) unterschieden habe.<sup>38</sup>

Harig ließ damit indirekt auch den Doppelcharakter menschlichen Umgangs mit der Natur deutlich werden, als einen Prozess des Beherrschens

33 Siehe Gerhard Harig: Über die Entstehung der klassischen Naturwissenschaften in Europa [1958]. In: Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften. S. 11–39.

34 Siehe Hermann Ley: Gerhard Harig und die Geschichte der Naturwissenschaften in der Renaissance. Ein forschungsgeschichtliches Nachwort. In: Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften. S. 331 ff.

35 Siehe Friedrich Stadler: Studien zum Wiener Kreis. Ursprung, Entwicklung und Wirkung des Logischen Empirismus im Kontext. Frankfurt am Main 1997. S. 378 f.

36 Siehe Biographische Daten. In: Ausgewählte philosophische Schriften. S. 178.

37 Siehe Gerhard Harig: Der materialistische Kern der Naturwissenschaft in Deutschland. In: Naturwissenschaft, Tradition, Fortschritt. S. 16.

38 Siehe Harig: Die neue Auffassung vom Wesen der Wissenschaft bei Francis Bacon. S. 449.

wie des Verwüstens. Gleichzeitig warnte er jedoch wiederholt vor der Gefahr der *Vulgarisierung* bei dem Bemühen, die Wirklichkeit historisch-materialistisch zu begreifen. Es wäre unrichtig, schrieb er 1958, wenn man die historische Bewegung der Naturwissenschaft nur mittels der Ökonomie erklären wolle. Sie habe zugleich auch ihre »eigene Geschichte«<sup>39</sup>.

Als politisch bewusst lebender Wissenschaftler demonstrierte Harig, wie man mit einzelwissenschaftlichem, speziell historiographischem Wissen wirksam in den politischen *Tageskampf* eingreifen kann. Sein 1936 in der Sowjetunion publizierter Aufsatz »Röntgen-Jubiläum im ›Dritten Reich‹« ist hierfür ein früher Beleg.<sup>40</sup> Harig scheute sich dabei nicht, politisch oder ideologisch bedingte Fehlrteile selbst unter Marxisten-Leninisten zurückzuweisen. So hob er in dem 1934 in der Sowjetunion veröffentlichten Aufsatz »Lenin und die moderne Physik« die wissenschaftliche Bedeutung der damals in der Sowjetunion umstrittenen Theorien von Albert Einstein und von Werner Heisenberg deutlich hervor. Heisenbergs »Unbestimmtheitsprinzip« nannte er die »wohl tiefste allgemeine Erkenntnis vom Wesen der Materie [...], die wir heute erreicht haben«<sup>41</sup>.

Wenn Harig sich auch früh für die Anerkennung theoretischer Konzepte aussprach, die im Zusammenhang mit der marxistisch-leninistischen Kritik des Neopositivismus in ideologisches Zwielicht geraten waren, so hat er stets an seiner Ablehnung des neopositivistischen Konzepts, das er 1960 einmal als »Philosophie der Philosophielosen«<sup>42</sup> bezeichnetet, stets festgehalten. Jedoch übersah er, dass er mit seiner Redeweise von einer dialektischen Physik«<sup>43</sup>, von einer theoretischen Physik, die zu einer Art »physikalischer Erkenntnistheorie«<sup>44</sup> geworden sei, oder die dabei sei, den »dialektischen Materialismus zu gebären«<sup>45</sup>, methodische Grundannahmen des Neopositivismus zum Verhältnis von Einzelwissenschaft und Philosophie wiederholte. Das eigentliche philosophische Bemühen, das universelle Ganze der menschlichen Lebenswelt zu begreifen, wurde ja in den

39 Harig: Über die Entstehung der klassischen Naturwissenschaften in Europa. S. 420.

40 Siehe Gerhard Harig: Röntgen-Jubiläum« im »Dritten Reich«. In: Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften. S. 257–263.

41 Harig: Lenin und die moderne Physik. S. 46.

42 Gerhard Harig: Der dialektische Materialismus und die moderne Naturwissenschaft. In: Gerhard Harig, Joseph Schleifstein: Dialektischer Materialismus und moderne Naturwissenschaft. Leipzig 1960. S. 12.

43 Harig: Lenin und die moderne Physik. S. 53.

44 Ebenda. S. 19.

45 Ebenda. S. 32.

genannten Zitaten auf ein simples Besonderes-Allgemeines-Verhältnis reduziert. Das geschah bei Harig allerdings im Anschluss an wenig bedachte Äußerungen des von ihm auch philosophisch hoch verehrten Lenin.

So erscheint uns Heutigen Gerhard Harig als ein engagierter Wissenschaftler mit viel Lebensmut, zukunftssträchtigen Einsichten, aber natürlich auch mit teilweise nicht geringen Mängeln. Er war also ein *Mensch*, ein vielseitiger und bedeutender – deshalb ehren wir ihn und gedenken seiner mit Respekt.

HERBERT HÖRZ

## Geschichte und Philosophie der Naturwissenschaften als Einheit von Logischem und Historischem

Bemerkungen zum wissenschaftsphilosophischen Wirken  
von Harig und Hollitscher

### *I Problemstellung*

Man könnte das Thema umbenennen und die Fragen stellen: Wozu Wissenschaftsgeschichte?<sup>1</sup> Brauchen wir Wissenschaftsphilosophie im Sinn einer neuen Aufklärung?<sup>2</sup> Darüber ist immer wieder zu debattieren. Es gibt gute Gründe, die Rolle der Wissenschaftsgeschichte nicht zu unterschätzen. Sie hilft uns nicht nur die Vergangenheit zu verstehen und eventuell Lehren aus ihr zu ziehen, sondern gibt auch heuristische Hinweise zur Antwort auf aktuelle Fragen. Wird Geschichte der Naturwissenschaften jedoch zum Selbstzweck, oder so gesehen, dann kommt es zu Kritiken von Naturwissenschaftlern, die den Wert der wissenschaftshistorischen Forschung generell bestreiten. Wissenschaftsphilosophie wird manchmal ebenfalls als wenig relevant für die naturwissenschaftliche Forschung abgelehnt. Man bestreitet damit auch ihre Rolle als Vermittler zwischen der mathematisch-naturwissenschaftlichen und der ästhetisch-geisteswissenschaftlichen Kultur.<sup>3</sup>

Naturwissenschaftler wollen selbst Brücken zwischen ihnen in einer dritten Kultur bauen. »Die dritte Kultur – das sind Wissenschaftler und andere

- 1 Siehe Herbert Hörz: Naturphilosophie als Heuristik? Korrespondenz zwischen Herrmann von Helmholtz und Lord Kelvin (William Thomson). Marburg an der Lahn 2000. S. 277–290; Richtiges Prinzip – »falsche Realität«. In: »Neues Deutschland«. Berlin. 9./10. Februar 2002. S. 24.
- 2 Siehe Herbert Hörz: Wissenschaft als Aufklärung? Von der Postmoderne zur Neomodern. Berlin 1999 (Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät. Bd. 28. H. 1).
- 3 Siehe Herbert Hörz: Brückenschlag zwischen zwei Kulturen. Helmholtz in der Korrespondenz mit Geisteswissenschaftlern und Künstlern. Marburg an der Lahn 1997. S. 9 ff.

Denker in der Welt der Empirie, die mit ihrer Arbeit und Schriften den Platz der traditionellen Intellektuellen einnehmen, indem sie die tiefere Bedeutung unseres Lebens sichtbar machen und neu definieren, wer und was wir sind.«<sup>4</sup> Mit dem Hinweis auf C. P. Snow »The Two Cultures and A Second Look« in der zweiten Auflage<sup>5</sup>, in der er eine dritte Kultur als im Entstehen vermutete, die die Lücke zwischen den beiden anderen schließen würde, wird festgestellt: »Die Vertreter der dritten Kultur versuchen heute den Vermittler zu vermeiden, und gehen daran, ihre tiefsten Gedanken so auszudrücken, dass sie jedem intelligenten Leser zugänglich sind.«<sup>6</sup> Damit werden Naturwissenschaftler selbst zu Wissenschaftsphilosophen, was sicher nicht schlecht ist, wenn Fehldeutungen und Vorurteile dadurch nicht gefördert werden. Das ist jedoch nicht immer der Fall, wie die Sokal-Affäre zeigte, die einerseits die Publikation von elegantem Unsinn zur Folge hatte und andererseits die Gilde der Wissenschaftsphilosophen generell mit der Ignoranz und Leichtgläubigkeit bestimmter ihrer Vertreter diffamierte.<sup>7</sup>

Wissenschaftsgeschichtsschreibung<sup>8</sup> liefert Grundlagen für das gegenwärtige zeitgemäße Verständnis der Mechanismen und Regularitäten des Geschehens als geronnener Entwicklung vergangener Debatten in allen Bereichen der Forschung, als Personen-, Institutionen-, Objekt-, Sponsoren- und Ideengeschichte. Wissenschaftsphilosophie hat sich als Welterklärung, Erkenntnistheorie und Methodologie der Wissenschaften zu bewähren. Dazu lieferten in ihrer Schaffensperiode der Physiker, Wissenschaftsphilosoph und -historiker Gerhard Harig (1902–1966) und der Psychoanalytiker und Philosoph Walter Hollitscher (1911–1986) wichtige und interessante Beiträge. Sie wirkten für die fruchtbare Verbindung von Historiographie

- 4 John Brockman: Die dritte Kultur. Das Weltbild der modernen Naturwissenschaft. München 1996. S. 15.
- 5 Siehe Charles Percy Snow: The Two Cultures and A Second Look. An expanded version of The Two Cultures and the Scientific Revolution. Cambridge 1964.
- 6 Brockman: Die dritte Kultur. S. 17.
- 7 Siehe Alan Sokal, Jean Briemont: Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaft mißbrauchen. München 1999.
- 8 Die Historiographie der Wissenschaften befasst sich mit der wirklichen Geschichte der Wissenschaften und versucht sie im Detail und in ihren Zusammenhängen zu erfassen. Diese Unterscheidung ist dann wichtig, wenn über den Gegenstand wissenschaftshistorischer Forschungen reflektiert wird. Wissenschaftsgeschichte kann deshalb sowohl das wirkliche historische Geschehen, als auch die Erforschung dieses Geschehens bedeuten. Wo der Unterschied wichtig wird, kann man von Historiographie oder Geschichtsforschung sprechen. Das ist nicht unbedingt erforderlich, wenn aus dem Kontext hervorgeht, welcher Aspekt gemeint ist.

und Philosophie der Wissenschaften und trugen nach der Zerschlagung des Hitler-Faschismus, die zur Umwälzung gesellschaftlicher Werte und Verhältnisse führte, durch ihr politisch-ideologisches Engagement und philosophisches Wirken maßgeblich zur Entwicklung der marxistischen Wissenschaftsgeschichtsschreibung und Wissenschaftsphilosophie in der sowjetisch besetzten Zone und später in der DDR bei.<sup>9</sup> Sie waren für uns, den wissenschaftlichen Nachwuchs, Lehrer und Vorbilder durch ihre antifaschistische Haltung, ihre Erfahrungen in den komplizierten Auseinandersetzungen vor 1945 und ihr umfangreiches historisches, philosophisches und marxistisches Wissen. Wir hatten erst einmal das zu lernen, was sie uns mit anderen, wie Georg Klaus, Hermann Ley, Klaus Zweiling, boten, um später mit eigenen Beiträgen Historiographie und Philosophie der Wissenschaften zu bereichern.

Zwei Gründe sprechen dafür, aus ihrem wissenschaftsphilosophischen Wirken das Verhältnis von Philosophie und Geschichte der Wissenschaften als Einheit von Logischem und Historischem herauszugreifen. Erstens gehört dazu ihre Entwicklung, die sich bei Harig mit einem klaren marxistischen Standpunkt von der Physik zur Wissenschaftsgeschichte vollzog, während Hollitscher von der Psychoanalyse und dem Wiener Kreis zu Marx und zur Naturdialektik kam. Zweitens ist die theoretische Sicht auf das Problem zu beachten. So befasste sich Harig, nachdem er sich nicht mehr, wie in den 1930er Jahren, intensiv mit philosophischen Problemen der Physik beschäftigte, generell mit der Geschichte der Naturwissenschaften, mit ihrem Forschungsstand in der DDR, mit der historischen Entwicklung der Wissenschaft zur Produktivkraft, mit klassischer und moderner Atomistik, mit der wissenschaftlichen Revolution des 17. Jahrhunderts, mit Galilei, Kepler, Ostwald und anderen.<sup>10</sup> In seinen Überlegungen zur Erforschung fortschrittlicher philosophischer Traditionen der Naturwissenschaft machte er darauf aufmerksam, dass damit »die Dialektik von relativer und absoluter Wahrheit, von Geschichte und Logik sichtbar wird.«<sup>11</sup> Hollitscher deutete die

9 Siehe Herbert Hörz: Die Beziehungen der marxistisch-leninistischen Philosophie zu den anderen Wissenschaften. In: Marxistisch-leninistische Philosophie in der DDR. Hrsg. von Matthäus Klein, Friedrich Richter, Vera Wrona. Berlin 1974. S. 175f.

10 Siehe die Bibliographie in Gerhard Harig: Ausgewählte philosophische Schriften 1934–1959. Hrsg. von Gottfried Handel et al. Leipzig 1973. S. 165–189.

11 Gerhard Harig: Zur Einführung. In: Naturwissenschaft, Tradition, Fortschritt. Berlin 1963. S. VIII (NTM. Zeitschrift für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin. Beiheft).

Problematik an, wenn er in seinen Vorlesungen zur Naturdialektik die VI. Vorlesung »Der Begriff der Entwicklung (in historischer Betrachtung)«<sup>12</sup> nennt. Die nächste Vorlesung heißt dann: »Der Begriff der Entwicklung (Seine logische Analyse)«<sup>13</sup>. Man kann sich den aktuellen wissenschaftsphilosophischen Problemen vorwiegend historisch oder logisch-systematisch nähern. Dabei kann die eine Forschungs- und Darstellungsweise die andere nicht ersetzen. Beide ergänzen sich. So ist auch das Wirken von Harig und Hollitscher ein wichtiger konstitutiver Beitrag zur Entwicklung wissenschaftshistorischer und -philosophischer Lehre und Forschung in der DDR.

Ausgehend von meinen Begegnungen mit Harig und Hollitscher und der Darlegung wichtiger gemeinsamer Standpunkte zur Rolle des dialektischen Materialismus für die Deutung wissenschaftlicher Erkenntnisse, will ich der theoretischen Frage nach dem Verhältnis von Geschichte und Philosophie der Wissenschaften in ihren Arbeiten nachgehen. Das führt zum Symmetrieprinzip, das nun Wissenschaftsgeschichte theoretisch leiten soll. Harig und Hollitscher vertraten zu bestimmten Fragen der Wissenschaftsphilosophie unterschiedliche Auffassungen. Das soll an der Deutung der Unbestimmtheitsrelationen gezeigt werden, mit denen ich mich selbst intensiv beschäftigt habe. Dabei konnte ich mehr der Linie Harigs folgen, während Hollitscher die von manchen dogmatischen marxistischen Philosophen favorisierte deterministische Ergänzung der Quantentheorie bevorzugte. Als Fazit werden Beziehungen zwischen Geschichte und Philosophie der Naturwissenschaften, wie ich sie sehe, kurz dargelegt.

12 Siehe Walter Hollitscher: Vorlesungen zur Dialektik der Natur. Erstveröffentlichung der 1949/50 an der Humboldt-Universität gehaltenen Vorlesungsreihe. Mit einem Vorwort von Josef Rhemann. Hrsg. von Karl-Heinz Braun und Konstanze Wetzel. Marburg 1991. S. 54 ff. (Studienbibliothek der kritischen Psychologie. Bd. 3).

13 Siehe ebenda. S. 60 ff.

## II *Begegnungen*

Walter Hollitscher hinterließ bereits Spuren in meinem Denken, bevor ich ihn persönlich kennen und schätzen lernte; bevor wir Freunde wurden.<sup>14</sup> Seine Bücher »Wissenschaftlich betrachtet« von 1950 und »Die Entwicklung im Universum« von 1951, unterstützten mit den Artikeln von Georg Klaus meine Entscheidung, Philosophie und Physik zu studieren. Viele persönliche Begegnungen, freundschaftliche Gespräche und wissenschaftliche Debatten konnten meine Frau und ich mit Walter Hollitscher bei seinen Aufenthalten in der DDR oder bei ihm in Wien führen. Ihm war klar, dass seine enzyklopädischen Arbeiten durch spezielle wissenschaftsphilosophische und -historische Studien zu ergänzen waren, wenn die internationale Reputation der Wissenschaftsphilosophie in der DDR weiter wachsen soll. Er interessierte sich sehr für die Forschungen an unserem Berliner Lehrstuhl für Philosophische Probleme der Naturwissenschaften, wo er auf meine Einladung zu Kuhn und Popper sprach. Meine Frau diskutierte als Ethikerin mit ihm über philosophische Probleme der Psychologie und Sexologie. 1971 schrieb er uns: »Falls Helga und Du Sonderdrucke beziehungsweise Voluminöseres aus eigenem Stall habt, das ich noch nicht kenne, wäre ich sehr dankbar.« Er pflegte, wie er 1976 betonte, dauernden Umgang mit unserem »gedruckten Geist«. Gerhard Harig lernte ich erst später persönlich aber nicht so eng kennen. Zwar war er als Staatssekretär bekannt<sup>15</sup>, doch mehr erfuhr ich von ihm auf dem von ihm mit organisierten Internationalen Symposium »Philosophie und Naturwissenschaften« vom 8. bis 11. Oktober 1959, das er einleitete. Für uns junge Wissenschaftsphilosophen bot es ein Forum der Diskussion mit Naturwissenschaftlern und die Möglichkeit, eigene Ergebnisse vorzutragen.<sup>16</sup> Durch den Beitrag von Max von Laue und die Teilnahme der Kollegen aus der Sowjetunion und den osteuropäischen

14 Darüber habe ich schon an anderer Stelle zum 10. Todestag von Walter Hollitscher berichtet. Siehe Herbert Hörz: Souverän, kreativ und tolerant. In: Neue Volksstimme. Wien. Jg. 5. 1996. H. 5–6. S. 14–17.

15 Er unterschrieb mein Diplom für ausgezeichnete Leistungen am 25. Januar 1957. Darin wird mir bescheinigt, von 1952 bis 1956 an der Humboldt-Universität Berlin Philosophie studiert zu haben, obwohl ich erst mit anderen Studenten als Klaus-Schüler 1953 nach Berlin kam, als Georg Klaus Nachfolger von Walter Hollitscher als Direktor des Philosophischen Instituts und Inhaber des Lehrstuhls für Logik und Erkenntnistheorie wurde.

16 Siehe Gerhard Harig, Josef Schleiße (Hrsg.): Naturwissenschaft und Philosophie. Beiträge zum internationalen Symposium über Naturwissenschaften anlässlich der 550-Jahr-Feier der Karl-Marx-Universität Leipzig. Berlin 1960. S. 233 ff.

Ländern, durch die Vorträge der Naturwissenschaftler und der älteren Philosophenkollegen erhielt man einen Überblick über unterschiedliche Standpunkte und aktuelle Fragen. Man schloss neue Bekanntschaften und diskutierte danach weiter. So erinnere ich mich an viele durch diese Tagung ausgelösten Debatten mit dem Physiker Alfred Pfeiffer über Kausalität. Auch die vom Karl-Sudhoff-Institut, das Harig leitete, organisierte Konferenz im September 1962 zum Thema »Die fortschrittlichen philosophischen Traditionen in der deutschen Naturwissenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts« war ein weiteres wichtiges Treffen der Wissenschaftshistoriker und -philosophen. Harig ging es darum, wie er im Schlusswort betonte, negative Erscheinungen nicht zu vertuschen und auch die großen Naturwissenschaftler nicht davon rein zu waschen. Zugleich hob er hervor: »Andererseits wollen wir aber auch nicht in Schulmeisterei verfallen, indem wir uns als Richter aufspielen und von unseren Erkenntnissen und unseren Erfahrungen her ihre Leistungen und ihre Auffassungen wie in einer Prüfung bald als richtig, bald als falsch zensieren.«<sup>17</sup> Das waren Überlegungen, mit denen ich mich als junger Wissenschaftler, der den Impuls zur Kritik am Dogmatismus in der marxistischen Philosophie aufgreifen wollte, der mit der Verurteilung des Personenkults und der Aufdeckung verbrecherischer Handlungen Stalins auf dem XX. Parteitag der KPdSU im Jahre 1956 ausgelöst wurde, identifizieren konnte. Zwar war mein Lehrer und Freund Klaus Zweiling fest davon überzeugt, dass mit der Geheimrede Chrustschows, die sofort in den Westmedien veröffentlicht wurde, der Arbeiterbewegung großer Schaden zugefügt wurde, doch wir Jungen waren überzeugt, dass damit neue Wege zur schöpferischen Entwicklung der marxistischen Philosophie eröffnet wurden. Was generell daran Traum und Illusion war, kann hier nicht erörtert werden.<sup>18</sup>

Als ich in den 1960er Jahren mein Buch über Werner Heisenberg schrieb, gab der Verlag das Manuskript an Gerhard Harig zur Beurteilung, der es mit vielen lobenden Worten zur Veröffentlichung empfahl, jedoch einen Einwand formulierte, der mir damals gar nicht einleuchtete: Ich hätte mehr Materialien aus den Archiven heranziehen sollen. Meine Überlegung war, wenn ich zu aktuellen philosophischen Problemen der Physik Stellung nehme, dann wäre es am günstigsten mit Werner Heisenberg, den ich mit

17 Siehe Gerhard Harig: Schlußwort. In: Naturwissenschaft, Tradition, Fortschritt. S. 345.

18 Siehe Überlegungen zum Evolutionsspielraum sozialer Systeme und zum Untergang der DDR. In: Selbstorganisation sozialer Systeme. Ein Verhaltensmodell zum Freiheitsgewinn. Hrsg. von Herbert Hörz. Münster [u.a.] 1993. S. 202ff.

meinem Buch zu seinem 65. Geburtstag ehren wollte, selbst zu diskutieren. Doch meinen Antrag, Heisenberg zu besuchen, bevor ich mein Buch fertig stelle, nahm das Ministerium nicht zur Kenntnis.<sup>19</sup> Zu Heisenberg konnte ich nicht. Meine Frage war: Was kann ich dann aus den Archiven für die aktuelle Diskussion gewinnen? Ich argumentierte deshalb, dass daraus nichts Neues für die gegenwärtige philosophische Interpretation der philosophischen Auffassungen Heisenbergs zu gewinnen sei. Mein Buch enthalte wissenschaftsphilosophische Überlegungen zur modernen Physik und sei keine wissenschaftshistorische Arbeit. Eine Stellungnahme an den Verlag begründete meinen Standpunkt und das Buch erschien ohne Änderungen.<sup>20</sup> Der von mir in der zweiten Auflage von 1968 mit seiner Erlaubnis zitierte Brief Heisenbergs schien mir Recht zu geben. Zwar hatte ich die Rolle der Wissenschaftsgeschichte für die Debatte um aktuelle Probleme immer im Blick, wozu mich meine Studien zu Helmholtz zwangen. Doch erst später begriff ich die Hinweise von Harig auf die Rolle der Archive, als ich mich der Edition von Helmholtz-Briefen widmete. Mir wurde immer deutlicher, wie wichtig das historische Material zur Aufstellung und Präzisierung aktueller theoretischer Überlegungen ist.<sup>21</sup>

Inwieweit Harig und Hollitscher um wissenschaftsphilosophische und -historische Probleme im persönlichen Gespräch stritten, weiß ich nicht. Am Verriss von Hollitschers Vorlesungen zur Naturdialektik am 23. Dezember 1950 schien sich Harig, obwohl anwesend, nicht beteiligt zu haben.<sup>22</sup> Spekulativ könnte man annehmen, dass Harig, der die Auffassungen Hollitschers zu den Heisenbergschen Unbestimmtheitsrelationen nicht teilte, worauf noch einzugehen ist, nicht mit einer Kritik am Dogmatismus von Hollitscher in dieser Frage auftreten wollte, da diesem auf wichtigen anderen Gebieten gerade Revisionismus vorgeworfen wurde. Vielleicht war es auch

19 Die spätere persönliche Einladung von Heisenberg, an sein Institut zu kommen, wurde mit der Bemerkung durch das Ministerium für das Hoch- und Fachschulwesen abgelehnt, »daß z.Zt. kein unmittelbares politisch-wissenschaftliches Interesse für eine Reise zu Prof. Heisenberg besteht« (Brief des stellvertretenden Abteilungsleiters Hochhaus vom 19. März 1968 an den Autor).

20 Siehe Herbert Hörz: Werner Heisenberg und die Philosophie. Berlin 1966.

21 Es gab jedoch auch Wissenschaftshistoriker, denen die wissenschaftsphilosophische Arbeit suspekt war. Trotz Einladung zu einem Harig-Kolloquium wurde mein dort gehaltenes Referat zur Entwicklungstheorie nicht zur Publikation angenommen, da es nicht ausschließlich historisch orientiert sei. Es ging dann als historischer Beitrag in mein Buch zur Entwicklungstheorie ein.

22 Siehe Hollitscher: Vorlesungen zur Dialektik der Natur. S. 373.

die Vorsicht des Physikers, des Emigranten aus der Sowjetunion und KZ-Häftlings gegenüber dem Psychoanalytiker und aus dem westlichen Ausland Kommenden, die ihn in der Debatte schweigen ließ.

Ich kann nur bestätigen, dass wir in den vielen Zusammenkünften mit Hollitscher nie auf Harig zu sprechen kamen, was auch damit zusammenhängen kann, dass ich Harig und die Leipziger Verhältnisse nicht genug kannte. Harig war es, der als Staatssekretär Hollitscher mitteilte: »Entsprechend der zwischen uns getroffenen Vereinbarung beurlaube ich sie mit sofortiger Wirkung von Ihren Pflichten als Professor mit Lehrstuhl und als Direktor des Instituts für Philosophie«<sup>23</sup>. Gespräche hat es sicher viele gegeben, ob sie auch etwas mit den doch sehr unterschiedlichen Forschungsgebieten zu tun hatten, weiß ich nicht.

Von beiden habe ich manches über das Verhältnis von Philosophie und Geschichte der Naturwissenschaften gelernt. Doch jeder junge Wissenschaftler geht von einer bestimmten Stelle an seine eigenen Wege. Dabei baut er auf dem von seinen Vorgängern Erworbenen auf.

### *III Gemeinsame Standpunkte*

Harig hat seine interessanten Überlegungen von 1936 zum Verhältnis von Philosophie und Physik leider nicht weiter spezialisiert. In seinen Vorträgen nach 1945 griff er auf seine Ideen von damals zurück und äußerte sich vor allem zur Erkenntnistheorie, baute jedoch bald seine wissenschaftshistorische Karriere auf. Hollitscher beschäftigte sich in enzyklopädischer Manier mit der Naturdialektik und griff aus allen wissenschaftlichen Gebieten Beispiele auf. Er war neuen Ideen gegenüber aufgeschlossen, vertrat jedoch auch parteioffizielle Meinungen auf Gebieten, die er weniger kannte. Spezielle wissenschaftshistorische Forschungen betrieb er nicht. Als marxistische Wissenschaftshistoriker und -philosophen waren sich Harig und Hollitscher jedoch in wesentlichen Punkten einig.

Erstens ging es darum, die materialistische Dialektik oder den Dialektischen Materialismus als eine der modernen Naturwissenschaft adäquate Philosophie zu begründen, die sich historisch herausgebildet hat und alles

23 Heike Bernhardt: Mit Sigmund Freud und Iwan Petrowitsch Pawlow im Kalten Krieg. Walter Hollitscher, Alexander Mette und Dietfried Müller-Hegemann in der DDR. In: Mit ohne Freud. Zur Geschichte der Psychoanalyse in Ostdeutschland. Hrsg. von Heike Bernhardt, Regine Lockot. Gießen 2000. S. 196.

Positive der Vergangenheit und Gegenwart in sich aufnimmt. Hollitscher betonte, dass die Naturdialektik über die Naturideen der Vergangenheit siege. »Den modernen Untersuchungsverfahren offenbart auch hier die Natur ihre dialektisch-materialistische Wesensart, die Dialektik der Natur drängt sich den gewissenhaft arbeitenden Naturforschern auf.«<sup>24</sup> Doch die bewusste Nutzung materialistischer Dialektik ging zögernd vor sich. Deshalb verwies Hollitscher auf den spontanen Charakter dialektischen Denkens. Er meinte: »Viele konkrete Arbeiten der besten Naturwissenschaftler kapitalistischer Länder tragen unverkennbar spontan-dialektische Züge und sind von urwüchsiger materialistischer Haltung getragen.«<sup>25</sup> Als Gegentendenzen sah er die einseitige Dotierung und Orientierung der Forschungstätigkeit, den Druck der offiziellen Philosophie und Ideologie mit der intensiven antimaterialistischen Propaganda, sowie »die Verfemungsversuche gegenüber denen, welche die materialistische Dialektik studieren oder gar vertreten.«<sup>26</sup>

Harig verwies ebenfalls auf die von Lenin prognostizierte Annäherung an die Auffassungen des dialektischen Materialismus als der einzig richtigen Methode und Philosophie der Naturwissenschaften, die jedoch nicht schnurstracks sondern im Zickzack erfolge.<sup>27</sup> Eine Haltung der Philosophen, sich als Richter in naturwissenschaftlichen Fragen aufzuspielen, lehnte er ab. Er meinte, »mit der Feststellung, dass die moderne Naturwissenschaft im dialektischen Materialismus ihre philosophischen Grundsätze bereits vorfindet, ist keineswegs, wie man zunächst vermuten könnte, und wie es gelegentlich von den Naturwissenschaftlern befürchtet und von engstirnigen Dogmatikern praktiziert worden ist, eine Erneuerung des Herrschaftsanspruches der Philosophie über die Naturwissenschaft verbunden.«<sup>28</sup> Das begründete er mit dem damals üblichen Argument der Beziehungen von Philosophie und Naturwissenschaft als dem Verhältnis von Allgemeinem und Besonderem, die beide nicht ohne einander existieren können und sich gegenseitig ergänzen.

Damit wurde die Idee gepflegt, die Interpretation naturwissenschaftlicher Erkenntnisse sei dadurch zu leisten, dass die Vereinbarkeit spezieller Einsichten mit allgemeinen dialektisch-materialistischen Grundsätzen zu zeigen

24 Walter Hollitscher: Die Natur im Weltbild der Wissenschaft. Wien 1960. S. 123f.

25 Ebenda. S. 124.

26 Ebenda. S. 125.

27 Siehe Gerhard Harig: Der dialektische Materialismus und die moderne Naturwissenschaft. In: Naturwissenschaft und Philosophie. S. 17.

28 Ebenda. S. 21.

sei, um die Leninsche Prognose zu bestätigen. Das reichte mir und anderen jüngeren Wissenschaftsphilosophen aber nicht aus. Der Hinweis auf das Allgemeine hätte auch für die Mathematik gelten können, die allgemeine Strukturtheorien entwickelte. Damit war das Spezifische der Philosophie nicht erklärt. Sie beantwortet letzten Endes die für die Welterklärung und das Verhalten der Menschen wichtigen Sinnfragen. Die These von der Vereinbarkeit des Besonderen mit dem Allgemeinen war deshalb keineswegs als Beleg dafür anzusehen, dass der dialektische Materialismus die adäquate Philosophie der modernen Naturwissenschaft sei, die ihn sogar hervorbringe. Man konnte zwar diesen Aspekt philosophischer Arbeit berücksichtigen, doch fasste er das Verhältnis von Philosophie und Naturwissenschaften nicht in seinen wesentlichen Aspekten. Wenn Philosophie relevant für naturwissenschaftliche Arbeit sein wollte, dann ging es um ihre heuristische Funktion, wozu sie einen Prozess der Verallgemeinerung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und Hypothesen zu durchlaufen hatte, in dem die Verallgemeinerungsrichtung zwar auf die allgemeinen weltanschaulichen Fragen gerichtet war, wie die nach dem Ursprung und der dialektischen Entwicklung der Welt, nach der Quelle unseres Wissens, nach der Stellung des Menschen zur Natur und nach dem Sinn des Lebens, jedoch spielten dann präzisierte philosophische Aussagen und philosophische Hypothesen über den möglichen Beitrag der Naturwissenschaft zur Beantwortung philosophischer Fragen eine Rolle.<sup>29</sup>

Meine Analyse des philosophischen Verallgemeinerungsprozesses folgte meinen Studien zu Heisenberg. Nach der Buchveröffentlichung schrieb der »Spiegel« in einer Rezension, man sei seit 1908 der Leninschen Prophezeiung, dass Naturwissenschaft dialektischen Materialismus hervorbringe, nachgelaufen, »Jetzt, nach 58 Jahren, bekennt DDR-Philosoph Herbert HÖrz [...], dass man an ein Phantom geglaubt habe.«<sup>30</sup> Darum konnte es gar nicht gehen. Die Situation war jedoch komplizierter als angenommen wurde. Die Erklärung von der spontanen Dialektik war eine Hilfskonstruktion, denn bewusste Anwendung der materialistischen Dialektik setzte für viele philosophisch interessierte Wissenschaftler die Übernahme der Gesellschaftstheorie und der Vision einer sozialistischen Gesellschaft mit politischen Konsequenzen voraus, wozu sie nicht bereit waren. So bemerkte dann auch Heisenberg, nachdem er bestätigt hatte, dass ich seine Auffassung auch dort

29 Siehe Herbert HÖrz: *Marxistische Philosophie und Naturwissenschaften*. Berlin 1974 und Köln 1974. S. 169ff.

30 *Rebellion der Natur*. In: »Der Spiegel«. Hamburg. 1966. Nr. 50. S. 151.

richtig wiedergegeben habe, wo ich anderer Meinung war. »Daher betrifft die Entscheidung über die philosophische Sprache, die man verwendet, wohl auch immer in irgendeiner Form das Zusammenleben mit einer größeren menschlichen Gemeinschaft, der man sich zugehörig fühlt. So verstehe ich jedenfalls Ihre Entscheidung für die Sprache des dialektischen Materialismus und so verstehen Sie sicher auch, dass ich selbst eine Sprache bevorzuge, in der die Gewichte anders verteilt sind.«<sup>31</sup>

Den Ausweg sahen Harig und Hollitscher im gesetzmäßigen Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus, der eine stürmische Entwicklung der Wissenschaften und die bewusste Anwendung der materialistischen Dialektik für die Naturwissenschaftler mit sich bringe. Die Auffassung des Verhältnisses von Philosophie und Wissenschaft als einer Beziehung von Allgemeinem und Besonderem, wie sie Harig und andere<sup>32</sup> vertraten, war durch die Bindeglieder zwischen den allgemeinen philosophischen Aussagen und den speziellen Erkenntnissen zu ergänzen, die für Naturwissenschaftler in philosophischen Debatten meist wichtiger sind als die allgemeinen Aussagen. Statt den Zufall nur als Erscheinungsform der Notwendigkeit zu erfassen, statt die Bewegung nur als dialektischen Widerspruch von Kontinuität und Diskontinuität zu beschreiben, ging es um die Differenzierung der Zufälle in wesentliche und unwesentliche, konstruktive und destruktive, um die Bewegung als Einheit von Ruhepunkten und Übergängen, die in den Zenonschen Aporien und im Übergang des Differenzquotienten (Diskontinuität) zum Differentialquotienten (Kontinuität) eine Rolle spielten. Es ging also um die konkrete Analyse der dazu erreichten naturwissenschaftlichen Erkenntnisse und Hypothesen, um die Ausarbeitung präzisierter philosophischer Aussagen, mit denen das Wissen der Zeit zur Spezifizierung von philosophischen Kategorien genutzt werden kann, was philosophische Hypothesen etwa über die statistische Struktur der Gesetze ermöglichte. So waren die Überlegungen unserer Lehrer für Wissenschaftsphilosophie und -geschichte zwar Grundlage der Arbeiten ihrer Schüler, doch zugleich ging es darum, sie zu präzisieren und zu ergänzen. Das war auch in ihrem Sinne.

31 Brief von Werner Heisenberg an den Autor vom 29. August 1966 in: Werner Heisenberg und die Philosophie. S. 8f.

32 Ich kritisierte Georg Klaus dafür in einem Akademievortrag von 1967, wobei es vor allem um das Verhältnis von Philosophie und Kybernetik ging. – Siehe Herbert Hörz: Neue Aspekte im Verhältnis von Philosophie und Naturwissenschaften. Berlin 1968 (Sitzungsberichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Klasse für Philosophie, Geschichte, Staats-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften. Nr. 1).

Zweitens vertraten Harig und Hollitscher die Auffassung, dass der dialektische Materialismus keine abgeschlossene Theorie ist. Hollitscher formulierte knapp und treffend: »So ist auch der Marxismus stets ergänzungsbedürftig. Wäre er vollendet, so wäre er auch schon verendet.«<sup>33</sup> Harig erklärte; »Da das Allgemeine nur im Besonderen und im Einzelnen existiert, kann ein Philosoph nicht losgelöst von den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft arbeiten, ohne in unwissenschaftliche Spekulation zu verfallen, d. h. der dialektische Materialismus ist auf die Ergebnisse der Naturwissenschaft angewiesen und muss sie auswerten.«<sup>34</sup> Die Reflexion über die Art und Weise philosophischer Verallgemeinerung erfolgte jedoch ungenügend. Über weltanschauliche Fehlschlüsse wurde kaum nachgedacht. Das machte es schwer, Fehleinschätzungen »dialektischer Materialisten« zu Ergebnissen der Naturwissenschaften, wie der Relativitäts- und Quantentheorie, der Mesomerie, der Genetik etc. theoretisch zu erklären. Sie sollten jedoch überwunden werden. Harig setzte vor allem auf die enge Zusammenarbeit von marxistischen Philosophen und Naturwissenschaftlern, auf das gegenseitige Lernen.<sup>35</sup> Das von ihm mit organisierte Symposium von 1959 wie auch die wissenschaftshistorische Tagung von 1962 bot jungen Wissenschaftlern die Möglichkeit, über ihre Forschungen zu berichten. Deshalb sollten wir nicht nur den Ideengeber Harig, sondern auch den Wissenschaftsorganisator loben, der sich bewusst war, wie wichtig es für die Philosophie ist, interdisziplinäre Arbeit voranzutreiben. Er förderte dazu den Nachwuchs. So betonte er am Ende der Konferenz von 1962, es habe sich gezeigt, »dass in den vergangenen Jahren die Kräfte, die auf dem Gebiet der Geschichte der Naturwissenschaft und auf dem Gebiet der Philosophie der Naturwissenschaften arbeiten, gewachsen sind und wir in unserer Republik über junge Nachwuchskräfte verfügen, die sich fundiert und sorgfältig mit den auf unserer Tagung behandelten Fragen auseinandersetzen.«<sup>36</sup> Es war fast wie die Übergabe des Staffelstabs durch den Nestor der wissenschaftshistorischen Forschung in der DDR, der sich auch philosophischen Fragen der Naturwissenschaften widmete, an die nächste Generation, denn ihm blieben nur noch wenige Jahre für die wissenschaftliche Arbeit.

33 Walter Hollitscher: Marxismus – Ergänzungen und Entstellungen. In: Walter Hollitscher: Tierisches und Menschliches. Essays. Wien 1971. S. 353.

34 Harig: Der dialektische Materialismus und die moderne Naturwissenschaft. S. 22.

35 Siehe ebenda. S. 19.

36 Harig: Schlußwort. S. 343.

Hollitscher, der kein Institut leitete, ging den Weg, mit seinen enzyklopädischen Schriften auf neue wissenschaftliche Erkenntnisse mit philosophischer Relevanz aufmerksam zu machen. Schon in der Diskussionsveranstaltung zu seinen Vorlesungen von 1950 wies er trotz der an ihm geübten scharfen Kritik Vorwürfe gegenüber der Kybernetik zurück, denn er habe keine starken Gegenargumente gehört. Er meinte, »daß die von Wiener entwickelten Gedanken, seine Lehre, die er darlege, an sich nicht als eine mechanistische Auffassung bezeichnet werden könne.«<sup>37</sup>

Drittens verwiesen Harig und Hollitscher immer wieder auf die gesellschaftlich bedingte philosophische Auseinandersetzung um die Entwicklung der Naturwissenschaften. Beide zogen dafür auch historische Beispiele heran, werteten antimarxistische Diffamierungen als Hemmnis beim Übergang von der spontanen zur bewussten Dialektik und setzten auf die sozialistische Entwicklung. Dabei gab es Pauschalurteile. In der Kritik des Positivismus, Idealismus etc. wurde vor allem die reaktionäre Ideologie hervorgehoben und weniger das damit aufgeworfene wissenschaftstheoretische oder philosophische Problem behandelt, dessen Lösung jedoch viele Naturwissenschaftler interessierte. Manche nahmen die Logik der Forschung von Popper und seine Überlegungen zur Falsifizierung von Theorien als erkenntnistheoretische Grundlage ihrer Arbeit. Das war zu bedenken, wenn man Popper wegen antikommunistischer Ausfälle kritisierte. Heisenberg, obwohl nur teilweise Platonist, berief sich bei der Rolle der Mathematik auf Platons Ideenlehre. Die Kritik an seiner Haltung setzte voraus, eine bessere Erklärung für die Rolle der Mathematik zu geben, was von uns versucht wurde.<sup>38</sup> Das Aufgreifen von Ideen antimarxistischer Philosophen durch Naturwissenschaftler wurde durch die Väter der Wissenschaftsphilosophie in der DDR nicht selten pauschal verurteilt.

Die Implosion des »realsozialistischen Lagers« haben Harig und Hollitscher nicht mehr erlebt. Gestählt durch viele Kämpfe hätten sie jedoch die Ideale des Sozialismus weiter verteidigt und die Hoffnung auf eine zukünftige humane Gesellschaft nicht aufgegeben. Harig erklärte 1946: »Die neue

37 Hollitscher: Vorlesungen zur Dialektik der Natur. S. 416. – Siehe auch Herbert Hörz: Würdigung von Hollitschers Äußerungen zur Kybernetik. In: Herbert Hörz: Kybernetik als Philosophieersatz? Zwischen Euphorie und Verurteilung. Vortrag auf der Veranstaltung zum Berliner November 2001 der Gesellschaft für Kybernetik. (Im Druck.)

38 Siehe Herbert Hörz, Siegfried Paul (Hrsg.): Mathematisierung der Wissenschaften. Beiträge zu ihrer weltanschaulichen, erkenntnistheoretischen und methodologischen Problematik. Hrsg. von Herbert Hörz und Siegfried Paul. Berlin 1989. S. 5 ff.

Physik ist noch nicht vorhanden, aber es ist nicht daran zu zweifeln, daß eine neue Gesellschaft auch neue Wege zur begrifflichen Bewältigung der Natur finden wird. Die neue Physik wird entstehen, sobald das neue gesellschaftliche Sein so weit fortgeschritten ist, daß es auch das Bewußtsein der Physiker neu bestimmt.«<sup>39</sup> Sieht man von der engen Bindung des Fortschritts der Wissenschaft an die gesellschaftliche Entwicklung ab, die so nicht nachzuweisen ist, so bleibt doch der Grundgedanke einer fördernden Rolle für die Wissenschaft durch die neue Gesellschaft. Karl Marx schrieb in seinem ersten Entwurf zum »Bürgerkrieg in Frankreich« 1871, als er sich mit der Rolle des kämpfenden Proletariats in Frankreich für die anderen Schichten befasste, »die nicht von fremder Arbeit leben«, die Mittelklasse spüre, »daß nur die Arbeiterklasse sie von der Pfaffenherrschaft befreien, die Wissenschaft aus einem Werkzeug der Klassenherrschaft in eine Kraft des Volkes verwandeln, die Männer der Wissenschaft selbst aus Kupplern des Klassenvorurteils, stellenjagenden Staatsparasiten und Bundesgenossen des Kapitals in freie Vertreter des Geistes verwandeln kann! Die Wissenschaft kann nur in der Republik der Arbeit ihre wahre Rolle spielen.«<sup>40</sup> Davon waren auch Hollitscher und Harig überzeugt.

Viertens durchzieht die Arbeiten beider der Entwicklungsgedanke. Hollitscher erklärte: »Im Entscheidenden ist der dialektische Materialismus eine Entwicklungsphilosophie, die das Gewordene aus dem Werden, das gegenwärtige aus dem Vergangenen, das Künftige aus dem Gegenwärtigen verständlich zu machen sucht: in Natur wie Gesellschaft.«<sup>41</sup> Entwicklung ist der Grundgedanke, der sein Werk zur Natur im Weltbild der Wissenschaften durchzieht, wenn er von der Entwicklung der Naturauffassungen zur bewegten Materie übergeht, um dann die kosmische und biologische Entwicklung zu behandeln und die Menschwerdung mit der Bewusstseinsentwicklung zu untersuchen.<sup>42</sup> Für Harig ist das in der Bemerkung enthalten, wenn er mit Engels davon spricht, dass es »in der Natur letzten Endes dialektisch hergeht.«<sup>43</sup> Beide haben keine philosophische Entwicklungstheorie

39 Gerhard Harig: Weltanschauung und moderne Physik. Planck und die Quantentheorie. Vortrag bei der Abteilung Kultur und Erziehung der SED, Leipzig 1946. In: Ausgewählte philosophische Schriften. S. 95.

40 Karl Marx: Erster Entwurf zum »Bürgerkrieg in Frankreich«. In: Karl Marx, Friedrich Engels: Werke. Bd. 17. Berlin 1962. S. 554.

41 Walter Hollitscher: Philosophie und Naturwissenschaften. In: Tierisches und Menschliches. S. 237.

42 Siehe Hollitscher: Die Natur im Weltbild der Wissenschaft.

43 Harig: Der dialektische Materialismus und die moderne Naturwissenschaft. S. 16.

ausgearbeitet, sondern sich auf Marx, Engels und Lenin berufen, die Rolle Darwins gewürdigt und konkrete Entwicklungen in Geschichte und Gegenwart mit dem Instrumentarium der dialektischen Widerspruchsanalyse untersucht. Auch in diesem Punkt war von uns weiterzugehen, weil Entwicklung in ihren zyklischen Phasen zwar eine Tendenz zur Entstehung höherer Qualitäten, gemessen an Entwicklungskriterien, enthält, doch zugleich mit anderen und neuen Qualitäten Phasen der Stagnation, der Regression und der Ausbildung aller Elemente einer Entwicklungsphase enthält, wobei Möglichkeitsfelder der weiteren Entwicklung stehen.<sup>44</sup> Betrachtet man die Theorien der Selbstorganisation, dann ist durch die Betonung der Entwicklungstheorie bei den Klassikern und der Vätergeneration marxistischer Wissenschaftshistoriker und -philosophen in der DDR und durch die weitere Ausarbeitung der dialektischen Entwicklungstheorie bei den Schülerinnen und Schülern in der nächsten Generation eine Grundlage für das dialektische Verständnis der Selbstorganisation<sup>45</sup> geschaffen, das von marxistischen Enkeln aufzugreifen wäre. Damit könnten Erklärungen für die Phänomene gesucht und gefunden werden, die den Evolutionsspielraum sozialer Systeme, ihr Entstehen und Vergehen betreffen. Im Sinne von Hollitscher und Harig wäre dabei Entwicklung für Natur und Gesellschaft übergreifend zu verstehen.

Fünftens soll als gemeinsame Haltung die enge Beziehung zwischen Wissenschaftsgeschichte und -philosophie hervorgehoben werden, die beide von unterschiedlicher Warte her betrachteten. Harig sah aktuelle Probleme in historischer Sicht. Hollitscher nahm die Geschichte als Vehikel, um aktuelle Tendenzen besser zu verstehen. Beide folgten damit dem Engelsschen Gedanken, der die Einheit von Logischem und Historischem in seiner Rezension zur Kritik der Politischen Ökonomie von Marx hervorhob.<sup>46</sup> Das führt uns zu der Frage nach der Rolle der Wissenschaftsgeschichte mit der historischen Betrachtung von Ereignissen und Personen für die Wissenschaftsphilosophie als logischer Darstellung.

44 Siehe Herbert Hörz, Karl-Friedrich Wessel: Philosophische Entwicklungstheorie. Weltanschauliche, erkenntnistheoretische und methodologische Probleme der Naturwissenschaften. Berlin 1983. S. 110ff. (Philosophische Probleme der Wissenschaften).

45 Siehe Hörz: Selbstorganisation sozialer Systeme. S. 48ff.

46 Siehe Friedrich Engels: [Rezension zu] Karl Marx, »Zur Kritik der Politischen Ökonomie«. In: Karl Marx, Friedrich Engels: Werke. Bd. 13. Berlin 1961. S. 474ff.

*IV Logisches, Historisches  
und die Symmetrie der Wissenschaftsgeschichte*

Nach der Meinung von Engels konnte die Kritik der Ökonomie selbst nach dem Gewinn der dialektischen Methode immer noch historisch oder logisch erfolgen. Auch in der Geschichte und ihrer literarischen Abspiegelung gehe die Entwicklung von den einfachsten zu den kompliziertesten Verhältnissen fort, wodurch ein natürlicher Leitfaden zum Verständnis der Prozesse entstehe, bei dem die ökonomischen Kategorien in derselben Reihenfolge wie in der logischen Entwicklung erschienen. »Diese Form hat scheinbar den Vorzug größerer Klarheit, da ja die *wirkliche* Entwicklung verfolgt wird, in der Tat aber würde sie dadurch höchstens populärer werden. Die Geschichte geht oft sprunghaft und im Zickzack und müsste hierbei überall verfolgt werden, wodurch nicht nur viel Material von geringer Wichtigkeit aufgenommen, sondern auch der Gedankengang oft unterbrochen werden müsste; zudem ließe sich die Geschichte der Ökonomie nicht schreiben ohne die der bürgerlichen Gesellschaft, und damit würde die Arbeit unendlich, da alle Vorarbeiten fehlen. Die logische Behandlungsweise war also allein am Platz. Diese aber ist in der Tat nichts anderes als die historische, nur entkleidet der historischen Form und der störenden Zufälligkeiten.«<sup>47</sup>

Die logische Methode hat nach Engels von den einfachsten Verhältnissen auszugehen, die faktisch, historisch, vorliegen, weil der Gedankengang mit dem anfangen müsse, womit die Geschichte anfangen. Dann seien die Widersprüche in ihrer Entstehung und Entwicklung sowie deren praktische Lösungen zu untersuchen. Daraus ergebe sich ein abstraktes und theoretisch konsequentes konkretes Spiegelbild des historischen Verlaufs, das nach Gesetzen korrigiert sei, die sich aus dem geschichtlichen Verlauf ableiten lassen. Engels begründete den Vorrang, den Marx der logischen Methode bei seiner Kritik der Ökonomie gab, durch die Hervorhebung wesentlicher Seiten und durch fehlendes Material. Theorien, das gilt auch für die Wissenschaftsphilosophie, sind nicht selten die Decke über historischen Lücken, die es jedoch im Interesse der Erkenntnis zu lüften gilt, um Einseitigkeiten zurückzuweisen. Engels vertraute auf die Gesetzeserkenntnis, die sich aus dem historischen Material ergibt. Doch sind in der Wissenschaftsphilosophie nicht selten allgemeine Prinzipien an die Stelle historischer Untersuchungen

47 Ebenda. S. 475.

getreten, wenn wir etwa an die romantische Naturphilosophie denken, die der Begründung der »organischen Physik« entgegenstand.<sup>48</sup>

Die Dialektik von Logischem und Historischem im Verhältnis von Geschichte und Philosophie der Naturwissenschaften hat mich schon lange beschäftigt.<sup>49</sup> Logisches sollte abgeschlossene Theorien oder solche nicht-abgeschlossenen Theorien umfassen, die wesentliche Experimente erklären. Unter Historischem war die Entstehung dieser Theorien mit ihren Determinanten, philosophischen Deutungen, Irrtümern, Teilergebnissen, verworfenen und bestätigten Hypothesen etc. zu verstehen. Später schien mir die These von der Entsubjektivierung der Theorie den historischen Prozess dadurch zum Ausdruck zu bringen, dass der Schöpfer einer Idee, der Entdecker eines Gesetzes, der Erfinder eines Artefakts zuerst durch kulturelle Determinanten stark beeinflusst wurde. Durch Ausarbeitung, Begründung, empirische Fundierung und praktische Tests zeigt sich jedoch immer mehr der eigentliche Erkenntniswert. Die erste Fassung wird korrigiert, präzisiert und ausgebaut, bis die Erkenntnis unabhängig vom Schöpfer, dem die Priorität zukommt, dem Weltfundus der Wissenschaften angehört und allgemein als Prinzip vermittelt werden kann. Wissenschaft als spezifische Form der rationalen Aneignung der Wirklichkeit unterscheidet sich von Kunst, die sich die Wirklichkeit ästhetisch aneignet. Bei kreativen Ahnungen über neue Strukturen und Mechanismen der Wirklichkeit und des Denkens sind beide gleich. Dann orientiert sich die Kunst jedoch auf die Veranschaulichung des Typischen und die Individualisierung des Wesentlichen, während die Wissenschaft im Anschaulichen das Gesetz sucht und das Wesentliche in Begriffen zusammenfasst.

In der Tradition von Harig und Hollitscher ging es in der DDR um die Erweiterung und Vertiefung philosophischer Debatten durch die Ausarbeitung philosophischer und historischer Probleme spezieller Bereiche. Dazu wurden philosophische Fragen der Physik, der Chemie, der Biologie, der Technikwissenschaften, der Mathematik und Kybernetik untersucht.<sup>50</sup> Wer die wissenschaftsphilosophischen und -historischen Leistungen der Schüler

48 Siehe Herbert Hörz: *Physiologie und Kultur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Briefe an Hermann von Helmholtz*. Unter Mitarbeit von Marie-Luise Körner. Marburg an der Lahn 1994. S. 165 ff.

49 Siehe Herbert Hörz: *Materiestruktur. Dialektischer Materialismus und Elementarteilchenphysik*. Berlin 1971. S. 15 ff.

50 Siehe *Philosophische Fragen der Wissenschaftsentwicklung. Probleme und Problemstudien*. Berlin 1977.

missachtet, trifft damit auch die Lehrer. Zur Aufarbeitung der Geschichte gehört Akribie. Sorgfältige Studien zeigen, dass nicht selten das Rad neu erfunden wird. Problematisch wird es, wenn Arbeiten ignoriert werden, weil der vorherrschende Zeitgeist dialektisch-materialistische Philosophie ausschließen will, was nicht selten der Fall ist. Ein Beispiel soll das zeigen.

Peter Janich, der durch die Teilnahme an den Deutschlandsberger Kolloquien in den 1980er Jahren umfangreich über die Arbeiten zur Wissenschaftsphilosophie in der DDR informiert ist, meinte 1994: »Man wird weder philosophierenden Chemikern noch Philosophen, die sich der einen oder anderen Spezialüberlegung der Chemie gewidmet haben, Unrecht tun mit der Behauptung, daß es eine ›Philosophie der Chemie‹ derzeit nicht gibt.«<sup>51</sup> Eine Philosophie der Chemie zu konstituieren verlangt Spezialwissen über das Forschungsobjekt, ein dafür geeignetes methodisches Instrumentarium, eine spezifische Sprache und Wissenschaftler, die das Wissen und die Methodik anwenden und erweitern. Institutionalisierung des Gebietes an einer Hochschule schlosse die Etablierung ab. Eine solche etablierte Disziplin »Philosophie der Chemie« gibt es zwar nicht, doch wären die Ergebnisse auf diesem Gebiet, die in der DDR erreicht wurden, aus Gründen wissenschaftshistorischer Exaktheit erwähnenswert gewesen.<sup>52</sup> Für Diplom- und Lehrstudenten der Chemie in der DDR gab es das obligatorische Fach »Philosophie und Geschichte der Chemie«. Dazu wurden viele Materialien erarbeitet. Hinzu kamen spezifische Publikationen, wie etwa zur Herausbildung der Quantenchemie im Blickfeld philosophischer Analyse.<sup>53</sup> 1982 wurden Grundlagen für die Ausbildung von Diplomlehrern im Fach Chemie veröffentlicht.<sup>54</sup> Das für Hochschulen und Universitäten anerkannte Lehrbuch

51 Philosophische Perspektiven der Chemie. Beiträge zum 1. Erlenmeyer-Kolloquium der Philosophie der Chemie. Hrsg. von Peter Janich. Unter Mitarbeit von Nikolaos Psarros. Mannheim [u. a.] 1994. S. 1.

52 Die Missachtung der Leistungen von Wissenschaftsphilosophen der DDR veranlasste mich in meinem Vortrag zu Philosophie und Chemie im renommierten Chemischen Institut Dr. Flad (Stuttgart) vor etwa 200 Mitarbeitern und Studenten die Ergebnisse der Arbeiten kurz zu nennen, was in der Diskussion einen Studenten zur Bemerkung veranlasste, die Chemiestudenten der DDR könnten froh sein, so umfangreich über Geschichte und Philosophie ihres Fachs informiert worden zu sein. – Siehe Herbert Hörz: Philosophische Aspekte der Chemie. In: Stuttgarter Chemietage. Stuttgart. Jg. 13. 1995. S. 5f.

53 Siehe Klaus Buttke: Widersprüche der Entwicklung – Entwicklung der Widersprüche. Die Herausbildung der Quantenchemie im Blickfeld philosophischer Analyse. Berlin 1988 (Philosophische Probleme der Wissenschaften).

54 Siehe Rüdiger Simon, Uwe Niedersen, Gustel Kertscher: Philosophische Probleme der

»Philosophie und Naturwissenschaften«<sup>55</sup> enthielt erkenntnistheoretische Probleme der Chemie. Trotz kritischer Wertung der Arbeiten ist festzuhalten, dass auf der Grundlage materialistisch-dialektischer Positionen interessante historische, systematische, methodologische und erkenntnistheoretische Aspekte der Chemie behandelt wurden. Doch wer neben seiner philosophischen Richtung, egal welchem »Ismus« sie angehört, keine anderen anerkennt, ignoriert derartige Bücher. Wenn wir mit den Ausführungen auf diesem Kolloquium kritisch-konstruktiv die Leistungen von Harig und Hollitscher betrachten, dann ist das Teil der soliden historischen Aufarbeitung der Wissenschaftsphilosophie in der DDR, was der derzeitigen Logik etablierter Philosophen und ihren destruktiven Helfer nicht entspricht.

Das widerspricht selbst dem viel diskutierten Symmetrieprinzip, das eine symmetrische Beschreibung der Geschichte fordert. Bruno Latour bemerkt mit Hinweis auf die Arbeiten von David Bloor<sup>56</sup>: »Das Symmetrieprinzip hatte von den Wissenschaftshistorikern verlangt, in die Entdeckungsberichte Gerechtigkeit hineinzubringen, indem die Wissenschaftler, die unrecht hatten, mit der gleichen Elle gemessen wurden wie jene, die recht hatten.«<sup>57</sup> Es richtete sich unter anderem gegen die Unterscheidung zwischen »überholter« und »sanktionierter« Wissenschaft. Latour meint nun, dieses »eingeschränkte Symmetrieprinzip gibt Siegern und Besiegten (die man früher als rational und irrational bezeichnet hatte) nur dadurch die gleichen Chancen, dass es den beiden Protagonisten den Zugang zu den Phänomenen selbst untersagt, auch wenn diese darin ihre eigene Daseinsberechtigung sehen.«<sup>58</sup> Das ist für ihn eine heroische Enthaltensamkeit, die es zu überwinden gilt. Das Symmetrieprinzip sei nun zu verallgemeinern, indem alle Gruppen ihre natürliche und gesellschaftliche Realität konstruieren. »Der Entdecker produziert nicht nur, was er ist, sondern auch die Welt, in der er seinen Platz hat, wie auch die zahlreichen sozialen, praktischen und historischen Kausalitäten, die kompatibel sind mit der neuen Art von Phänomenen, mit denen er

Chemie. Mit 15 Abb. und 6 Tabellen. Berlin 1982 (Studienbücherei. Chemie für Lehrer. Bd. 18).

55 Siehe Philosophie und Naturwissenschaften. Wörterbuch zu den philosophischen Fragen der Naturwissenschaften. Hrsg. von Herbert Hörz und Karl-Friedrich Wessel. Berlin 1978. S. 115 ff., 136 ff. und 187 ff.

56 Siehe David Bloor: Knowledge and social imagery. 2nd ed. Chicago 1991.

57 Bruno Latour: Haben auch Objekte eine Geschichte? Ein Zusammentreffen von Pasteur und Whitehead im Milchsäurebad. In: Ansichten der Wissenschaftsgeschichte. Hrsg. von Michael Hagner. Frankfurt am Main 2001. S. 273.

58 Ebenda.

das Kollektiv bevölkert.«<sup>59</sup> Auch die Objekte haben eine Geschichte, die zu beachten ist. Am Beispiel von Pasteurs Entdeckung des Ferments der Milchsäure zeigt Latour die Konsequenzen seiner Auffassung. »Das Nachhelfen Pasteurs wurde vom Ferment als historische Chance ergriffen, um sich zu manifestieren und damit einen ganz anderen Weg einzuschlagen. Pasteur denkt, das Ferment lenkt. Das Ferment denkt, Pasteur lenkt.«<sup>60</sup> Daraus ergeben sich Fragen: Welche Strömungen werden untersucht? Welche Rolle spielt der Symmetriegedanke?

Harig bemühte sich um die fortschrittlichen Traditionen der Naturwissenschaft, wobei er besonders den Materialismus und die Dialektik hervorhob. Damit sollte die Missachtung solcher Strömungen in der Wissenschaftsentwicklung korrigiert werden, was auch schon dem Symmetrieprinzip entsprach, wenn es um die symmetrische Betrachtung von Idealismus und Materialismus ging. Der Hinweis auf die fortschrittliche Tradition musste jedoch dann wieder dem eingeschränkten Symmetrieprinzip Tribut zollen, wenn Harig meinte, man dürfe Probleme einzelner Forscher nicht bagatellisieren und negative Erscheinungen nicht vertuschen.<sup>61</sup> Doch wurde die Wissenschaftsgeschichte und -philosophie durch Harig und Hollitscher wesentlich als Siegesgeschichte behandelt, wie es viele von uns auch taten. Nimmt man die Überlegungen aus dem dialektischen Determinismus zu den Möglichkeitsfeldern und zum Zufall ernst, dann ist Wissenschaftsgeschichte nicht nur historische Grundlage der Logik von Wissenschaftsphilosophie, sondern zugleich die Erforschung nicht abgeschlossener Zyklen, die sich weiter entwickeln, neue Möglichkeitsfelder durch konstruktive Zufälle bilden. Es wäre interessant, die Wissenschaftsgeschichte in ihrem Verhältnis von Theorie und Praxis über die Herausbildung wissenschaftlicher Eliten bis zur Demokratisierung des Wissens, die Entwicklung der Individualität und Kreativität unter bestimmten sozialen Bedingungen bis zur möglichen Auflösung ihrer gesellschaftlichen Schranken, die Emanzipation der Frauen in der Wissenschaft und andere noch lange nicht abgeschlossene Zyklen zu untersuchen. Insofern ist das Symmetrieprinzip nicht nur auf Sieger und Besiegte, auf Subjekte und Objekte, auf Natur und Gesellschaft, auf Ost und West anzuwenden, sondern auch auf Vergangenheit und Zukunft. Geschichte wird zur Zukunftstheorie, wenn sie Zyklen untersucht und Prognosen über die weitere Entwicklung wagt.

59 Ebenda. S. 274.

60 Ebenda. S. 287.

61 Siehe Harig: Schlußwort. S. 344.

*V Zur philosophischen Deutung  
der Heisenbergschen Unbestimmtheitsrelationen*

Die von Werner Heisenberg 1927 aufgestellten Unbestimmtheitsrelationen, nach denen wir nicht in der Lage sind, Ort und Impuls eines Teilchens gleichzeitig exakt zu messen, führten zu weiteren philosophischen Auseinandersetzungen um die Quantenmechanik. Sie betrafen vor allem die Auffassungen zum Determinismus. Vorher galt die Auffassung von Laplace, nach der der gegenwärtige Zustand des Weltalls als Wirkung des früheren und als Ursache des folgenden zu betrachten sei. »Eine Intelligenz, der in einem gegebenen Zeitpunkt alle in der Natur wirkenden Kräfte bekannt wären und ebenso die entsprechenden Lagen aller Dinge, aus denen die Welt besteht, könnte, wenn sie umfassend genug wäre, alle diese Daten der Analyse zu unterwerfen, in einer und derselben Formel die Bewegungen der größten Körper des Weltalls und die der leichtesten Atome zusammenfassen; nichts wäre für sie ungewiss, und die Zukunft wie die Gegenwart wäre ihren Augen gegenwärtig.«<sup>62</sup> Der Laplacesche Dämon ist in der Lage, die Welt in ihrer Kausalstruktur zu durchschauen, wenn er Orte und Impulse aller Teilchen genau kennt. Das war nach den Unbestimmtheitsrelationen nicht möglich. Die philosophischen Reaktionen reichten vom Indeterminismus mit der Leugnung der Kausalität über die Einschränkung der Kausalität durch Zufälle bis zur Suche nach deterministischen Modellen, wie sie Einstein bevorzugte, der meinte, dass Gott nicht würfle, wie er in einem Brief an Max Born schrieb.<sup>63</sup>

Es war gewissermaßen ein Prüfstein für Wissenschaftsphilosophen in den 1930er Jahren und nach 1945, als die philosophischen Diskussionen nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufgenommen wurden, wie man zu den neuen Erkenntnissen der Physik stand. Harig hatte sich in dem 1934 veröffentlichten Beitrag »Lenin und die moderne Physik« mit dem Problem auseinandergesetzt. Er meinte, »daß die theoretische Physik zu einer Art physikalischer Erkenntnistheorie geworden ist.«<sup>64</sup> Das Heisenbergsche Beobachtbarkeitsprinzip, nach dem nur Beziehungen zwischen prinzipiell

62 Pierre Simon de Laplace: Philosophischer Versuch über die Wahrscheinlichkeit. Hrsg. von Richard von Mises. Leipzig 1932. S. 1f. (Ostwald's Klassiker der exakten Wissenschaften. Nr. 233).

63 Siehe Max Born: Physik im Wandel meiner Zeit. Braunschweig 1958. S. 228.

64 Gerhard Harig: Lenin und die moderne Physik. In: Ausgewählte philosophische Schriften. S. 19.

beobachtbaren Größen in der Quantenmechanik eine Rolle spielen, interpretierte Harig in der Sprache des »naiven Realismus« als die Forderung, »daß allein die Erfahrung zur Grundlage der Theorie gemacht werden darf.«<sup>65</sup> Zu den möglichen agnostischen Folgerungen aus den Unbestimmtheitsrelationen, nach denen wir prinzipielle Erkenntnisstrahlen zu berücksichtigen haben, bemerkte Harig, damit würde die Physik zu ihrem eigenen Gegner. Er deutete die Lage so, dass Begriffe durch vertiefte Erkenntnis vorher nicht vermutete Grenzen aufweisen können, denn sie sind Abstraktionen. Bei der Anwendung auf Erscheinungen, bei denen sie versagen, müssen Paradoxien auftreten. Seine Konsequenz ist: »Die tiefere Ursache für die Unbestimmtheitsrelationen ist also darin zu suchen, daß wir die Naturerscheinungen mit unzureichenden und zu engen Begriffen zu erklären versuchen.«<sup>66</sup> Er nahm sie als eine reale Tatsache und verwies auf die wechselseitige Abhängigkeit von Ort und Impuls als dialektische Gegensätze zwischen kanonisch konjugierten Parametern und forderte auf, diesen Zusammenhang exakt zu erforschen.<sup>67</sup> 1959 meinte er, »nicht die Deutung der Heisenbergschen Unbestimmtheitsrelationen als Indetermination des Subatomaren, sondern als Ausdruck des Zusammenhangs zwischen Makrophysik und Mikrophysik bringt Klarheit.«<sup>68</sup>

Hollitscher vertrat eine andere Auffassung. In seinen Vorlesungen zur Naturdialektik von 1949/1950 bekennt er, »daß ich angesichts der Unabgeschlossenheit der Quantentheorie keinen triftigen Grund dafür sehe, die These von der ›prinzipiell nicht eindeutig kausalen Ordnung‹ der Quantenvorgänge zu akzeptieren, ja, daß mir viele Gründe bekannt sind, die allen Anlaß zur Skepsis gegenüber dieser Behauptung geben.«<sup>69</sup> Er berief sich dabei auf Einstein, der die Quantenmechanik als unabgeschlossene Theorie sah und auf eine direkte (kausale) Beschreibung der Wirklichkeit wartete. Hollitscher sprach von »Quantenmystik«<sup>70</sup> als Neuauflage des philosophischen Subjektivismus und Irrationalismus. Später bemerkte er zu Heisenberg, er habe seine Entdeckung zur positivistischen »Unbestimmtheitsphilosophie« aufgebläht, denn in »ihr wird der unvollständige Zustand unseres gegenwärtigen Wissens zum Prinzip erhoben und verabsolutiert.«<sup>71</sup> Mit

65 Ebenda. S. 44.

66 Ebenda. S. 49.

67 Siehe ebenda. S. 58.

68 Harig: Der dialektische Materialismus und die moderne Naturwissenschaft. S. 101.

69 Hollitscher: Vorlesungen zur Dialektik der Natur. S. 46.

70 Ebenda. S. 164.

71 Hollitscher: Die Natur im Weltbild der Wissenschaft. S. 179.

Hinweis auf die Arbeiten von David Bohm und Jean-Pierre Vigié meinte Hollitscher: »Die grundsätzliche Möglichkeit einer prinzipiell deterministischen Theorie der Quantenvorgänge wurde gezeigt.«<sup>72</sup>

Während Harig die Aufgabe stellte, den dialektischen Zusammenhang zwischen den kanonisch konjugierten Variablen philosophisch genauer zu analysieren, was mehr meinem Anliegen entsprach, vertraute Hollitscher auf die deterministische Entwicklung der Physik. Es waren jedoch diese deterministischen Theorien, die meines Erachtens zwei prinzipielle Mängel aus der Sicht materialistischer Dialektiker aufwiesen. Erstens ergänzten sie die Quantenmechanik durch die Existenz verborgener Parameter, die nicht nachweisbar waren und auch zu keinen neuen Erkenntnissen führten. Sie befriedigten nur die Auffassung von einer durchgängig deterministischen Welt im Sinne von Laplace. Zweitens hemmten sie die von Harig und anderen geforderte philosophische Analyse der dialektischen Beziehungen durch nicht nachweisbare Parameter. In dieser Richtung orientierte ich mich stärker an Harig, denn an Hollitscher. Obwohl ich die Arbeit von Harig von 1934 erst später kennen lernte, spürte ich doch die Unterstützung meiner Ideen. Meinen Heisenberg-Vortrag von 1962 hatte er im Schlusswort der Tagung, neben anderen, positiv erwähnt<sup>73</sup>, was für einen jungen Wissenschaftler doch sehr ermutigend wirken kann. Außerdem unterstützte er die Publikation meines Heisenberg-Buches.

Die Überlegungen zur philosophischen Deutung der Quantentheorie im Sinne von Harig, der eine exakte Analyse dialektischer Beziehungen zwischen den Bewegungsgrößen gefordert hatte, führten mich zum dialektischen Determinismus<sup>74</sup> mit der Differenzierung von Gesetz, Bedingungen und Kausalität, sowie zu den Formen des Zufalls und weiter zur statistischen Gesetzeskonzeption<sup>75</sup>, in der die Struktur der Gesetze im Zusammenhang von System und Elementen untersucht wird, wobei der theoretische Zusammenhang zwischen notwendig und zufällig sich verwirklichenden Möglichkeiten aus einem Möglichkeitsfeld mit stochastischen Verteilungen und probabilen Übergängen betrachtet wird. Der Gedanke von Harig, die Beziehungen von Mikro- und Makrophysik zu betrachten, ist damit generell erweitert, da

72 Ebenda. S. 182.

73 Siehe Harig: Schlußwort. S. 344.

74 Siehe Herbert Hörz: Der dialektische Determinismus in Natur und Gesellschaft. Berlin 1962 (Taschenbuchreihe Unser Weltbild. Bd. 34).

75 Siehe Herbert Hörz: Zufall. Eine philosophische Untersuchung. Berlin 1980. S. 86 ff.

System- und Elementbeziehungen mit möglichen Subsystemen Grundlage für das Verständnis der unterschiedlichen Struktur- und Entwicklungsniveaus und deren Transformationen ineinander sind. Außerdem untersuchte ich die dialektischen Beziehungen der kanonisch konjugierten Variablen in den verschiedenen Bewegungsauffassungen, um die Einheit von diskontinuierlichen Ruhepunkten und kontinuierlichen Übergängen, von Wellen als den Wirkungsmöglichkeiten und Korpuskeln als Realisierungen von Möglichkeiten aus dem gesetzmäßig bestimmten Möglichkeitsfeld zu erkennen.<sup>76</sup> In diesem Sinne baute ich mehr auf den Ideen von Harig, denn auf den Ideen von Hollitscher auf, die mir in der Philosophie der Physik wenig hilfreich waren.

#### *VI Fazit: Zum Verhältnis von Wissenschaftsgeschichte und -philosophie*

Worin besteht der Zusammenhang zwischen Wissenschaftsgeschichte und -philosophie? Wir können mit Engels die Wissenschaftsphilosophie als Wissenschaftsgeschichte, nur entkleidet der historischen Form und der störenden Zufälligkeiten betrachten. Doch das ist sicher zu wenig. Wissenschaftsgeschichte leistet mehr. Sie untersucht die Entwicklung von Ideen, Institutionen, Personen und Welterklärungen. Lernen aus der Vergangenheit ist dabei in verschiedenem Maße möglich. Es geht um die Besessenheit von der Wahrheitssuche, um die Determinanten der Theorienentwicklung, um das Durchsetzungsvermögen von Gelehrten, um ihre Mäzene und um die Irrungen und Wirrungen der Theoriensuche ebenso, wie um die Einordnung der Gedanken in Weltbilder, um die Intrigen und Verleumdungen, die im wissenschaftlichen Leben keine geringe Rolle spielen, jedoch eben auch um die Heuristik der Ideen bestimmter Gelehrter. So erhalten wir durch die Wissenschaftsgeschichte Erklärungen für die Entstehung gegenwärtigen Wissens. Sie liefert Rechtfertigungen für gegenwärtiges und vergangenes Handeln, gibt manchen Einrichtungen die höhere Weihe, warnt vor Fehlern, wenn man aus ihr lernen will und ist einfach interessant. Es bereitet geistigen Genuss, Erfolge und Niederlagen zu verfolgen. Damit ist Wissenschaftsgeschichte mehr als nur die Grundlage für die Wissenschaftsphilosophie, mehr als nur unwesentliche Ergänzung der Theorie durch störende Zufälligkeiten. Sie erfüllt als Historiographie mit ihrer Detailforschung und ihrer Gesamtsicht über die wirkliche Geschichte der Wissenschaften

76 Siehe Herbert Hörz: *Atome, Kausalität, Quantensprünge*. Berlin 1964. S. 59ff.

spezifische wissenschaftliche Forschungsaufgaben. Wir können nur aus der Vergangenheit lernen, wenn wir sie exakt beschreiben und erklären. Studium und Edition von Archivalien, von Harig berechtigt gefordert, sind kein Selbstzweck, sondern wichtiges Material wissenschaftsphilosophischer Analysen. Wissenschaftler haben ein wissenschaftliches, kulturelles und soziales Umfeld. Aus ihm heraus sind viele Leistungen erst zu verstehen, wobei die innere Logik des Entdeckens und Erfindens zu beachten ist, um keine oberflächliche Rückführung von Ideen auf den Zeitgeist zuzulassen. Unabhängig vom konkreten Kontext von Gedanken und Einsichten können sie heuristisch genutzt werden, um aktuelle Probleme zu lösen. Das macht Studien zur Wissenschaftsgeschichte zur Heuristik für gegenwärtige Wissenschaft und fordert Visionen für die Zukunftsgestaltung heraus, wie beim Symmetrieprinzip schon anzumerken war.

Der innere Zusammenhang von Philosophie und Geschichte der Wissenschaften umfasst verschiedene Aspekte. Erstens sind nicht alle theoretischen Ansätze und ihre philosophische Relevanz in der Geschichte präformiert vorzufinden. Heisenberg sah zwar in der Theorie der Elementarteilchen eine Rückkehr zu den Ideen von Plato und zu den Pythagoreern, was im Sinne der dialektischen Negation der Negation als scheinbare Rückkehr zum Alten angesehen werden kann. Zugleich zeigte sich das Neue in der Theorie durch die neuartige mathematische Erfassung nun erkannter wirklicher Strukturen. Zweitens geht in der Theorienbildung oft das reichhaltige Gedankengut, das in der Vorbereitung vorhanden war und debattiert wurde, verloren. Insofern ist in der Geschichte der Wissenschaften nicht nur nach Vorläufern moderner Ideen zu suchen, es sind auch die vergessenen Hypothesen auf ihre gegenwärtige Tragweite zu prüfen. Drittens sind Ideen zwar konkret-historisch geprägt, verlieren jedoch ihre Anziehungskraft nicht. Welträtsel sind immer wieder neu zu lösen, denn grundlegende Beziehungen, wie die zwischen Gesetz und Zufall, Kontinuität und Diskontinuität, Bewegung als Einheit von Ruhepunkten und Übergängen, werden in bestimmten Aspekten detailliert erkannt, bleiben jedoch als Ganzes weiterhin rätselhaft. Es ist wichtig, ihre Interpretation bei hervorragenden Denkern in der Geschichte zu untersuchen. Viertens wird erst das ausreichende empirische Material, dessen Analyse Regularität und Gesetze erkennen lässt, zeigen, was wirklich geniale Vorausschau war. Der Erkenntniswert bestimmter Ideen ist dann *post festum* für einen bestimmten Bereich festgestellt. Was er für andere Erkenntnisobjekte leistet, ist neu zu prüfen.

Gerhard Harig und Walter Hollitscher gehörten der Vätergeneration der Wissenschaftsphilosophen und -historiker in der DDR an, deren geistige

Kinder wir waren, ehe wir mit eigenen Arbeiten schöpferisch ihre Anregungen aufgriffen oder verwarfen. Hoffen wir, dass die Enkel die Leistungen ihrer Altvorderen nicht einfach vergessen. Die Würdigung der Arbeiten von Harig und Hollitscher, durch andere ergänzt<sup>77</sup>, kann dazu beitragen.

77 Zum 90. Geburtstag von Hermann Ley fand im November 2001 ein Kolloquium an der Humboldt-Universität statt. Als Leibniz-Sozietät bereiteten wir gemeinsam mit der Gesellschaft für Kybernetik ein Kolloquium zum 90. Geburtstag von Georg Klaus im November 2002 zum Thema »Kybernetik und Interdisziplinarität« vor. Andere Ehrungen von Wissenschaftsphilosophen und -historikern der DDR fanden und finden statt. Sie bilden ein Gegengewicht zu einseitigen Darstellungen, wie sie zum Beispiel in dem schon erwähnten Beitrag über Hollitscher von Heike Bernhardt gegeben werden. Meine Kritik dazu habe ich auf dem Hollitscher-Kolloquium in Wien im Oktober 2001 unter dem Thema »Zwischen Freud und Pawlow – Anmerkungen zu einer neuen Hollitscher-Deutung« vorgetragen. – Siehe Zwischen Wiener Kreis und Karl Marx. Walter Hollitscher (1911–1986). Hrsg. von der Alfred-Klahr-Gesellschaft. Wien 2002 (Quellen und Studien. Sonderband 2).

HUBERT LAITKO

## Walter Hollitschers Konzept der Naturdialektik Die Berliner Vorlesung im Kontext seiner intellektuellen Biographie

### *I Einführende Bemerkungen*

Als die 1949 auf dem Gebiet der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands in Reaktion auf die westdeutsche Staatsgründung gebildete Deutsche Demokratische Republik in das erste ihrer 40 Jahre ging, versuchte auch Walter Hollitscher, dem der junge Staat – zunächst für ein Jahr – die erste Professur seines Lebens bot, etwas ganz Neues. Seine Neigung hatte schon früh einer enzyklopädischen Zusammenschau der modernen Naturwissenschaften gegolten. Als Schüler von Moritz Schlick und Otto Neurath hatte er die Leidenschaft, im Vielfältigen das Verbindende zu finden, mit der philosophischen Muttermilch eingesogen. Doch die Umstände seines bewegten Lebenslaufes hatten ihm bis dahin kaum Gelegenheit geboten, diese Leidenschaft auch zu betätigen. Nun war er zum erstenmal in Verhältnisse gekommen, unter denen bei gesichertem Lebensunterhalt von ihm ausschließlich erwartet wurde, wissenschaftlich zu arbeiten und Vorlesungen zu halten. Mit Recht sah der überzeugte Kommunist Hollitscher, der in seiner österreichischen Heimat kaum auf eine Hochschullehrerlaufbahn oder eine Anstellung an einem Forschungsinstitut rechnen durfte, den Ruf nach Berlin als eine einzigartige Chance. Dem Staat, der sie ihm gewährte, bewahrte er lebenslange Dankbarkeit. Dabei ist ihm in diesem Staat mindestens zweimal übel mitgespielt worden, in einem Maße, das ausgereicht hätte, Menschen mit einer weniger stark in sich ruhenden politischen Überzeugung, als sie Hollitscher offenbar besaß, in die Dissidenz zu treiben. Einerseits wurde das Erscheinen der bereits zur Publikation vorbereiteten Druckfassung der Naturdialektik-Vorlesung in der DDR durch Intervention der SED-Führung verhindert. Das Mittel, diesem Eingriff einen Anschein von Legitimität zu geben, war eine unter Leitung von Kurt Hager – damals

Kandidat des Zentralkomitees der SED und Leiter der Abteilung Propaganda des ZK – als Lehrbeauftragter für dialektischen und historischen Materialismus aber zugleich auch Hollitschers Kollege am Institut für Philosophie der Humboldt-Universität zu Berlin) am 23. Dezember 1950 in Berlin durchgeführte »philosophische Diskussion«, die als ein ideologisches Scherbengericht inszeniert war.<sup>1</sup> Zum anderen wurde mehr als zwei Jahre nach diesem Ereignis – in einer Situation, aus der nichts über neuerliche »ideologische Auseinandersetzungen« mit seinen Ansichten bekannt ist und seine Position am Philosophischen Institut vollkommen gefestigt schien – im Frühjahr 1953 überraschend sein Arbeitsvertrag gelöst, und Hollitscher reiste überstürzt nach Wien ab. In persönlichen Erinnerungen von Zeitgenossen heißt es, Hollitscher sei kurzzeitig – mutmaßlich nicht von DDR-Instanzen, sondern von Organen der sowjetischen Besatzungsmacht – inhaftiert gewesen.<sup>2</sup> Der ganze Vorgang ist bisher ungeklärt, amtliche Dokumente dazu sind nicht bekannt.

In seiner Berliner Personalakte, die im Archiv der Humboldt-Universität aufbewahrt wird, befindet sich eine kurze »Selbstcharakterisierung von Walter Hollitscher«.<sup>3</sup> Dieser nicht datierte, aber sehr wahrscheinlich aus dem Frühjahr 1949 stammende Text gibt einen bemerkenswerten Einblick in die Motivation, mit der er seine Arbeit in Berlin aufnahm. Es heißt darin: »Heute, im Alter von 38 Jahren, bin ich von der Wissenschaft und der wissenschaftszugewandten Philosophie ebenso fasziniert, wie ich dies als kleiner Junge war, dem es nach der Lektüre von Humboldts *Kosmos* zum ersten Male klar wurde, daß man die Welt verstehen und auf Grund seiner Einsichten rational und human handeln könne. [...] Meine Haupttugend (und zugleich mein Hauptlaster) ist eine unstillbare wissenschaftliche Neugierde – von der Kosmologie über die Biologie zur Geschichte und Psychologie treibt mich ein brennendes Interesse zu erfahren, was man weiß, forscht und künstlerisch schafft. Da ich zum Allgemeinen tendiere, nicht zum Selbstbetrug neige und merke, wenn ein Gedanke der Klärung bedarf, habe ich philosophische Begabung. So hoffe ich, daß es mir gelingt, zu einem Philosophen im modernen Sinn des Begriffes zu werden: zum Spezialisten der

1 Siehe Hubert Laitko: Walter Hollitscher und seine Naturdialektik-Vorlesung in Berlin 1949/50. – In: Anfänge der DDR-Philosophie. Ansprüche, Ohnmacht, Scheitern. Hrsg. von Volker Gerhardt und Hans-Christoph Rauh. Berlin 2001. S. 442–449.

2 Siehe Ingeborg Rapoport: Meine ersten drei Leben. Erinnerungen. Berlin 1997. S. 321f.

3 Siehe Archiv der Humboldt-Universität zu Berlin. Personalakte Dr. Walter Hollitscher. Bd. 3. Bl. 1.

klärenden Synthese im Bereiche der Wissenschaften; zum geistigen Handlanger bei der Schaffung des modernen Weltbildes – eines Bildes, das der dialektischen Einheit der Welt gewahrt wird und der humanistischen Verpflichtung, die in dieser Einheit beschlossen ist: dem friedlichen Fortschritt zu dienen«. Unter normalen Umständen hätte das ehrgeizige Projekt, eine philosophische Enzyklopädie der modernen Naturwissenschaften in Gestalt einer zweisemestrigen Vorlesung liefern zu wollen, langfristig vorbereitet werden müssen. In der permanenten Notsituation der ersten Nachkriegsjahre war indes Arbeiten mit langem Atem auch im Hochschulbetrieb so gut wie unmöglich, erst recht für einen akademischen »Seiteneinsteiger« wie Hollitscher, dem die übliche Laufbahn eines Hochschullehrers verwehrt geblieben war. Deshalb tat er das unter den gegebenen Umständen einzig Mögliche und Gebotene: Vorbereiten und Halten der Vorlesung waren ein und derselbe Prozess. So entstand eine lockere, überall weiterer Ausarbeitung und Präzisierung bedürftige Kontur, die den Bogen von der Kosmogonie bis zur Anthro- und Soziogenese schlug. Es ist nicht ausgeschlossen, dass Hollitscher vor der Größe der Aufgabe zurückgeschreckt wäre, hätte er sie mit ruhigem Vorlauf angehen können. Im Enthusiasmus der Aufbaujahre, im Wettlauf mit der Zeit nach dem verheerendsten aller bisherigen Kriege erschien indes kein Ziel zu hoch. Man muss es als einen Glücksumstand ansehen, dass Hollitscher mit einer Buchpublikation gerechnet hatte, so dass ein voll ausgearbeiteter Text jener Vorlesung erhalten geblieben ist. Es mag sein, dass die darin enthaltenen Gedanken, die ihm auf längere Sicht tragfähig erschienen, auf diese oder jene Weise in seine späteren, sorgfältiger ausgearbeiteten Bücher Eingang gefunden haben – um das im einzelnen nachzuprüfen, wären aufwändige Textvergleiche notwendig. Unikal und später nie mehr wiederkehrend aber waren die Frische der Improvisation, das Unfertige, Provisorische des Aufbruchs, die den Vorlesungstext auszeichnen. Dieser Text lässt ahnen, was nach dem Zweiten Weltkrieg aus dem marxistischen philosophischen Ansatz hätte werden können, wäre er nicht alsbald in die Fesseln des durchnormierten »Marxismus-Leninismus« geschlagen worden, die selbst seinen produktivsten Vertretern mehr Anpassung abverlangten, als schöpferisches Denken vertragen konnte.

Zu Hollitschers Lebzeiten war der Gesamttext der Vorlesung nicht zugänglich. Einzelne Kapitel des Manuskripts, das Hollitscher 1983 für eine beabsichtigte Publikation überarbeitet hatte, wurden jedoch schon in den 1980er Jahren an verschiedenen Orten publiziert. Dass wir heute mit dem vollständigen Text arbeiten können, ist Josef Rhemann zu danken, der ihn

1991 edierte, sowie Karl-Heinz Braun und Konstanze Wetzel, die ihn als Band 3 in die von ihnen herausgegebene »Studienbibliothek der kritischen Psychologie« aufnahmen.<sup>4</sup> So wichtig diese Edition war, so unglücklich war allerdings ihr Termin. Auch wenn sie gelegentlich zur Kenntnis genommen wurde<sup>5</sup> – 1991 war die allgemeine Aufmerksamkeit von den Kataklysmen des Zusammenbruchs der sozialistischen Systeme in Ost- und Mitteleuropa zu sehr absorbiert, als dass sie sich dem 40 Jahre alten Werk eines Mannes, der sein Leben mit dem nun vorerst an sein historisches Ende gelangten sozialistischen Weg verbunden hatte, ernsthaft hätte zuwenden mögen. Mit größerem Abstand können wir den Faden heute wieder aufnehmen. Seit die verwirrenden Umwälzungen der Zeit um 1990 zur Ruhe gekommen sind, hat der Sieg des Kapitalismus ebenso an Glanz wie an Überzeugungskraft verloren. Ein »Ende der Geschichte« ist nicht eingetreten, die Zukunft ist wieder ein offenes Problem, dem wir mit Sorge und einem quälenden Mangel an tragfähigen Gestaltungsideen gegenüberstehen. In dieser Lage wäre es verantwortungslos, das Erbe jener, die im 20. Jahrhundert seriös über die Problematik der Epoche nachgedacht haben, in den Wind zu schlagen. Walter Hollitscher gehört unzweifelhaft zu den Personen, die aus dieser Sicht neue Aufmerksamkeit verdienen. Zunächst können nur Bausteine zusammengetragen werden, doch es sollte nicht unmöglich sein, bis zu seinem 100. Geburtstag im Jahre 2011 ein ganzheitliches Bild von der intellektuellen Architektur seines Lebenswerkes im zeitgeschichtlichen Kontext zu erarbeiten.

Für das Verständnis dieser Architektur ist, wie ich annehme, seine Berliner Vorlesung ein Schlüsseltext. Hier unternahm es Hollitscher zum ersten Mal, das Gesamtterrain der zeitgenössischen Naturwissenschaft aus der Vogelperspektive zu überblicken. In den dreieinhalb Jahrzehnten Schaffenszeit,

- 4 Siehe Walter Hollitscher: Vorlesungen zur Dialektik der Natur. Erstveröffentlichung der 1949/50 an der Humboldt-Universität gehaltenen Vorlesungsreihe. Mit einem Vorwort von Josef Rhemann. Hrsg. von Karl-Heinz Braun und Konstanze Wetzel. Marburg 1991 (Studienbibliothek der kritischen Psychologie. Bd. 3.). – Im folgenden werden alle Verweise auf das Buch im laufenden Text in Klammern angegeben; römische Ziffern bedeuten die Kapitelnummern, arabische Ziffern die Seitenzahlen.
- 5 Siehe Herbert Hörz: Rezension zu Walter Hollitscher: Vorlesungen zur Dialektik der Natur. Erstveröffentlichung der 1949/50 an der Humboldt-Universität gehaltenen Vorlesungsreihe. In: Deutsche Literaturzeitung für Kritik der internationalen Wissenschaft. Berlin. 1992. H. 113. S. 690–693. – Hubert Laitko: Rezension zu Walter Hollitscher: Vorlesungen zur Dialektik der Natur. In: Utopie kreativ. Berlin. September. Jg. 2. 1991. H. 13. S. 102–106.

die ihm nach jenem Auftakt beschieden waren, blieb eine solche Über- und Zusammenschau das große Thema seines Lebens, dem er sich widmete, soweit er Muße zu wissenschaftlicher Arbeit erübrigen konnte. Es ist also angezeigt, der Analyse und Interpretation dieses Vorlesungstextes einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der vorliegende Aufsatz möchte dazu einen Beitrag leisten; über die Umstände der Berufung Hollitschers nach Berlin und seine Tätigkeit als Berliner Hochschullehrer habe ich an anderer Stelle berichtet.<sup>6</sup> Anliegen dieses Beitrages ist es, den eigenständigen theoretischen Gehalt der Vorlesung zu rekonstruieren und von den umfangreichen Erläuterungen fachwissenschaftlicher Ergebnisse, Hypothesen und Vermutungen abzuheben, die in explorativer, heuristischer, erklärender, bestätigender oder illustrierender Funktion in das Gerüst der Darstellung eingelassen sind. Jede Rekonstruktion dieser Art – anders als das Bemühen um die getreue und vollständige Wiederherstellung eines partiell unlesbar gewordenen Textes – schafft Artefakte, das Lebendige des Originals verschwindet darin. Sie kann daher die Lektüre des Originaltextes ebenso wenig ersetzen, wie etwa eine literaturwissenschaftliche Romanexegese das Lesen des betreffenden Romans überflüssig macht oder auch nur die Freude daran mindert. Inwieweit eine selektive Rekonstruktion als gerechtfertigt angesehen werden darf, hängt von der Bewertung ihrer Zielstellung ab. Hollitschers enzyklopädische Neigung zeichnete sich dadurch aus, dass er ein Gesamtbild der zeitgenössischen Naturwissenschaft nicht aus unabhängigen Mosaiksteinen entstehen lassen, sondern in einen zwar beweglichen, aber nichtsdestoweniger in sich integrierten theoretischen Rahmen hineinkomponieren wollte. Ein solches Bemühen verdient allemal Aufmerksamkeit und Respekt.

6 Siehe Hubert Laitko: Walter Hollitscher und seine Naturdialektik-Vorlesung. – Bei der Niederschrift dieses Aufsatzes war mir keine schriftliche Quelle über eine Verhaftung Hollitschers im Frühjahr 1953 bekannt. In den Memoiren von Ingeborg Rapoport, der langjährigen Professorin für Kinderheilkunde an der Humboldt-Universität zu Berlin, die damals bereits vorlagen, hätte ich einen Hinweis auf dieses Vorkommnis nicht vermutet. Auf diese Stelle wurde ich erst später durch einen (bisher unveröffentlichten) Vortrag aufmerksam, den Dieter Wittich aus Anlass des 90. Geburtstages von Walter Hollitscher im Herbst 2001 bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung Leipzig gehalten hatte und dessen Manuskript mir der Autor freundlich zur Verfügung stellte (siehe S. 219 bis 257 des vorliegenden Bandes). Wittich teilt darin auch mit, dass Hollitscher die Tatsache seiner Verhaftung dem Philosophen Alfred Kosing – in der Zeit seiner Berliner Professur sein Oberassistent – anvertraut hätte. Nachdem mit den Erinnerungsberichten von Ingeborg Rapoport und Alfred Kosing zwei unabhängige Zeugnisse vorliegen, ist am Faktum der Verhaftung nicht mehr zu zweifeln, auch wenn ihre Hintergründe bislang vollkommen im Dunkeln liegen.

In diesem theoretischen Rahmen ist auch am ehesten jene Seite seines Lebenswerkes zu vermuten, an die nachfolgende Autoren anknüpfen können, während das Material, mit dem dieser Rahmen ausgefüllt wurde und das seinerzeit den modernen Stand wissenschaftsphilosophischer Debatten verkörperte, unvermeidlich veralten musste.

Das Ziel einer theoretischen Zusammenschau konnte grundsätzlich auf zwei möglichen Wegen verfolgt werden: dem Weg der Reduktion und dem Weg der dialektischen Synthese.

Reduktionistische Strategien, die mit dem Instrumentarium der modernen Logik die Mannigfaltigkeit der Erkenntnis auf einen Basistyp von Wissen zurückzuführen suchten, mussten einem Schüler des Wiener Kreises eigentlich nahe liegen. Dennoch bewegte sich seine Berliner Vorlesung nicht in den Bahnen des Konzepts der »Einheitswissenschaft«. Hollitscher dürfte mit der Art und Weise, wie die führenden Vertreter des Wiener Kreises die in der mathematischen Grundlagenforschung entwickelte moderne Logik auf die empirischen Wissenschaften anzuwenden suchten, aus der Zeit seiner Zusammenarbeit mit Otto Neurath vertraut gewesen sein. An der Berliner Humboldt-Universität hat er mehrere Semester – vom Wintersemester 1951/1952 bis zum Sommersemester 1953 – Logik für Philosophen (mit Übungen) gelesen.<sup>7</sup> Über Aufbau und Inhalt dieser Lehrveranstaltungen liegen bisher keine Angaben vor. Den Versuch einer theoretischen Zusammenschau der Naturwissenschaften nahm er jedoch nicht auf dem Weg in Angriff, den er aus dem Wiener Kreis kannte. Seine Idee einer philosophischen Enzyklopädie der Wissenschaften war vielmehr die einer nicht reduktionistischen dialektischen Synthese.

Den historisch ersten marxistischen Anlauf dazu hatte Friedrich Engels in den 70er und 80er Jahren des 19. Jahrhunderts unternommen.<sup>8</sup> Der Versuch blieb unvollendet. Das aus Teilkapiteln und Notizen bestehende Fragment wurde erstmals 1925 vom Marx-Engels-Institut in Moskau unter der Redaktion von David Borisowitsch Rjasanow in der Originalsprache und in russischer Übersetzung publiziert. Auf die »Dialektik der Natur« und den »Anti-Dühring« aus der Feder von Engels sowie auf die philosophischen Schriften Wladimir Iljitsch Lenins bezog sich Hollitscher in der am 1. Mai

7 Siehe Lothar Kreiser: Logik – Lehre und Lehrinhalte an den philosophischen Fakultäten der Universitäten in der SBZ/DDR (1945–1954). In: Anfänge der DDR-Philosophie. S. 139.

8 Siehe Friedrich Engels: Dialektik der Natur (1873–1882). Entstehung und Überlieferung. In: MEGA<sup>3</sup>. Bd. I/26. Berlin 1985. S. 569–598.

1950 verfassten Vorbemerkung zur beabsichtigten Publikation seiner seiner Berliner Vorlesungen und schrieb, dieses Buch stelle »den, wie ich glaube, ersten neuen Versuch in deutscher Sprache dar«, einen Aspekt der Lehren der klassischen marxistischen Autoren, nämlich den naturdialektischen, »in ausführlicher und lehrbarer Form zu entwickeln«. Diesen Versuch bezeichnete er als »recht gewagt« (S. 11). Um die Größe dieses Wagnisses gerecht zu beurteilen, muss man sich vor Augen halten, dass es um weit mehr ging als nur darum, einen auf dem Niveau der Naturwissenschaft des späten 19. Jahrhunderts bereits durchgeführten Ansatz für ihren zwischen 1945 und 1950 erreichten Stand noch einmal zu versuchen – denn eine vollendete Gestalt dieses Ansatzes für die Zeit von Engels, aus der sich relativ sicher methodische Konsequenzen ziehen ließen, liegt nicht vor, und es ist eine offene Frage, inwieweit er damals vollendbar gewesen wäre. Solange unter marxistischen Autoren ein apologetisches Verhältnis zu den »Klassikern« üblich war, wurde dies als selbstverständlich unterstellt. Bonifazij Michailowitsch Kedrow hat sogar versucht, unter Zuhilfenahme weiterer Texte von Engels sowie einiger Passagen von Karl Marx und Carl Schorlemmer dessen »Dialektik der Natur« in eine systematische Monographie umzuformen.<sup>9</sup> Eine historisch-kritische Analyse des Vorhabens von Engels müsste indes vor dem Hintergrund der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts das gesamte Dialektikverständnis dieses Autors aufrollen und dabei auch die Legitimität der von Kedrow vorgenommenen Rekonstruktion prüfen. Bisher steht eine solche Untersuchung noch aus. Evident ist allerdings, dass die Gegenstände, von denen die überkommenen Texte der »Dialektik der Natur« handeln, keineswegs überall die zentralen Themen der naturwissenschaftlichen Erkenntnisentwicklung jener Zeit treffen. Albert Einstein, der auf Bitten von Eduard Bernstein einen Teil der zur »Dialektik der Natur« gehörenden Texte durchgesehen hatte, antwortete am 30. Juni 1924: »Wenn dieses Manuskript von einem Autor herrührte, der als historische Persönlichkeit nicht interessierte, würde ich zu einer Drucklegung nicht raten; denn der Inhalt ist weder vom Standpunkt der heutigen Physik noch auch für die Geschichte der Physik von besonderem Interesse. Dagegen kann ich mir denken, daß diese Schrift für eine Publikation insofern in Betracht käme, als sie einen interessanten Beitrag für die Beleuchtung von Engels' geistiger Persönlichkeit bildet.«<sup>10</sup>

9 Siehe Friedrich Engels über die Dialektik der Naturwissenschaft. Texte. Zusammenge stellt und hrsg. von B. M. Kedrow. Berlin 1979.

10 Engels: Dialektik der Natur (1873–1882). Entstehung und Überlieferung. S. 597.

Soweit es den Physikbezug der Texte betrifft, wird man Einsteins Urteil folgen müssen. Die Relevanz der Bezüge, die Engels zu anderen Gebieten der Naturwissenschaften herstellte, ist differenziert zu beurteilen. Dies alles muss indes nicht viel besagen, da sich jegliche Bewertung aus naturwissenschaftshistorischer Sicht naturgemäß ausschließlich auf das vorliegende Fragment beziehen kann. Wäre es Engels vergönnt gewesen, sein geplantes Werk fertig zu stellen, so hätte das von ihm schließlich gezeichnete Panorama der zeitgenössischen Naturwissenschaft möglicherweise ganz anders ausgesehen, andere Akzente gesetzt und die Gewichte anders verteilt.

Wie auch immer – Hollitscher konnte sich nicht auf ein klassisches Vorbild stützen, sondern lediglich methodologische Hinweise aus dem Opus von Marx und Engels aufnehmen. Was er in Berlin wagte, war der überhaupt erste systematisch durchgearbeitete Versuch einer Naturdialektik von den Positionen des dialektischen Materialismus. Dies sollte mit aller Deutlichkeit gesagt werden, um die Kühnheit und Innovativität seines Vorhabens ins Licht zu setzen. Wahrscheinlich hatte Hollitscher 1949/1950 keinen deutschsprachigen Text der »Dialektik der Natur« von Engels zur Hand. Im Literaturverzeichnis ist die von John Burdon Sanderson Haldane wissenschaftlich betreute englischsprachige Ausgabe<sup>11</sup> angegeben, verbunden mit dem Hinweis, eine deutsche Ausgabe würde gegenwärtig vom Dietz Verlag vorbereitet (S. 366). Diese Ausgabe erschien erst 1952, konnte also von Hollitscher nicht mehr für seine Vorlesung herangezogen worden sein. Der Vorlesungstext enthält mit einer Ausnahme auch keine Zitate und keine direkten Bezugnahmen auf die »Dialektik der Natur«. Die Ausnahme bilden ausführliche Zitate aus dem Aufsatz »Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen« (XLIV, S. 316–318), der 1946 vom Berliner Dietz Verlag als separate Broschüre publiziert worden war<sup>12</sup>; Engels hatte diesen in sich ausgereifen Text als eine selbständige Arbeit verfasst und erst nachträglich der Manuskriptsammlung für die »Dialektik der Natur« zugeordnet. Alles in allem erscheint es danach nicht gerechtfertigt, zwischen Engels' unvollendetem Buch und Hollitschers Vorlesungszyklus eine enge inhaltliche oder formale Bindung anzunehmen. Angeregt durch Engels' Grundidee einer dialektischen Zusammenschau der Naturwissenschaft einer bestimmten Epoche und am Konzept einer materialistischen Dialektik in einer ganz allgemeinen Form orientiert, ist Hollitscher seinen eigenen, nur ihm zugehörigen

11 Siehe Friedrich Engels: *Dialectics of Nature*. London 1941.

12 Siehe Friedrich Engels: *Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen*. Berlin 1946.

Weg gegangen. Darüber, wie Hollitscher zu diesem Weg gelangt sein könnte, werden im abschließenden Abschnitt dieses Beitrages einige Überlegungen mitgeteilt. Zunächst aber soll Hollitschers Vorlesung nach dem von Rhemann publizierten Text diskutiert werden. Dabei werden vier thematische Linien verfolgt, die die Vorlesung durchziehen.

## *II Natur und Naturphilosophie*

Die Natur erscheint in Hollitschers Darstellung in einer dreifachen Beziehung zum Menschen. Zum ersten ist sie das übergreifende Sein (synonym mit »Welt« oder »Universum«), in das der Mensch als Bestandteil eingeschlossen ist. Ausdrücklich verbindet dieser Naturbegriff alle drei Modi der Zeit: »all das, was sich einmal ereignet hat, all das, was sich gegenwärtig ereignet, und all das, was sich weiterhin ereignen wird« (I, S. 13). So gesehen, hat die Natur eine prozessuale Grundstruktur, eine Geschichte, ihre Elemente sind nicht »Dinge«, sondern raumzeitlich zu beschreibende Ereignisse. Die Menschheitsgeschichte gehört dazu, sie ist nichts Übernatürliches. Daraus erwächst für Hollitscher auch das Interesse an der Naturphilosophie: »Das ›Inter-Esse‹, das wir an der Natur nehmen, dieses ›Dabei-Sein‹, entspringt der Einsicht, daß wir ein Teil von ihr sind, daß, wenn *sie* abgehandelt wird, von unserer ureigensten Sache die Rede ist« (L, S. 362).

Zum zweiten ist die Natur, konträr zur erstgenannten Bestimmung, das Andere des Menschen, und zwar sowohl in diachroner, genetischer (die Natur war vor ihm da, er ist aus ihr hervorgegangen) als auch in synchroner (der Mensch steht der Natur und sie steht ihm gegenüber) Perspektive. Hier kontrastieren Natur und Kultur: »Der Sprung in eine neue Qualität – der Sprung von der Naturgeschichte in die Menschheitsgeschichte – ist wohl der Konsequenzen reichste Sprung, der in der bisherigen Entwicklung des Universums getan wurde« (XLIV, S. 317); der »Umschlagsprozeß von der Natur zur Kultur« war »das letzte Kapitel der Naturdialektik und zugleich das erste der historischen Dialektik« (XLVIII, S. 343).

Zum dritten ist die Natur für den Menschen nicht das gleichgültig Andere, das schlechthin Äußere; der fortwährende Austausch mit ihr auf vielen Ebenen ist die Grundlage seiner Existenz und Entwicklung. In diesem beständigen Austausch eignet sich der Mensch die Natur an. Im Prozess dieser Aneignung gestaltet er sie und damit auch sich selbst um: »In dem Maße jedoch, in dem der Vormensch seine Hände zur Benutzung und schließlich

zur Verfertigung von Werkzeugen verwendet, entzieht er sich dem Ausleseprozeß der Natur als passives Objekt, wird er zum aktiven Umgestalter seiner natürlichen Umwelt, die dadurch zur gesellschaftlich geformten und auf ihn in neuer Art rückwirkenden Umwelt wird.« (XLIV, S. 315.) Dies ist ein zentraler Topos bei Marx, insofern befindet sich Hollitscher innerhalb des marxistischen Minimalkonsenses. Nichtsdestoweniger war in den marxistisch orientierten Gesellschaftswissenschaften des sowjetischen Einflussbereiches die positive Bezugnahme auf die Naturgrundlage des menschlichen Lebens und den Austausch zwischen Mensch und Natur größtenteils unterentwickelt. Vorherrschend war eine soziologisch verengte Sicht auf das Sozium. Darauf ist meines Erachtens zurückzuführen, dass die rapide zunehmende Bedeutung der globalökologischen Problematik in den 1960er Jahren nicht zuerst von marxistischer Seite artikuliert worden ist, obwohl der Rückgriff auf den originären Marx dafür gute ideengeschichtliche Voraussetzungen geboten hätte.<sup>13</sup> Insofern sind in Hollitschers Text Fingerzeige enthalten, die geeignet gewesen wären, den Rahmen des Selbstverständnisses der marxistischen Gesellschaftswissenschaften auszuweiten.

Ein Naturbegriff wie der von Hollitscher verwendete, der das eingeschlossene des Menschen in die Natur mit der Gegenüberstellung von Mensch und Natur verbindet, ist im elementaren Sinn dieses Wortes ein dialektischer, denn er postuliert die Einheit von Gegensätzlichem. Ein solcher Begriff ist nur dann konsistent zu entfalten, wenn die Selbständigkeit des Menschen gegenüber der Natur als eine evolutionär entstandene, prozessuale und dabei stets relative, in der übergreifenden Abhängigkeit von der Natur verbleibende gedacht wird. So geht Hollitschers Text im Grunde auch vor, doch die Ambivalenz dieses Verhältnisses scheint darin kaum auf. Dem Zeitgeist folgend, stilisiert er den Menschen als den großen Umgestalter der Natur, und das Pathos der technischen Aktivität wird noch überhöht durch die Berufung auf sozialistische Ideale der Weltveränderung. Gelegentlich unterlaufen Hollitscher Passagen mit einer ungehemmten

13 Dafür spricht auch, dass sich die sowjetische Konzeptionsbildung auf diesem Feld bei der Besinnung auf eigenständige Wurzeln ausdrücklich auf die Autorität eines nichtmarxistischen russisch-sowjetischen Wissenschaftlers stützte – des Geochemikers W. I. Wernadskij, der den Begriff »Biosphäre« einführte und eine alternative Deutung des von Teilhard de Chardin verwendeten Begriffs »Noosphäre« gab. – Siehe Hans-Peter Krüger: Wladimir Iwanowitsch Wernadskij. Leipzig 1981 (Biographien hervorragender Naturwissenschaftler, Techniker und Mediziner. Bd. 55). – George S. Levit: Biogeochemistry–biosphere–noosphere: the growth of the theoretical system of Vladimir Ivanovich Vernadsky. Berlin 2001.

Umgestaltungs-Euphorie, die man heute nur noch kopfschüttelnd oder auch fröstelnd – freilich in Kenntnis eines halben Jahrhunderts nachfolgender Geschichte – lesen kann. Schon jetzt, so schreibt er, können manche Organe des Menschen vorübergehend oder dauernd substituiert werden, »und es wird nicht allzu lange dauern, bis wir an unserem Körper bewußt modeln und ihn besser auszustatten beginnen werden, als uns die in manchem recht stümperhafte Natur begabt hat« (XLII, S.305). Eine »planmäßige Selbstveränderung des menschlichen Körpers« ist in den Bereich der Möglichkeit gerückt (XLIV, S. 316). An anderer Stelle heißt es unter Berufung auf die sowjetische Praxis, der Mensch sei im Begriff, »eine neue Pflanzen- und Tierwelt zu schaffen.«<sup>14</sup> Der Mensch »wird wohl nicht bloß der Erde, sondern einem guten Teil des Weltalls allmählich seinen Stempel aufdrücken« (L, S. 360). In dieser Richtung liegt auch die in seinen Texten aus jener Zeit wiederholt gebrauchte Formel von der »Entfesselung« der materiellen und intellektuellen Produktivkräfte als Ziel des Sozialismus<sup>15</sup>, die vor dem Hintergrund der damals unter Marxisten gängigen Auffassung zu verstehen ist, der Kapitalismus hemme die Entfaltung der Produktivkräfte, und dieses Hemmnis sei zu beseitigen, um ihrer Entwicklung freie Bahn zu geben. Das eigentlich gravierende Problem alternativer Richtungen der Produktivkraftentwicklung, das für die Notwendigkeit ihrer bewussten Lenkung spricht, wurde damals anscheinend noch nicht gesehen. Der blauäugige Aktivismus, der zu einem bedachtsamen und vielseitig gebildeten Mann wie Hollitscher nicht recht passen mag, ist jedoch aus der Zeit heraus verständlich: Wer Nazismus und Krieg als bewusster Antifaschist durchlebt hatte, neigte dazu, dem gerade erst überstandenen Inferno das überhöhte Bild einer lichten Zukunft entgegenzustellen, in der eine der Humanität verpflichtete Menschheit ihre irdische und kosmische Omnipotenz entfalten würde.

14 Walter Hollitscher: ... und der Mensch schuf Pflanzen und Tiere. In: ...wissenschaftlich betrachtet .... Vierundsechzig gemeinverständliche Aufsätze über Natur und Gesellschaft. Berlin 1951. S. 197. – Für die Analyse der Naturdialektik-Vorlesung bildet Hollitschers erstmals 1949 und dann in einer erweiterten Ausgabe 1951 erschienene Aufsatzsammlung »...wissenschaftlich betrachtet...«, in der kleinere Arbeiten aus den Jahren 1945 bis 1950 zusammengestellt sind, eine aufschlussreiche Parallelquelle. Wenn bestimmte Positionen und Formulierungen sowohl in der Vorlesung als auch in diesem Band zu finden sind, dann spricht das dafür, dass es sich dabei weniger um situationsgebundene und mehr oder weniger periphere Einfälle als vielmehr um bestimmende Elemente seines damaligen Gedankengebäudes handeln dürfte.

15 Ebenda. S. 195.

Nur ganz selten finden sich Andeutungen dessen, dass die Umgestaltung der Natur durch den Menschen auch dann, wenn sie in humaner Absicht erfolgt, unvermeidlich ihre dunkle Seite hat. So heißt es etwa, der Mensch habe erst allmählich gelernt, dass »die Reduzierung oder Vernichtung schädlicher Arten eine Störung des Lebensgleichgewichtes zur Folge haben kann, die mit den schädlichen auch die nützlichen Arten beeinträchtigt und so unseren eigenen Lebensprozeß stört« (XLVIII, S. 343). Am Schluss des Buches wird einem Goethe-Zitat<sup>16</sup> die eigene Sicht auf das Verhältnis des Menschen zur Natur konfrontiert. Unser Gefühl gegenüber der Natur ist demnach nicht mehr das der kindlichen Anlehnung, dem Goethe so meisterhaft Ausdruck gegeben hatte, sondern das des Erwachsenseins, der Mündigkeit, der Verantwortung für das eigene Schicksal: »Seine Schuld ist es, wenn er sich nicht mit aller Kraft seiner Hände und allem Verstande seines Kopfes der Umgestaltung der Natur und der Vermenschlichung seiner Welt widmet.« (L, S. 363.) Der Gedanke, dass sich die Verantwortung des Menschen auch auf die Bewahrung der Natur erstreckt und dass diese Verantwortung im Maße und infolge der durch ihn bewirkten Naturveränderung zunimmt, fehlt in Hollitschers Text.

Die erkenntnistheoretische Konsequenz, die Hollitscher aus der evolutionären Naturimmanenz des Menschen zieht, leitet zu seiner Wesens- und Funktionsbestimmung der Naturphilosophie über. Als der Urmensch Geschichte zu machen begann, »war der bisherige und sozusagen selbstvergessene Naturgeschichtsablauf im neuen Bereiche, der Menschenwelt zu einer Art erstem und schwächlichem ›Selbstbewusstsein‹ gelangt« (I, S. 13). Die Erkenntnis der Natur durch den Menschen ist Selbsterkenntnis der Natur, der Umstand, dass der Mensch genetisch aus dem Naturzusammenhang hervorgegangen ist, verbürgt ihm nach Hollitscher die Fähigkeit, die Natur adäquat zu erkennen: »Durch den arbeitenden und arbeitend-denkenden Menschen ist die Materie zum erstenmal instand gesetzt worden, sich selbst in adäquater Weise widerzuspiegeln.« (XLIV, S. 317.) Dieser plausiblen Gedankenführung zugunsten einer realistischen (materialistischen) Erkenntnisposition fehlt indes das dialektische Pendant: Da der Mensch niemals aus

16 »Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist hat alles sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.« Mit dieser Stelle schließt Goethes aphoristischer Aufsatz »Die Natur« (Ende 1782 oder Anfang 1783). In: Johann Wolfgang von Goethe: Natur. Schriften, Gedanken, Briefe, Gespräche. Mit Gottfried Benns Essay: Goethe und die Naturwissenschaften. Ausgewählt und hrsg. von Carlgeorg Stoffregen. München, Zürich 1962. S. 54.

der Perspektive des Teilnehmers am Naturgeschehen heraustreten und gegenüber der ganzen Natur eine Beobachterperspektive einnehmen kann, bleibt die Erkenntnis, die er von ihr zu gewinnen vermag, immer problematisch und kann nie ihr hypothetisches Moment abstreifen.<sup>17</sup>

Hollitschers Buch ist voll von Mahnungen, Theorien nicht für das letzte Wort zu nehmen, andersartige Denkmöglichkeiten zu erwägen, mit der Vorläufigkeit selbst der solidesten Erkenntnisse zu rechnen – mit einer wesentlichen Ausnahme, die zugleich die entscheidende Inkonsequenz seines Ansatzes bildet. Die Hauptaufgabe der Naturphilosophie besteht für ihn darin, Fazitwissen zu bilden. Er bestreitet nicht, dass sie in der Tradition des logischen Empirismus auch mit begriffs- und satzanalytischer Spezialistenarbeit zur Perfektionierung des kognitiven Instrumentariums der Naturwissenschaft zu tun hat; vor allem aber gehe es ihr »um eine Beurteilung der Natur und der Naturwissenschaft in ihrer Gesamtheit; um die Frage, welches Fazit beim gegenwärtigen Stand der Wissenschaft aus der Gesamtheit unseres Wissens um die Natur gezogen werden muss. Dieses Fazit drückt sich aus als verallgemeinernde Kenntnis aus Methoden und Ergebnissen der Naturwissenschaften« (I, S. 16).<sup>18</sup> Als marxistischer Denker ist Hollitscher davon überzeugt, dass dieses Fazit die Gestalt der materialistischen Dialektik hat; das einheitliche Bild einer einheitlichen Welt zu entwerfen ist »die richtig verstandene Aufgabe der Naturphilosophie oder Naturdialektik, wie wir sie jetzt besser nennen sollen« (I, S. 23). Die Inkonsequenz des Ansatzes liegt nicht in dem bisher Ausgeführten – jeder Philosoph ist legitimiert, seine Ansicht über die Beschaffenheit des zeitgenössischen Fazitwissens von der Natur (des »Naturbildes«) zu vertreten –, sondern in der Behauptung, der Mensch habe *mit Sicherheit* über »seine« Natur festgestellt, »daß es in ihr *dialektisch* zugeht« (L, S. 360). Das ist ein marxistischer Gemeinplatz, der sich seit Friedrich Engels durch die Literatur zieht, und es gibt viele Möglichkeiten der Deutung, was damit gemeint sein könnte, wenn man den dialektischen Charakter der Natur postuliert. An dieser Stelle soll nicht die

17 Siehe Hans-Peter Krüger: Perspektivenwechsel. Autoopoiese, Moderne und Postmoderne im kommunikationsorientierten Vergleich. Berlin 1993.

18 In seinem Aufsatz »Bemerkungen über das Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft« heißt es, eine wissenschaftliche Philosophie führe »nicht zu einem Weltbild von dogmatischer Starrheit und beruhigender Unwandelbarkeit, sondern zu einer wissenschaftlichen Weltauffassung, die jeder neuen Entdeckung Rechnung trägt und sich in ihrem Lichte wandelt und verändert«. Eine wissenschaftliche Philosophie sei »nichts anderes als das theoretische und praktische Fazit aus der Gesamtheit aller Wissenschaften.« (In: Hollitscher: ...wissenschaftlich betrachtet .... S. 311 und 313.)

von Hollitscher bevorzugte Deutung inhaltlich problematisiert, sondern hervorgehoben werden, dass er sie als sicheres Wissen hinstellt und damit nolens volens eine Schicht des Wissens behauptet, die der von ihm vehement vertretenen Prozessualität und Relativität jeglicher Erkenntnis faktisch entzogen ist. Dies könnte hingenommen werden, wenn unter Dialektik nur ein rein methodisches Prinzip – etwa ein Gebot gedanklicher Flexibilität für den Forscher – verstanden würde. Hollitscher schließt sich aber der im Marxismus üblichen Position an, der zufolge die Sätze der Dialektik inhaltliche Aussagen – sogar im Rang von Gesetzesaussagen – über die Natur darstellen und eben als solche methodische Anwendung im Erkenntnisprozess finden. Es sei heute schon unverzeihlich, »über diese Dialektik noch so zu sprechen, als sei sie eine primäre Angelegenheit sprachlicher Formeln« (IX, S. 79).

Die Gefahr, zu einem aprioristischen Dogma zu verhärten, ist in einer so angelegten Naturphilosophie implizit vorhanden, aber sie wird bei einem Autor mit einem so ausgeprägten Respekt vor den Naturwissenschaften wie Hollitscher, kaum virulent; im Gegenteil, man kann seine Behandlung der Naturdialektik über weite Strecken als ein antidogmatisches Manifest lesen. Das wird an der Art und Weise deutlich, wie er das Konzept der Dialektik, das Marx und Engels nach seinem Urteil »dem tatsächlichen Verhalten des natürlichen und geschichtlichen Entwicklungsprozesses behutsam abgelesen« (I, S. 21) haben, im Gang seiner Darstellung expliziert. Im Grunde sind es zwei unterschiedliche Explikationen, die Hollitscher benutzt. Faktisch treten in keiner von beiden irgendwelche Formulierungen auf, die den in naturwissenschaftlichen Disziplinen benutzten Gesetzesaussagen struktur-analog wären.

Die erste ist eine Explikation in Gestalt eines Repertoires methodischer Prinzipien, wobei Hollitscher der auf die populäre Darstellung zurückgehenden und unter dem Einfluss von Stalin in der sowjetischen Literatur zu Norm erhobenen Schematisierung dieses Repertoires in Gestalt von vier »Grundzügen« folgt.<sup>19</sup> Es handelt sich, grob gesagt, um das Regulativ, bei dem in

19 Es sei hier angemerkt, dass die umfangreiche Vorlesung nur eine einzige namentliche Bezugnahme auf Jossif Wissarionowitsch Stalin enthält – ein für den marxistischen Sprachgebrauch jener Zeit ungewöhnliches Faktum! Diese Bezugnahme betrifft Stalins Definition des Begriffes »Nation« und wird in der Polemik gegen faschistische beziehungsweise faschistoide »Rassentheorien« verwendet (XLVI, S. 335). Zugleich darf man dieses Faktum nicht überbewerten. Verschiedene Veröffentlichungen Hollitschers aus jener Zeit belegen, dass auch er wie viele seiner intellektuellen Zeitgenossen damals

der Naturwissenschaft dominanten analytischen Vorgehen, dessen Legitimität nicht in Zweifel gezogen wird, stets auch die entgegengesetzte Erkenntnisrichtung zu beachten, also der isolierenden Abstraktion den universellen Zusammenhang, der qualitativen Homogenisierung die qualitative Vielfalt etc. gegenüberzustellen und so der Erkenntnis volle Beweglichkeit zu sichern (I, S. 18–20). Die so aufgefasste Dialektik steht der »Metaphysik« entgegen, worunter nach Engels – abweichend vom philosophiehistorisch vorherrschenden Sprachgebrauch – eine Denkhaltung verstanden wird, die auf das Denken in aufeinander bezogenen polaren Bestimmungen nicht nur methodisch und aufgabenspezifisch, sondern grundsätzlich verzichtet.<sup>20</sup> Der vielleicht markanteste Ausdruck der antidogmatischen Tendenz in Hollitschers Dialektikauffassung ist sein mehrfach wiederholter Appell an den »Möglichkeitssinn« (in Anlehnung an Robert Musils »Mann ohne Eigenschaften«) seiner Hörer oder Leser. Gemeint ist damit nicht so sehr die Suche nach (aufkommenden) Alternativen in realen Entwicklungsprozessen – dieser Aspekt ist bei Hollitscher eher defizitär – als vielmehr das Erwägen von Denkmöglichkeiten, die methodische Einstellung darauf, dass tatsächlich alles ganz anders sein könnte, als es uns nach der Faktenlage scheint. Die Rekonstruktion denkmöglicher Pfade der Entstehung des Lebens auf der Erde, der er viel Aufmerksamkeit widmet, war zu jener Zeit ein hochgradig hypothetisches, geradezu spekulatives Unterfangen. Er sieht die Erzeugung künstlichen Lebens auf der Grundlage solcher Forschungen als eine realistische, aber noch ferne Perspektive, wobei jedoch »bereits das bisher erworbene Verständnis unseren philosophischen Möglichkeitssinn in hohem Grade befriedigt – und uns die Lebensentstehung in ihrer ganzen Natürlichkeit verdeutlicht« (XXIX, S. 225). Bei der Erörterung des Problems des »Fremdpsychischen«, das im Wiener Kreis eine große Rolle spielte, wird der Gebrauch dieses Begriffes bei Hollitscher besonders plastisch. Wenn wir – so führt er aus – von einem anderen sagen, dass er Schmerzen fühlt, so denken wir »nicht nur an sein objektiv zu beschreibendes Verhalten (von dem allein in der Wissenschaft, die allgemein überprüfbare Sätze zu gewinnen sucht, die Rede sein kann)«. Die Vorstellung, dass man die Gedanken und Gefühle

der mit dem Sieg über Hitlerdeutschland verbundenen Faszination Stalins erlegen war. Es ist auch denkbar, dass Hollitscher bei der von ihm gegen Ende seines Lebens für die beabsichtigte Publikation des Vorlesungstextes weitere Bezugnahmen auf Stalin getilgt hat, die ursprünglich vorhanden gewesen sein könnten.

20 Auf die Bedeutungsnuancen von »Metaphysik« im logischen Empirismus und bei Hollitscher wird im abschließenden Abschnitt dieses Aufsatzes eingegangen.

eines anderen »unmittelbar feststellen« kann, »verleiht den Wahrnehmungssätzen der anderen und den unseren für die anderen einen spekulativen Gehalt, der über denjenigen theoretischen hinausgeht, den wir allein praktisch zu überprüfen imstande sind«. Diese Darstellung »appelliert an Ihren Möglichkeitssinn, nicht an Ihren Wirklichkeitssinn. Was wirklich ist, tritt um so deutlicher hervor, je genauer man sich andere, auch unrealisierte und phantastische Möglichkeiten ausmalt.« (X, S. 87.)<sup>21</sup> Hollitscher hat auch keine Schwierigkeiten im Umgang mit den damals diskutierten extravagant-kosmologischen Modellen, die – vor allem dann, wenn sie mit finiten Räumen und Zeiten operierten – von mit den Denkweisen der mathematischen Naturwissenschaft nicht vertrauten und eher einem naiven Empirismus verpflichteten Vertretern des dialektischen Materialismus häufig beargwöhnt wurden: »Auch gegen die Konstruktion von Gedankenmodellen, die von der tatsächlich beobachteten Realität weit abweichen und unseren Realitätssinn sozusagen an unserem ›Möglichkeitssinn‹ schärfen, ist nichts einzuwenden« (XIII, S. 114).

Die zweite Explikation erfüllt am deutlichsten die Prämisse, dass die Sätze der Dialektik nicht nur über das Vorgehen bei der Naturerkenntnis, sondern auch über die Natur selbst etwas aussagen sollen. Danach stellt die Dialektik der Natur die Entwicklung als ein »durchlaufendes Weltphänomen« von den kosmischen Nebeln bis zum geschichtemachenden Menschen dar (I, S. 19). Entsprechend hält es Hollitscher für geboten, den Gang seiner Vorlesung nach dem Entwicklungsprinzip aufzubauen, und sieht darin die natürliche Systematik der Naturphilosophie (I, S. 20). Er will versuchen, »der ›Entwicklungshistorie‹ jene – wenn auch bloß andeutungsweise – Kontinuität zu geben, welche die tatsächliche Entwicklungsgeschichte hatte. Nur so wird der naturphilosophische Entwicklungsgedanke aus dem Bereich der Phrase zum real-wissenschaftlichen Mutterboden herabgezogen, dem er entstammt und den er zu befruchten vermag. Unsere Naturphilosophie steht ja nicht der Naturgeschichte *gegenüber*; sie ist mit ihr verbunden, ihr Fazit, die Schilderung ihrer Grundmethoden und Allgemeinergebnisse« (XXV, S. 200). Allerdings fällt es Hollitscher nicht leicht, dieses Programm durchzuführen. Er benötigt nicht weniger als 20 von 50 Kapiteln und fast die Hälfte des Textvolumens, ehe er mit der Darstellung dessen beginnen kann, »was wir von der Entwicklung im Universum wissen« (XXI, S. 170).

21 Dies ist die einzige Stelle des Vorlesungstextes, an der Hollitscher näher auf seinen Lehrer Moritz Schlick Bezug nimmt.

Die beiden erwähnten Explikationen des Dialektikkonzepts behandelt Hollitscher als äquivalent (IX, S. 75–77). Eine mögliche Differenzierung zwischen ihnen zieht er nicht in Erwägung. In der Tat war es in der dialektisch-materialistischen Denktradition lange common sense, die Dialektik als allgemeine Entwicklungstheorie zu betrachten. Angemessener erschien es mir, lediglich die Verträglichkeit der beiden Explikationen zu behaupten. Heute sieht man deutlicher, dass sich Entwicklung als durchgehender Weltzusammenhang auch in ganz anderen begrifflichen Formen konzeptualisieren lässt.

### *III Wissenschaft*

In dem von Hollitscher vorgetragenen Verständnis hängt Naturphilosophie essentiell von der Naturwissenschaft ab, und zwar nicht nur derart, dass sie von der letzteren ihren Ausgang nimmt und mit ihren Ergebnissen wieder in sie mündet, sondern auch derart, dass sie von dieser fortlaufend kontrolliert und korrigiert wird. Es ist daher angezeigt, kurz das zugrundegelegte Wissenschaftsverständnis zu kennzeichnen. Soweit es die begriffliche Substanz, die logische Struktur und die sprachliche Gestalt des Wissens betrifft, unterscheidet sich Hollitschers Manier der Darstellung nicht wesentlich von jener, die in der Tradition des Wiener Kreises üblich war. Wissenschaft wird als »science« charakterisiert, die empirisch und objektiv verfährt, deren Sätze interpersonell rezipier-, kommunizier- und prüfbar sind und die in der Formulierung von Gesetzesaussagen und Systemen solcher Aussagen (Theorien) gipfelt. Dabei distanziert er sich jedoch klar vom Empirismus. Die Beziehungen sind für ihn keine logischen Leerformen, mit denen der Forscher die empirisch konstatierbaren Ereignisse verbindet, sondern sie sind ebenso objektiv gegeben und empirisch zugänglich wie jene. Dass etwas – beispielsweise der gemessene Wert einer physikalischen Zustandsgröße – ein Glied eines raum-zeitlichen Beziehungsgefüges darstellt, ist ein »reales, wirkliches Merkmal der geschilderten Weltsituation« (III, S. 32). Die ausgedehnte Behandlung der Raum-Zeit-Problematik mit der Erörterung der speziellen und der allgemeinen Relativitätstheorie mit ihren kosmologischen Konsequenzen (X, S. 80 bis XVI, S. 136), die hier nicht kommentiert werden soll, legt diese Grundposition in extenso dar: »Die Realität der räumlichen Beziehungen spiegelt sich in der Objektivität der Methoden ihres Nachweises wider.« (X, S. 80.)

Das Problem der Realität des Allgemeinen, das positiv gelöst werden muss, wenn eine nichtempiristische erkenntnistheoretische Position aufgebaut werden soll, beginnt für Hollitscher mit der Benennung von Phänomenen der Erfahrung als Basisvorgang der Zuordnung von Erfahrung und Sprache. Das Beschreiben setzt Benennen voraus, dies wiederum das Wiedererkennen des vormalig Benannten, also das Ineinsetzen von zwei unterscheidbaren Erkenntnissituationen (II, S. 26): »Die Dialektik lehrt, daß bereits die Grundsituation des Denkens einen Widerspruch enthält: Das wiedererkannte Ding ist zugleich ›dasselbe‹ und natürlich auch nicht dasselbe.« (IV, S. 43.) Besondere Brisanz gewinnt dieses Problem bei der begrifflichen Fassung von Entwicklung angesichts der zentralen Rolle, die diese in Hollitschers Konzept spielt. Entwicklung ist auf jeden Fall Veränderung, auch wenn diese Bestimmung für sich genommen noch zu schwach ist, um das Spezifische von Entwicklung zu fassen. Wenn wir zu verschiedenen Zeiten zwei verschiedene Phänomene registrieren, auf welcher Grundlage können wir dann behaupten, diese Phänomene stellten Entwicklungsstadien ein und desselben Dinges dar? Wieder geht es darum, Unterschiedenes zu identifizieren, aber nun steht der Unterschied viel stärker im Vordergrund als in der elementaren Situation des bloßen Wiedererkennens von vormalig Benanntem. Hollitscher nimmt Zuflucht zu dem 1922 von Kurt Lewin benutzten Begriff der »Genidentität«<sup>22</sup>, der die Beziehung des Auseinanderhervorgehens ausdrücken sollte: »Der Begriff der Entwicklung faßt die Eigenschaftsveränderungen der Gebilde eines gewissen Abschnittes einer Genidentitätsreihe als etwas Einheitliches zusammen.« (VII, S. 63.)

Dabei ist sich Hollitscher vollkommen darüber im klaren, dass bloße Induktion nicht hinreicht, um (Allgemein)begriffe zu konstituieren und Allgemeinaussagen zu begründen, dass die letzteren gegenüber den empirischen Instanzen, auf die sie sich beziehen, einen Inhaltsüberschuss aufweisen, der von diesen nicht gedeckt ist, und dass in diesem Überschuss ihr nichteliminierbares hypothetisches Moment besteht. Die Naturgesetzformeln – Hollitscher unterscheidet ausdrücklich zwischen »Naturgesetz« als einem gesetzmäßigen Zusammenhang in der Natur und »Naturgesetzformel« als wissenschaftlichem Abbild dieses Zusammenhangs (IV, S. 40) – werden aus Tabellen von empirischen Daten (etwa von Messwerten) durch Induktion gewonnen, aber nicht formal deduziert, sondern »materialiter hypostasiert«,

22 Siehe Kurt Lewin: Der Begriff der Genese in Physik, Biologie und Entwicklungsgeschichte. Eine Untersuchung zur vergleichenden Wissenschaftslehre. Berlin 1922.

sie sind »weit über das Bekannte hinausgehende Hypothesen, und darin besteht ihr praktischer Wert« (IV, S. 43). Der Bedeutungsüberschuss des theoretischen Wissens gegenüber der Gesamtheit der zu seiner Begründung aufbotenen empirischen Instanzen wird also von Hollitscher nicht als ein Mangel, sondern als ein Vorzug dieses Wissens aufgefasst, als Bedingung seiner Funktionalität, da es bei der Forschung »höchst wesentlich auf die Bewältigung neuer Situationen mit Hilfe von vordem gewonnenen Kenntnissen ankommt« (III, S. 37). Das wäre nicht möglich, wenn diese Kenntnisse weiter nichts wären als ein passiver Abklatsch der Erfahrungen, auf denen sie beruhen.

Die Begründungslücke, die wissenschaftslogisch nicht geschlossen werden kann, wird pragmatisch legitimiert. Das ist die Stelle, an der Hollitschers erkenntnistheoretische Überlegungen historisch und entwicklungstheoretisch eingeholt und überwölbt werden. Auch wenn der Terminus »evolutionäre Erkenntnistheorie« bei ihm nicht vorkommt, finden sich der Sache nach Anknüpfungspunkte. Die korrelierte Entwicklung von Werkzeug- und Sprachgebrauch in der urgemeinschaftlichen Horde erforderte die Mitteilung von Erfahrungen und damit die Abstraktion, um zu regeln, dass ein und dasselbe Wort verschiedene Exemplare *derselben* Art von Dingen bezeichnet, und so den Erfolg der Kommunikation sicherzustellen. Die Abstraktion war damit unerlässliche Voraussetzung, um die mentale und damit auch praktische Beschränkung des Menschen auf die jeweils gegebene Situation aufzuheben: Durch Abstrahieren von der konkreten Situation kann der Mensch »in Gedanken« künftige Handlungen und die Möglichkeiten ihres Erfolges oder Misserfolges vorwegnehmen (XL, S. 324). Wenn das Individuum seine Gegenwart transzendieren kann, dann ist dieser Vorgang zugleich die Elementarzelle der temporalen Verknüpfung aufeinanderfolgender Generationen durch Erfahrungstransfer in sprachlicher und später auch in schriftlicher Gestalt. So entsteht ein Mechanismus der kulturellen »Vererbung«, der auf der biologisch gewährleisteten genetischen Kontinuität der menschlichen Gattung aufbaut und diese überlagert. Das Tradieren der Erfahrungen vergangener Generationen durch Sprache und Schrift ist Voraussetzung dafür, »daß die neue Generation aufzuheben und nutzbar zu machen vermag, was die alte erfahren hatte« (XL, S. 324).

Die Wissenschaft ist ein wesentliches Element dieses Mechanismus, doch sie unterliegt selbst einem Evolutionsprozess, in dem sie sich fortschreitend ausdifferenziert und ihre Spezifik gegenüber anderen Elementen des sozio-kulturellen Tradierungsmechanismus ausprägt. Der idealisierten Gestalt von »science«, mit der die analytische Philosophie umgeht, muss ein Bild des

Werdens an die Seite gestellt werden, das jene Idealisierung relativiert. Hollitscher deutet diese Problematik unter Berufung auf Christopher Caudwell (Christopher Saint-John Sprigg) – einen hochbegabten jungen englischen Philosophen und Literaturwissenschaftler, der im Kampf gegen die Franco-Truppen in Spanien gefallen ist<sup>23</sup> – nur an, doch in diesen kargen Andeutungen liegt ein Schlüssel zu einer evolutionären Behandlung der Naturwissenschaft, der zu ihrer analytischen Sicht komplementär ist. »Die Sprache, mit der wir die Natur beschreiben, reflektiert die Art unseres kollektiven, praktisch-sinnlichen Kontakts mit ihr.« (XLV, S. 325.) Sie reflektiert diesen Kontakt zunächst undifferenziert, allseitig, emotionsgefärbt, trägt nicht nur sachliches Wissen, sondern ist zugleich Ausdruck der »Emotionsverhältnisse<sup>24</sup>, die mehr oder minder den Produktionsverhältnissen entsprechen« (XLV, S. 325). Nach Caudwell besitzen im großen Mittelbereich der Sprache die Worte zugleich Erkenntnis- und Emotionswerte; zunächst sei etwas geboren worden, das Musik, Poesie, Wissenschaft und Mathematik in einem war, aber mit der Zeit auseinander fliegen und zwischen den Polen der Musik und der Mathematik Raum für die Entfaltung der Dynamik der Sprache und der Phantasie freigeben musste. Die Trennung von Kunst und Wissenschaft im Auflösungsstadium der Urgemeinschaft spiegelte sich im teilweisen Auseinanderfallen der kognitiven und der affektiven Sprachfunktionen (XLV, S. 326). Wissenschaft ist demnach ein Phänomen der Spezialisierung von Sprache auf ihre kognitive Funktion. Da die Spezialisierung aber niemals eine vollständige Separierung vom Ganzen der Sprache sein kann, ist auch die im Konzept von »science« ausgedrückte Objektivitätsnorm nicht mehr, aber auch nicht weniger als ein autoritatives Ideal, dem sich Wissenschaft approximativ nähert. Es ist meines Erachtens durchaus diskutabel, ob für diese Näherung die Regel »Je mehr, um so besser« gelten sollte oder ob es nicht eher aufgaben- oder situationsbezogene Optima der Annäherung beziehungsweise des Abstandes gibt. Erst die letztere Position erlaubt, eine Vielheit legitimer Ausprägungen von Wissenschaft zu denken, die nicht sämtlich dem Paradigma der mathematischen

- 23 Siehe Richard Sullivan: Christopher Caudwell. London 1987. – Christopher Pawling: Christopher Caudwell. Towards a dialectical theory of literature. Basingstoke 1989. – Christopher Caudwell: Marxism and culture. Papers from the international conference at Goldsmith's College. Ed. by David Margolies and Linden Peach. London 1989.
- 24 Dieser Terminus ist ein Exempel dafür, wie unbefangen und produktiv Hollitscher gelegentlich das marxistische Vokabular erweitert; die Perspektiven, die diese Neuprägung eröffnen könnte, sind meines Wissens nirgendwo ausgelotet worden.

Naturwissenschaft folgen. Diese Perspektive wird bei Hollitscher nicht ausgeschritten, wohl aber durch seinen evolutionären Ansatz eröffnet.

Die Integration des Entwicklungsaspekts in den Wissenschaftsbegriff historisiert in Hollitschers Ansatz die Grundsituation des wissenschaftlichen Erkennens. Damit gewinnt dieser Ansatz zum logischen Empirismus, von dem er in seinen epistemologischen Elementarbausteinen bis hin zum Gesetzesbegriff profitiert hat, eine prinzipielle Distanz. Im Erkenntnisakt tritt nicht einfach die aktuelle Disposition des Subjekts dem Objekt gegenüber, sondern in Gestalt seiner kognitiven Ausstattung die gesamte dialektisch »aufgehobene« Erkenntnisgeschichte. Da das praktische Verhalten des Menschen zur Natur ihrer Beschreibung vorausgeht, hat die »Einstellung des Begriffsapparates« unsere gesamte bisherige Erfahrung zur Voraussetzung. Sie liefert das »Vor-Urteil«, aufgrund dessen wir neue Erfahrungen sammeln (II, S. 25). Wir nehmen nicht mehr so wahr wie die Tiere, »wir sehen unsere Umwelt durch die scharfe Brille der bereits erworbenen Erkenntnisse« (XLII, S. 306). Hollitscher drückt das auch in einer Form aus, die einen Brückenschlag von der Wissenschaftstheorie zur Ökonomie ermöglichen würde: »die heutige Sprache der Wissenschaft ist das vergegenständlichte gesellschaftliche Bewußtsein der Wissenschaftstreibenden – sie ist ein kollektives Produktionsinstrument zur Erwerbung wissenschaftlicher Güter, und damit hat sie ihren Anteil an der Produktion aller Güter« (III, S. 36). Auch aus dieser Anregung ist im weiteren kein Nutzen gezogen worden. Die Orientierung der Erkenntnistätigkeit durch das akkumulierte Vorwissen erfolgt zum erheblichen Teil unbewusst, wird aber im Forschungsprozess – mit ambivalenten Konsequenzen – auch methodisch-bewusst gehandhabt. Wie Hollitscher bemerkt, beurteilen wir Veränderungsprozesse gewöhnlich von einer bestimmten Stufe aus, »für die wir unsere Experimentalanordnung treffen und auf die wir – durch isolierende Begriffsbildung – unsere Begriffsapparatur einstellen: Wir beschreiben den Prozeß unter ›gegebenen, fixierten‹ Bedingungen. Und damit haben wir ein Element der willentlich-künstlichen Unterscheidung in der Prozesse Flucht hineingetragen.« (VIII, S. 70.)

Die Vor-Einstellung der Erkenntnistätigkeit erfolgt keineswegs nur durch die verfügbaren Bestände rationalen Wissens, sondern durch die evolutionär entstandene Gesamtdisposition des (individuellen oder kollektiven) Subjekts, die wesentlich sozial bestimmt ist und eine mehr oder minder stark wirksame affektive Färbung aufweisen kann. Hollitscher trägt dem Rechnung, indem er von dem im Marxismus (etwa in den ideologie- und überbau-theoretischen Vorstellungen) deutlich vorhandenen wissenssoziologischen

Motiv auch wissenschaftsphilosophischen Gebrauch macht, manchmal grobschlächtig, manchmal aber auch subtil und originell. Die kognitive Rolle gesellschaftsbedingter Voreingenommenheiten ist nach seiner Ansicht grundsätzlich ambivalent. Sie »machen die Forscher bisweilen geneigt, in die Natur falsche Züge hineinzuprojizieren; bei anderer Gelegenheit und unter anderen Umständen waren sie umgekehrt gerade wegen ihrer Voreingenommenheit zu besonderer Scharfsicht gegenüber den wirklichen Eigentümlichkeiten der Natur disponiert« (I, S. 17). Äußerungen wissenssoziologischen Charakters sind über das ganze Buch verstreut. So heißt es, die Vorsokratiker seien wohl als erste europäische Denker »Evolutionisten« gewesen, und dies wird direkt mit ihren Lebensverhältnissen in Beziehung gesetzt: »Sie lebten und prosperierten im Zustand des Wandels, der gerichteten Veränderung, der geschätzten Vorwärtsentwicklung. Ihr natürliches und ihr gesellschaftliches Milieu begünstigten es, daß die großen Geister jener Zeit die Welt unter Entwicklungsaspekt betrachteten und daß manche von ihnen auch in der Entwicklung einen Fortschritt und nicht einen Kreisprozeß oder gar einen Abstieg sahen« (VI, S. 56). Die Entstehung der Zeitbegriffe und der Zeitmaße wird direkt auf die Entwicklung des sozialen Lebens zurückgeführt. Zeitbegriffe entstanden »als Begriffsinstrumente zur Regelung der Verhältnisse unter den Menschen und zur Erforschung der Regelmäßigkeiten in der natürlichen Umwelt« (XII, S. 99). Den Dualismus in der Naturphilosophie hält er für ein Derivat der Klassengesellschaft und meint, der »denkend-handelnde und handelnd-denkende Mensch der klassenlosen sozialistischen Gesellschaft« würde »dualistische Philosopheme als kaum der ernstlichen Beachtung wert empfinden« (XL, S. 291). Auch ein klassischer Topos aus der Geschichte der Wissenschaftstheorie im 20. Jahrhundert wird angeführt: das Argument, der Ausschluss des Entwicklungsgedankens aus dem System Isaac Newtons – »einem System von außerordentlicher Geschlossenheit und bis dahin nie da gewesener wissenschaftlicher Strenge« – reflektiere die soziale Stellung des großen englischen Gelehrten als eines typischen Vertreters des aufsteigenden Bürgertums, das in der Restaurationszeit zu einem praktischen Kompromiss mit den feudalen Kräften gezwungen war, der wiederum ein kompromisslerisches Kompositum aus naturwissenschaftlich-mechanistischem Weltbild und einem christlichen Gott als Erstem Beweger begünstigte (VI, S. 57). Hollitscher führt dieses Argument unter ausdrücklicher Berufung auf den sowjetischen Physiker und Wissenschaftshistoriker Boris Hessen (Gessen) an, der es in seinem vielbeachteten und theoriegeschichtlich folgenreichen Referat über die ökonomischen und sozialen Wurzeln der »Principia ...« von Newton auf dem

II. Internationalen Kongress für Wissenschaftsgeschichte in London 1931<sup>25</sup> ursprünglich vorgetragen hatte. Das ist insofern bemerkenswert, als Hessen – von dem erst vor weniger Jahren zweifelsfrei bekannt wurde, dass er am 20. Dezember 1936 aufgrund der irrsinnigen Beschuldigung, an der Ermordung Sergei Mironowitsch Kirows beteiligt gewesen zu sein, vom Militärkollegium beim Obersten Gerichtshof der UdSSR zum Tode verurteilt und noch am gleichen Tag erschossen worden ist<sup>26</sup> – und sein Londoner Vortrag um 1950 und noch lange danach unter den sowjetischen Wissenschaftshistorikern vollkommen vergessen waren.<sup>27</sup>

Schließlich sei noch erwähnt, dass Hollitscher bemüht war, auch aus dem ihm wohlbekannteren Freudschen Gedankengut in seine Überlegungen zur Prädisposition des erkennenden Subjekts Anregungen einfließen zu lassen, und dass er sich für Möglichkeiten technischer Simulation von Erkenntniseinstellungen interessierte, wie er überhaupt dem Kybernetikkonzept Norbert Wieners von Anfang an große Aufmerksamkeit entgegenbrachte.

- 25 Siehe Dieter Wittich, Horst Poldrack: Der Londoner Kongreß zur Wissenschaftsgeschichte 1931 und das Problem der Determination von Erkenntnisentwicklung. Berlin 1990 (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-Historische Klasse. Bd. 130. H. 5).
- 26 Siehe die Biographische Notiz von Rose-Luise Winkler in: U istokov formirovanija sociologii nauki (Rossija i Sovetskij Sojuz – pervaja tret' XX v.). Chrestomatija. Sost.: R.-L. Vinkler. Tjumen' 1998. S. 249ff.
- 27 Die Sammlung der sowjetischen Kongressvorträge wurde noch 1931 von der Delegation in einer (sprachlich sehr mangelhaften) englischen Fassung in London publiziert: Science at the Cross Roads. Papers presented to the International Congress of the History of Science and Technology held in London from June 29th to July 3rd 1931 by the Delegates of the U.S.S.R. London 1931. – Hollitscher bezieht sich auf diese Ausgabe. 40 Jahre später, im Jahre 1971, erschien in London ein von Gary P. Werskey eingeleiteter und mit einem Vorwort von Joseph Needham versehener Reprint von »Science at the Cross Roads«. Eine deutsche Übersetzung – die nach der englischen Fassung angefertigt wurde und daher die sprachlichen und auch begrifflichen Mängel noch verstärkte, aber immerhin ausreichte, um die wissenschaftssoziologische Diskussion der 1970er Jahre spürbar zu beeinflussen – wurde verfügbar in: Wissenschaftssoziologie. Hrsg. von Peter Weingart. Bd. 2: Determinanten wissenschaftlicher Entwicklung. Frankfurt am Main 1974. S. 262–325. – Etwa um diese Zeit wurde die Gruppe der Initiatoren einer modernen Wissenschaftsforschung (naukovedenie) in der Sowjetunion um Semjon Romanowitsch Mikulinskij und Naum Josifowitsch Rodnyj auch auf die verschütteten eigenen Traditionen aufmerksam. – Siehe Günter Kröber: »Science at the Cross Roads« – Voraussetzungen und Folgen. In: Human Implications of Scientific Advance. Proceedings of the XVth International Congress of the History of Science. Edinburgh 10–15 August 1977. Ed. by Eric Gray Forbes. Edinburgh 1978. S. 105ff.

Wiener erwäge Möglichkeiten, eine kybernetische Maschine in gewisse »Allgemeinstimmungen« zu versetzen, die sie in bestimmter Richtung »vorgeeignet« machen: »Dadurch ergibt sich die Möglichkeit, die Affekt- und Triebpsychologie in eine verständliche Beziehung zur exakten Neuro-Physiologie zu bringen. Außerdem sieht man, daß in einer Rechenmaschine »Erinnerungen« in verschiedenen »Niveaus« von mannigfacher »Zugänglichkeit« gespeichert sind, was einer der Voraussetzungen der psycho-analytischen Verdrängungslehre entspräche.« (XLI, S. 298.)<sup>28</sup>

Aus dem bisher Dargelegten geht unzweideutig hervor, dass Hollitscher das wissenschaftliche Erkennen als Widerspiegelung realer Verhältnisse auf- fasst. In der Erkenntnistheorie frage man, »wie das, was in der Natur real und der Fall ist, von uns erkannt wird [...] Zeigt die realistische Betrachtung, wie die Dinge der Außenwelt auf uns einwirken, so schildert die »Erkennt- nistheorie«, wie wir aus Einwirkungen zur Erkenntnis der Dinge gelangen und gelangen.« (X, S. 80.) An anderer Stelle heißt es: »Wir »erfinden« nicht die Naturgesetze, wir finden sie.« (IV, S. 40.) Kritiker indes, die routiniert allergisch reagieren, wenn sie in einem philosophischen Text auf das Wort »Widerspiegelung« stoßen, werden es bei Hollitscher nicht leicht haben; das ist schon aus seinen hier nur angedeuteten Überlegungen zur historischen und situativen Prädisponiertheit des erkennenden Subjekts zu ersehen. Um- gekehrt attestiert er der »bürgerlichen« Psychologie eine nicht unerhebliche Neigung, »den psychisch reagierenden Organismus als passives »Subjekt« der ihn affizierenden Außenwelt aufzufassen. Allerdings ist das Wahr-»Nehmen« nichts weniger als passiv«. In diesem Sinne interpretiert er die – immer- hin nobelpreisgekrönte – Reflexlehre Iwan Petrowitsch Pawlows, der häu- fig Mechanizismus unterstellt wird und der er große Bedeutung beimisst, als eine »objektive Untersuchung des aktiven psychischen Verhaltens« (XXXVIII, S. 273) und warnt ausdrücklich davor, diese Theorie in mecha- nistischer Weise zu missbrauchen (XXXVIII, S. 277).<sup>29</sup> Im Zusammenhang

28 Dieser Text ist teilweise identisch mit Hollitschers Aufsatz »Ein Gehirn wird konstruiert«. Darin nannte er Norbert Wieners kurz zuvor in den USA erschienenen Buch »vielleicht in seiner naturphilosophischen Bedeutung das bahnbrechendste spezial- wissenschaftliche Werk seit Darwins »Entstehung der Arten«« (In: Hollitscher: ... wis- senschaftlich betrachtet .... S. 178.)

29 In den Jahren um 1950 beschäftigte sich Hollitscher wiederholt mit der neuro-physio- logischen Konzeption Pawlows und deren erkenntnistheoretischer Bedeutung. Siehe Walter Hollitscher: Die Lehren Pawlows – die Grundlagen der wissenschaftlichen Physiologie und Psychologie. In: Einheit. Zeitschrift für Theorie und Praxis des wis- senschaftlichen Sozialismus. Berlin. Jg. 7. 1952. H. 6. S. 585–593.

mit der Naturgeschichte des Psychischen bemerkt Hollitscher, das Bewusstsein sei kein *passiver* Akt der Widerspiegelung: »Was man wahrnimmt, was man assoziativ verbindet, was ›Tat-Sache‹ wird, dies hängt sehr wesentlich davon ab, was der Organismus *tut*.« (XLII, S. 302.) Den hohen Grad des Bewusstseins des Menschen sieht er als Folge seiner universellen Auseinandersetzung mit der umgebenden Realität: »Indem er auf sie einwirkt, wirkt sie auf ihn ein; indem er sie handhabt, leitet sie ihn an der Hand und wird er ihrer bewußt. So ist im Begriff der ›Widerspiegelung‹ nicht die scheinbare Passivität des Spiegels der Vergleichsgedanke, sondern die objektive Übereinstimmung zwischen dem Objekte und dem Bilde« (XLII, S. 303). Wissenschaftliche Erkenntnis ist für Hollitscher aktiv errungen, nicht passiv erschaut.

Um diese Position zu untersetzen, wagt er sich auch auf das Feld der damals diskutierten neurophysiologischen Hypothesen, etwa zur funktionellen Differenzierung und Ergänzung von Thalamus und Kortex, und zeigt Interesse an den laufenden Forschungen zur Eigenaktivität des Zentralnervensystems. Außerordentlich wichtig erscheint ihm der in Hypnoseexperimenten praktisch genutzte und von Freud zur Theorie erhobene Befund, dass selbst höchste psychische Leistungen unbewusst sein können. Dabei bekundet er Sympathie mit der in einem nachgelassenen Essay von Caudwell enthaltenen pointierten Aussage, man täte – im Gegensatz zur üblichen Deutung der Funktionen von Thalamus und Kortex – besser daran, den Thalamus als »Organ der bewußten Triebe« und den Kortex als »Organ der unbewußten Gedanken« zu bezeichnen (XL, S. 288): »Unser Kortex enthält eine Unzahl unbewußter Spuren, während wir bei der Betrachtung des Wahrnehmungsfeldes nur diejenigen Einzelheiten ›wahrnehmen‹, denen sich unser affektives Interesse zugewendet hat; wir entnehmen sie wirklich und aktiv den Einzelheiten unserer Sinnesfelder [...] Betrachtet man, wie der Scheinwerfer des Bewußtseins über die kortikale ›Bibliothek‹ dahinstreicht, so erhebt sich die Frage, was seinen Lichtschein steuert. Offenbar ›erblickt‹ man dasjenige, was eine affektive Besetzung erfahren hat.« (XL, S. 290.) Er erwähnt Caudwells Bemerkung, die Trennung von Affekt und Idee entstamme einer aristotelischen Voreingenommenheit, und fügt hinzu: »Da ›das Bewußtsein‹ ein Teil der Gesamtreaktion des Organismus ist, bedarf es einer beträchtlichen metaphysischen Neigung, den reagierenden Körper vom reagierenden Zentralnervensystem scheiden zu wollen.« (XL, S. 291.)

Alles in allem drängt sich der Eindruck auf, dass Hollitscher in seiner Berliner Vorlesung einige Züge jenes Einstellungswandels in der

Wissenschaftstheorie antizipiert hat, der später als postpositivistische oder anti-positivistische Wende bezeichnet wurde.<sup>30</sup> Es ist nicht zu bestreiten, dass diese Antizipation von einem marxistischen Impetus inspiriert war. Rhemann rechnet Hollitscher neben Maria Ossowska und Stanislaw Ossowski oder John Desmond Bernal nicht ohne Grund zu den ersten marxistischen Theoretikern, »die sich um eine historisch-konkrete Erschließung des gesellschaftlichen Wesens der Wissenschaft bemühten«<sup>31</sup>.

#### *IV Philosophie und Naturwissenschaften – Differenz und Wechselbeziehung*

Die beiden vorhergehenden Abschnitte, in denen Hollitschers Auffassung einerseits von Philosophie, andererseits von (Natur-)Wissenschaft resümiert wurde, ergeben zusammengenommen bereits ein Bild davon, wie sich in seiner Sicht das Verhältnis beider zueinander darstellt. Auf der einen Seite distanziert er sich weitestgehend (bis auf die Inkonsequenz, die »Grundzüge« der Dialektik von dem hypothetischen Moment, das jeglicher Erkenntnis eigen ist, gleichsam freizustellen) von dogmatischen Ansprüchen der Philosophie gegenüber der Wissenschaft, auf der anderen Seite stellt er Philosophie – jedenfalls die wissenschaftsnahe und vor allem die von ihm selbst vertretene marxistische – als eine wissenschaftsförmige oder, genauer, science-förmige Denkformation vor. Nur ganz selten findet sich ein Hinweis darauf, dass Philosophie nicht auf die Erkenntnis gesetzesartiger Zusammenhänge oder auf Erkenntnis schlechthin beschränkt sein könnte. Eine dieser raren Stellen ist die folgende: »So ist der *Fortschrittsglaube* der leidenschaftliche Entschluß, der aus dem wohlverstandenen Bewegungssinn der eigenen Geschichte erwächst, die planende Sinnggebung, die den Sinn der Naturbewegung fortführt.« (L, S. 362.) Hier erscheint Philosophie als über die Kognition hinausgehende Konstitution und Begründung von Werten. Die Aussage ist auch nicht marginal placiert, sondern steht ganz am Ende der Vorlesung, doch sie ist zu wenig in den Argumentationszusammenhang einbezogen, um aus ihr weitergehende Schlüsse ziehen zu können.

30 Siehe Kurt Bayertz: Wissenschaft als historischer Prozess. Die antipositivistische Wende in der Wissenschaftstheorie. München 1980.

31 Josef Rhemann: Wissenschaftsauffassung und Wissenschaftstheorie im Werk von Walter Hollitscher. In: Weg und Ziel. Wien. Jg. 44. 1986. H. 9. S. 321.

Generell jedenfalls wird das philosophische vom wissenschaftlichen Wissen nicht qualitativ, sondern nur nach dem Allgemeinheitsgrad unterschieden. Diese Auffassung (Philosophie als die »allgemeinste Wissenschaft«) war in der Nachkriegszeit unter Marxisten allgemein verbreitet und entsprach der sowjetischen Lehrbuchnorm, die aus der extremen Schematisierung der materialistischen Dialektik von Marx und Engels hervorgegangen war. Die Wirkung dieser Position war potentiell ambivalent. In welcher Richtung sie tatsächlich zur Geltung kam, hing von Einstellung und Niveau der Autoren ab, die sie praktizierten.

In der Hand von Autoren wie Hollitscher, dessen leidenschaftliche Verbundenheit mit den Naturwissenschaften von Jugend auf eine Grundkonstante seines Lebens war, trat ihre positive, wissenschaftsfreundliche Seite so sehr in den Vordergrund, dass man leicht ihre Kehrseite übersehen konnte. Nichtsdestoweniger war diese vorhanden, und das nicht nur latent. Wenn eine qualitative Differenz zwischen philosophischem und wissenschaftlichem Wissen nicht gesehen oder nicht anerkannt wurde, so stimulierte das Versuche, philosophische Begriffsschemata direkt in wissenschaftliche Theorien einzubauen, und die Neigung, aus der Sicht der Philosophie (beziehungsweise der Bindung an eine bestimmte Philosophie) unter konkurrierenden Theorien die zu bevorzugen, die einen derartigen Einbau vorgenommen hatten. Solche Versuche wurden nicht selten bona fide, in erkenntnisfördernder Absicht, ins Werk gesetzt. So wurde Trofim Denisowitsch Lyssenko, der sein Konzept als eine direkte Konkretisierung und Bestätigung des dialektischen Materialismus drapiert hatte, nicht nur von Scharlatanen und Emporkömmlingen unterstützt, sondern zumindest in seiner Frühzeit auch von bedeutenden Wissenschaftlern, die auf biologischem beziehungsweise biochemischem Gebiet alles andere als Dilettanten waren, aber als Marxisten meinten, die Ausformung wissenschaftlicher Theorien nach der Matrix der materialistischen Dialektik würde diesen Theorien Erkenntnisvorteile sichern. In der Zeit, von der hier die Rede ist, war es für Wissenschaftler mit linken Sympathien sehr schwierig, sich in solchen Fragen so einwandfrei zu orientieren, wie es Jahrzehnte später in der Retrospektive ohne weiteres möglich war. Das Lyssenko-Problem<sup>32</sup> erscheint

32 Siehe David Joravsky: *The Lysenko Affair*. Cambridge, Massachusetts, 1970 (Russian Research Center studies. Vol. 61). – Schores Alexandrowitsch Medwedjew: *Der Fall Lyssenko. Eine Wissenschaft kapituliert*. München 1974. – Johann-Peter Regelman: *Die Geschichte des Lyssenkoismus*. Frankfurt am Main 1980.

besonders geeignet, um in einem kleinen Exkurs die Irrungen und Wirrungen anzudeuten, denen Hollitscher bei seinen eigenen Orientierungsversuchen ausgesetzt war.

Die Vorlesung diskutiert das Problem der Vererbung eher beiläufig in zwei kurzen Kapiteln, die in die Behandlung der biologischen Evolution eingeschaltet sind. Von Lyssenko ist hier nicht die Rede, Hollitscher bezieht sich ausschließlich auf die Chromosomentheorie der Vererbung. Die Befunde von Gregor Mendel haben sich danach seit ihrer Wiederentdeckung im Jahre 1900 mit gewissen Ergänzungen »als den Tatsachen entsprechend erwiesen« (XXXIV, S. 249). In Hollitschers Sammelband »... wissenschaftlich betrachtet ...«, dessen in Berlin geschriebenes Vorwort mit dem 1. Mai 1950 datiert ist, befindet sich allerdings ein Artikel, der Mitschurin und Lyssenko enthusiastisch lobt<sup>33</sup> und der mutmaßlich früher als die Vorlesung niedergeschrieben worden ist.<sup>34</sup> Darin heißt es, Lyssenko sei zu dem Ergebnis gekommen, »daß man Veränderungen der Erbanlagen in planmäßiger Weise durch Veränderung der Umweltbedingungen hervorbringen kann. Er betonte hiermit eine für die Praxis außerordentlich wichtige theoretische Auffassung, welche von vielen Vererbungsforschern in ihrer Bedeutung bisher unterschätzt oder gar geleugnet wurde«. Der Akzent liegt aber weniger auf dem vererbungstheoretischen Paradigma als vielmehr auf der Begeisterung für die Umgestaltung der lebenden Natur, als deren Herold er Lyssenko offenbar sieht; die Sowjetunion sei der Schrittmacher einer »Entfesselung der biologischen Produktivkräfte«<sup>35</sup>, hier beginne das Zeitalter der großzügigen Umgestaltung der belebten Natur.

Die übliche Polemik gegen den »idealistischen Mendelismus-Morganismus« fehlt in diesem Aufsatz. Vielleicht hat Hollitscher den Lyssenkoismus und die klassische Genetik hier noch für irgendwie miteinander vereinbar gehalten. Wahrscheinlicher aber ist, dass ihm die demonstrative Praxiszuwendung des Lyssenkoismus als das ausschlaggebende Argument zu dessen Gunsten galt, gegenüber dem der Gegensatz der vererbungstheoretischen Paradigmen von minderer Bedeutung zu sein schien. Gerade dieses Argument – von dem unter den Verhältnissen der hungernden Sowjetunion in den Kriegs- und Nachkriegsjahren eine starke Verführung ausging – brachte

33 Siehe Hollitscher: ... und der Mensch schuf Pflanzen und Tiere. S. 194ff.

34 Das ist nicht ohne weiteres feststellbar; einerseits fehlen in dem Sammelband die Angaben der Originalquellen, andererseits ist nicht bekannt, wie lange im voraus Hollitscher seine Vorlesungen ausgearbeitet hat.

35 Siehe ebenda. S. 196.

dem Lyssenkoismus auch unter den linksorientierten englischen Naturwissenschaftlern, mit denen Hollitscher während der Emigrationsjahre in engem Kontakt gestanden hatte, einen gewissen Sympathiebonus ein, jedenfalls solange die verbrecherischen Praktiken, mit denen Lyssenko seine Karriere und seine Macht sicherte, nicht zweifelsfrei bekannt waren.<sup>36</sup> Lyssenko und seine Anhänger erschienen als sozial verantwortungsbewusste Wissenschaftler, die sich um das Wohlergehen des unterernährten Volkes sorgten, die klassischen oder »formalen« Genetiker hingegen als weltfremde Gelehrte, die sich ungerührt von den Nöten des Alltags ihren praxisfernen Drosophila-Experimenten hingaben. Insbesondere John Desmond Bernal unterstützte aus diesem Motiv heraus Lyssenko nachdrücklich.<sup>37</sup> Haldane, dessen Einfluss auf Hollitscher besonders groß war, verteidigte zwar die Chromosomentheorie der Vererbung, hielt aber Lyssenko lange Zeit für einen erfolgreichen Schöpfer leistungsfähiger landwirtschaftlicher Techniken<sup>38</sup> und meinte obendrein, dass in der Sowjetunion die Mendel-Morgan- und die Mitschurin-Lyssenko-Richtung in der Vererbungslehre koexistieren würden und dass letztere der ersteren nichts Schlimmeres antäte als eine etwas ungehobelte Polemik. Erst nachdem auf der verhängnisvollen Tagung der

- 36 Siehe Rolf-Dieter Vogeler: Engagierte Wissenschaftler. Bernal, Huxley und Co.: Über das Projekt der »Social Relations of Science«-Bewegung. Frankfurt am Main [u.a.]1992. S. 249–258 (Philosophie und Geschichte der Wissenschaften. Studien und Quellen. Bd. 15).
- 37 Allerdings war auch Bernal kein bedenkenloser Lyssenko-Apologet. In seinem Werk »Science in History« (1954) schrieb er: »Einige von Lyssenkos Anhängern wurden des Betruges bezichtigt, allerdings bleibt eine umfassende Darstellung der ganzen Angelegenheit noch abzuwarten. Lyssenko selbst machte auf mich den Eindruck eines ehrlichen, aber fanatischen Menschen, der keinen Widerspruch vertragen kann, aber ein deutliches Gefühl für Pflanzen und Boden hat. Seine Praxis ähnelt weniger der Biologie als gewissen Zweigen der Medizin, einer Kunst, die von wissenschaftlichen Vorstellungen geleitet wird. Während der ganzen Kontroverse gab er zu, dass die Chromosomen für die geschlechtliche Vererbung wesentlich sind; er hält sie aber für weniger wichtig als die Faktoren, mit denen er sich beschäftigte. Jetzt, da sich die Gemüter wieder beruhigt haben, sollte man seinen praktischen Arbeiten durchaus Beachtung schenken und sie vom physiologisch-biochemischen Standpunkt aus studieren« (zitiert nach der deutschen Ausgabe: John Desmond Bernal: Die Wissenschaft in der Geschichte. Berlin 1961. S. 652f.).
- 38 Siehe John B. Scott Haldane: Lysenko and Genetics. In: Science and Society. New York [u.a.]. Vol. 5. 1940. S. 433–437. – Sein Biograph Ronald W. Clark schreibt: »He was an early supporter of Trofim Lysenko, fighting a rearguard action in his defense – often, it is clear, against his better scientific judgement« (Ronald W. Clark: Haldane, John Burdon Sanderson. In: Dictionary of Scientific Biography. Ed. by Charles Coulston Gillispie. Vol. 6: Jean Hachette – Joseph Hyrtl. New York 1972. S. 22).

Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der UdSSR im Sommer 1948 Lyssenko mit parteioffizieller Billigung seinen Alleinvertretungsanspruch in der sowjetischen Biologie durchgesetzt hatte, rückte Haldane in jeder Hinsicht von ihm ab.<sup>39</sup> Es liegen keine Hinweise darauf vor, dass Hollitscher damals von dieser Distanzierung gewusst haben könnte.

Zwischen der Niederschrift der entsprechenden Vorlesungsteile und dem Frühjahr 1950 muss sich bei Hollitscher ein Meinungsumschwung zugunsten Lyssenkos vollzogen haben; sicher geschah das unter der Einwirkung der damals in Ostberlin herrschenden ideologischen Atmosphäre, aber Details dazu sind nicht bekannt. In einem Aufsatz, den er in der Maiausgabe der kulturpolitischen Monatsschrift »Aufbau« veröffentlichte<sup>40</sup>, begnügte er sich nicht mehr damit, Lyssenko als Herold planmäßiger Naturumgestaltung zu preisen, sondern suchte seine Lyssenko-Apologie auch erkenntnistheoretisch zu untermauern. Der Entdeckung Mendels habe eine extreme Abstraktion zugrundegelegen, von der aus die Erkenntnis durch stufenweise Konkretisierung sukzessiv Anschluss an die Realität gewinnen müsse, wobei grundsätzliche Korrekturen der ursprünglichen Ansätze nötig würden. Die »formalistische« Genetik habe hingegen die anfangs vorgenommene radikale Abstraktion vergessen und borniert an ihrer Ausgangsidee festgehalten. Obendrein habe die ständige Betonung der Umweltunabhängigkeit der Erbanlagen durch die formalistischen Genetiker den »rassentheoretischen« Missbrauch ihrer Theorie ermöglicht. Lyssenko hingegen habe einen ganz anderen Blickwinkel gewählt und das Verhalten der Organismen unter sich ändernden Lebensbedingungen untersucht: »Seine Forschungshaltung war durch die Grundsätze des dialektischen Denkens bestimmt«<sup>41</sup>. Daraus zieht Hollitscher den kategorischen Schluss: »Ist man ein Anhänger der wissenschaftlichen Entwicklungslehre, so muß man demnach sowohl die Lehre akzeptieren, daß die Lebewesen im Laufe der Generationenfolge Merkmale erwarben, die sie vordem nicht besessen hatten, als auch, daß dies als Folge der Einwirkungen ihrer Umwelt, ihres Lebensmilieus geschah, mit dem sie

39 Siehe John B. Scott Haldane: In Defence of Genetics. In: Modern quarterly ns. London. Vol. 4. 1949. S. 194. – Vogeler bemerkt: »Von den linken Wissenschaftlern Englands befand sich nach den sowjetischen Beschlüssen vom Sommer 1948 keiner in einer so unangenehmen Lage wie Haldane. Einerseits stand er Lyssenko so kritisch wie noch nie gegenüber, andererseits begann die CPGB-Führung die Beschlüsse zu rechtfertigen« (Vogeler: Engagierte Wissenschaftler. S. 257).

40 Siehe Walter Hollitscher: Lyssenkos Problem. In: Aufbau. Kulturpolitische Monatsschrift. Berlin. Jg. 6. 1950. S. 422–434.

41 Ebenda. S. 429.

in Stoff- und Energiewechsel stehen. Oder man muß für diese Veränderung der Tiere und Pflanzen mystische Kräfte zu Rate ziehen«<sup>42</sup>.

Wenn man nicht unterstellen will, dass Hollitscher diese Sätze aus purem Opportunismus entgegen seiner Überzeugung geschrieben habe – was sich vom Gesamtbild seines Charakters her wohl verbietet –, dann liegt folgende Deutung nahe: Hier ist er in die Falle getappt, die mit der Auffassung von der qualitativen Gleichartigkeit des philosophischen und des wissenschaftlichen Wissens aufgestellt war. In den meisten Fällen hat er sie mit seinen vorsichtigen und abwägenden Formulierungen umgangen; an dieser Stelle indes hat er der Versuchung nachgegeben, den direkten Einbau von Denkschemata der von ihm präferierten Philosophie in ein naturwissenschaftliches Konzept für ein Qualitätskriterium dieses Konzepts zu halten. Später – und sicher in einem schmerzhaften Prozess innerer Auseinandersetzung – hat sich Hollitscher korrigiert. Dabei stützte er sich auf die Abrechnung mit dem Lyssenkoismus in der sowjetischen Literatur der 1970er Jahre, so auf Peter Wassiljewitsch Alexejew und Arkzil Jakimowitsch Iljin, die die lyszenkoistischen Entstellungen der Genetik als »linksdoktrinären Antiscientismus« bezeichneten<sup>43</sup>: »Was sich da dermaßen fälschlich als ›links‹ deklarierte, war [...] irrig und überdies schädlich für die Genetik, und für nicht wenige, die sie betrieben anstatt sie zu entstellen, nachteilig und schlimmer. Ich meine, daß den Entstellungen und Entstellern der wissenschaftlichen Genetik folgender gesellschaftlicher Irrtum zugrunde lag: das *voluntaristisch*, aus bloßen Wünschen ohne zureichende Sachkenntnis erwachsene, unbegründete Versprechen, man werde mittels Lyssenkos Methoden jene höheren Ernten erzielen, derer das vom Krieg bedrohte und schließlich zerstörte Land so dringend bedurfte [...]. Die Verquickung voluntaristischen ›Denkens‹ mit einem sich nicht der Kritik stellenden Personenkult – selbst in der Genetik! – waren wichtige Bedingungen des Übels.«<sup>44</sup> Gewiss, die von Hollitscher angebotene historische Erklärung für das Phänomen des Lyssenkoismus geht nicht sonderlich tief, aber er scheute sich jedenfalls nicht, eigene Irrtümer einzugestehen.

42 Ebenda. S. 423.

43 Siehe P. W. Alexejew, A. J. Iljin: Das Prinzip der Parteilichkeit. Berlin. 1975. S. 17 bis 22. – I. T. Frolow, S. A. Pastusny: Der Mendelismus und die philosophischen Probleme der modernen Genetik. Deutsche Ausgabe von Rolf Löther. Berlin 1981.

44 Walter Hollitscher: Fehldeologisierungen in der Genetik. In: Weg und Ziel. Wien. Jg. 40. 1982. H. 2. S. 87.

Indes dominierte die positive Seite der Auffassung, die Philosophie erzeuge wissenschaftliches Wissen höchsten Allgemeinheitsgrades, in der hier zu erörternden Vorlesung eindeutig. Sie bestand in der engen Bindung des Philosophierens an die Wissenschaft und in der Unterstützung eines wissenschaftsfreundlichen Klimas in der Öffentlichkeit. Um etwa zu verstehen, was mit Entwicklungsvorgängen gemeint ist, »muß man die entsprechenden Fachwissenschaften zu Rate ziehen, welche diese Entwicklungsvorgänge untersuchen, und von dem Gebrauch, den die Spezialisten von diesen Begriffen machen, ihre Bedeutung ablesen. Dieses ›induktive Verfahren‹, den Entwicklungsbegriff in den einzelnen Fachwissenschaften zu definieren, seinen Wandel im Laufe des Fortschritts der Entwicklungstheorie zu kodifizieren und seine metaphorische Übertragung von einem Gegenstands- und Wissenschaftsgebiet auf das andere zu verfolgen, ist das einzig legitime Verfahren einer welt- und wissenschaftszugewandten Naturphilosophie« (VII, S. 65). Zuerst und vor allem benötigt der Naturphilosoph solide Fachkenntnis in den Wissenschaftsgebieten, denen er sich zuwendet: »Ein philosophisches Klarheitsstreben, das nicht von der Einsicht in dasjenige gesteuert wird, was in der Natur wirklich der Fall und wesentlich ist, artet erfahrungsgemäß bald in Scholastik aus« (I, S. 16). Die Anspielung auf den in Hollitschers Wiener Herkunftsmilieu gepflegten logischen Purismus ist nicht zu übersehen; der Naturphilosoph müsse »das unkodifizierte Gewohnheitsrecht der Wissenschaftssprache ad notam nehmen, und als Logiker in seinen Definitionen nachzeichnen, was die Empiriker und Theoretiker der Fachwissenschaften an Begriffsinstrumenten der Entwicklungslehre bei ihren Forschungen und Überlegungen geschaffen haben und praktisch zu Rate ziehen« (VII, S. 65).

In Anknüpfung an die wissenschaftsphilosophische Tradition sieht Hollitscher in der Analyse der Grundbegriffe und Grundsätze der Wissenschaften eine genuin philosophische Aufgabe, deren Nutzen unter anderem an der Untersuchung des Gleichzeitigkeitsbegriffs bei Einstein demonstriert wird. Die Tätigkeitsbereiche des Philosophen und des Naturwissenschaftlers gehen dabei ineinander über: »Wo ein naturwissenschaftliches Problem begrifflich klargestellt wird, wo es mit den Methoden der Dialektik und vor dem Hintergrund des materialistischen Gesamtweltbildes der Lösung nähergebracht wird, da wird naturphilosophisch verfahren – ob es sich um die Arbeit eines Forschers handelt, der sich Physiker, Biologe oder Psychologe nennt, oder eines anderen, der die Philosophie der Physik, Biologie oder Psychologie als sein Spezialfach bezeichnet. Wir sehen ja überhaupt einem Wissenschaftszustand und einer Gesellschaftsverfassung entgegen, in denen

Wissenschaftler sein und Philosophie treiben miteinander untrennbar verbunden sein wird.« (I, S. 23.) Wenn sich aber Fachphilosophen in Grundlagenprobleme der Naturwissenschaften begeben, dann sollen sie diese »in kollegialer, bescheidener, hoffentlich nicht allzu unwillkommener Zusammenarbeit mit den Fachleuten des betreffenden Gebietes und im Geiste der exakten Wissenschaft zu lösen versuchen« (I, S. 16).

Hollitscher hält nicht viel davon, die Naturphilosophie hauptsächlich auf solche Themen zu konzentrieren, die in den Naturwissenschaften selbst gut abgelagert sind. Vielmehr ist er bemüht, auf möglichst vielen Gebieten den aktuellen Forschungsfronten möglichst nahe zu kommen, im vollen Bewusstsein der damit einhergehenden Risiken. Bei der Diskussion zeitgenössischer Hypothesen über die Entstehung des Lebens auf der Erde schildert er mit allem Freimut die Position, in der sich der Philosoph gegenüber den Naturwissenschaften und ihren Fachvertretern befindet. Es dürfe nicht vergessen werden, »daß es sich hier um Rekonstruktionsversuche des Entwicklungsgeschehens und nicht um einen Augenzeugenbericht handelt. Jeden Tag kann eine neue Entdeckung eine große oder kleine Korrektur nötig machen, und da man – im geradezu »unmöglichen Beruf«, den man als Naturphilosoph gewählt hat – mit bestem Willen nicht *alle* Fachzeitschriften *aller* Nationen verfolgen kann, mag bereits irgendwo eine höchst relevante Veröffentlichung vorliegen, auf die man noch nicht aufmerksam wurde oder deren Bedeutsamkeit man nicht begriffen hatte. Wir sind bei unserem Metier sehr darauf angewiesen, durch ständige Kooperation mit Fachleuten aller Gebiete von den neuesten Ergebnissen der Forschung unterrichtet zu werden. Und man soll dabei, liebe Kollegen, nicht unter Anwendlungen falschen Stolzes laborieren. Man hat auch im philosophischen Leben nur die Wahl, als allwissend gelten zu wollen und so *nichts* hinzuzulernen, oder aber durch ständiges Fragen, Kritisiertwerden und bereitwillig-couragiertes Hinhalten des Kopfes in bisweilen recht schmerzhafter Weise klüger und nützlicher zu werden. Nur das letztere Verfahren ist produktiv und menschenwürdig« (XXIX, S. 220).

Hollitschers Bemühen, möglichst nahe am aktuellen naturwissenschaftlichen Forschungsstand zu bleiben, spiegelt sich in der Verwendung neuester Literatur wieder. Folgende Quanta von Publikationen naturwissenschaftlicher Autoren aus dem Jahr fünf vor der Vorlesung werden im Text<sup>45</sup> nachweislich benutzt:

45 Erfasst werden nur die im Text explizit angegebenen Publikationen von Naturwissenschaftlern aus diesem Zeitraum; die Zahl der ohne Quellenangabe genannten Namen, Entdeckungen und Hypothesen ist wesentlich größer.

Erscheinungsjahre 1944/1945	10 Titel
Erscheinungsjahre 1946/1947	5 Titel
Erscheinungsjahre 1948–1950	13 Titel

Daneben bedient sich Hollitscher natürlich älterer Quellen. Die relativ hohe Zahl aktueller Bezüge ist um so bemerkenswerter, als um 1949/1950 die Literaturbeschaffung sowohl in Deutschland als auch in Österreich noch mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Eine Reihe der in Großbritannien und in den USA in den Jahren nach Hollitschers Rückkehr aus der Emigration erschienener Titel wird ausgewertet. Möglicherweise ist ihm über in der Emigration aufgebaute Kontakte (so über Martin Strauß) moderne Literatur nach Wien beziehungsweise Berlin geschickt worden.

Wiederholt mahnt er seine Hörer und Leser zu vorsichtigem Umgang mit den dargelegten Überlegungen. Im Zusammenhang mit der damals aktuellen Hypothese von Arthur March<sup>46</sup> über die Existenz einer Elementarlänge (und folglich einer Elementarzeit) heißt es: »Ich möchte nicht, daß Sie [...] das, was ich als denkmöglich schildere, nun für gesichert und gegeben annehmen. Die weitere Grundlagendiskussion der Physik mag zu ganz andersartigen Begriffsbildungen Anlaß geben, die der Realität viel besser angeschmiegt sind.« (XII, S. 104.) Dabei sieht er den Philosophen auch als Kommunikator, zu dessen Pflichten gehört, den Gedankenaustausch zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit zu vermitteln. Nachdem er verschiedene aktuelle Hypothesen über die Evolution der Sterne erörtert hat, fügt er die Bemerkung an: »Ich habe hier bloß ausgeplaudert, was die Astronomen, in privatem Kreise sozusagen, einander erzählen und kaum öffentlich zu äußern wagen. Jedoch, während diese heutigen Kombinationen und Spekulationen *vermutlich* nicht ganz richtig sind, sind die auf gestrige Resultate gestützten Theorien, die sich in den Schulbüchern befinden, *sicherlich* nicht richtig. Es bleibe zumindest dem Naturphilosophen gestattet, das Publikum ins Vertrauen zu ziehen und ihm davon zu berichten, wie man sich in den Fachinstituten abmüht, die Entwicklungsgeschichte der kosmischen Gebilde zu erkunden. Nur durch solche *laufende* Berichterstattung kann der Sinn für die Errungenschaft und zugleich für die tastende Vorläufigkeit unseres jeweiligen Fortschrittes geweckt werden.« (XXII, S. 180.) Der wohl bedeutendste Nutzen, den eine dialektische Naturphilosophie den Fachwissenschaften bringen kann, ist nach Hollitschers Auffassung die Beförderung der

46 Siehe Arthur March: Natur und Erkenntnis. Die Welt in der Konstruktion des heutigen Physikers. Wien 1948.

Interdisziplinarität. Diese Intention ist auch wesentlich stärker mit der Spezifik seines Ansatzes verbunden als die Arbeit an der Klärung disziplinärer Fundamentalbegriffe. Die naturphilosophische Darstellung der allgemeinen Züge des naturwissenschaftlichen Weltbildes sei von außerordentlicher Bedeutung für die Ausbildung eines jeden naturwissenschaftlichen Spezialisten; schließlich »trägt jede ausschließliche Spezialisierung den Gefahrenkeim der Borniertheit und Horizontlosigkeit in sich – einer selbst dem spezialisierten Wissenschaftsfortschritt höchst gefährlichen Kontaktlosigkeit mit den Grenzgebieten und den großen Gedankenströmungen, die in benachbarten Wissensfeldern fruchtbringend fließen. Hier hat die Naturphilosophie für die Entwicklung des Kontakts, der Gemeinschaftsdiskussion und -arbeit Sorge zu tragen – als eine Art Verschiebebahnhof für den Austausch gemeinnütziger Wissensgüter zu fungieren.« (I, S. 24.) Das Überwinden von Schranken zwischen den Disziplinen erscheint Hollitscher als eine wichtige philosophische Aufgabe: »Der dialektische Materialismus hat die Scheidewand zwischen Biologie und Psychologie ebenso gründlich niedergerissen, wie die zwischen Physik und Biologie.« (XL, S. 291.) Das Aufweisen von Berührungspunkten zwischen den Disziplinen, von Übergängen zwischen ihren Domänen bildet ein durchgehendes Motiv des Buches. Dabei operiert Hollitscher selbst flexibel mit den Begriffen und erwägt Möglichkeiten ihrer Erweiterung und ihres Transfers. Ein aktuell interessantes Beispiel dafür findet sich in der Polemik gegen den Vitalismus von Hans Driesch. Gegen Drieschs Vorwurf an seine fachlichen Kontrahenten, sie behandelten die Biologie als eine Maschinentheorie, wendet er ein, dass wir in unserer maschinellen Praxis bisher keine Vorgänge benutzen, die an Komplexität und Beziehungsreichtum dem innerorganischen Geschehen ähneln, fügt jedoch hinzu: »Wenn wir einmal technische Prozesse solcher Art doch zu verwenden imstande sein werden, dann werden wir uns entscheiden müssen, ob wir auch von ihnen als ›Maschinen‹ sprechen wollen. Ich würde dies nicht für unzumutbar halten, sähe in dem Begriff einer ›organismischen Maschine‹ keine *contradictio in adjecto*, sondern bloß die Erweiterung des Maschinenbegriffes auf eine komplexere und dadurch *qualitativ neuartige* technische Anordnung.« (XXXV, S. 264.) Dies ist ein charakteristisches Beispiel für Hollitschers Art, in offenen Perspektiven zu denken.

Philosophie kann interdisziplinäre Verknüpfungen befördern, indem sie kategoriale Schemata von hoher Allgemeinheit bereitstellt, die sie aus dem Sprachgebrauch der Wissenschaft extrahiert und bearbeitet. Hollitscher ist – vor allem anhand des Entwicklungsgedankens, dem er größte Aufmerksamkeit widmet – bemüht, einerseits den Erkenntniswert solcher Schemata

hervorzuheben, andererseits aber zu zeigen, dass sie keine apriorischen Vorgaben für den Erkenntnisprozess sind und stets der empirischen Kontrolle durch die Wissenschaft selbst unterliegen. Hollitschers Position in dieser Frage lässt sich übersichtlich an seiner Haltung zum Determinismusproblem in der Physik belegen, das in seiner Naturphilosophievorlesung (ebenso wie in seinen nachfolgenden Publikationen) nur einen relativ bescheidenen Platz einnimmt, aber immerhin Gegenstand seiner Dissertation bei Schlick gewesen ist.<sup>47</sup> Er diskutiert die Verwendung von Differentialgleichungen bei der Formulierung von Naturgesetzen und versteht unter dem »Kausalprinzip« die theoretische und praktische Anweisung, nach Naturgesetzformeln zu suchen, die Naturgesetzlichkeit richtig widerspiegeln: »Die Begriffe ›Ursache und Wirkung‹ sind doch wohl zu vorwissenschaftlich und primitiv, um der Mannigfaltigkeit und dem Beziehungsreichtum beim Zustandekommen eines Naturereignisses gerecht zu werden. Sie schneiden sozusagen in willkürlicher Weise aus dem Flusse der Ereignisse wohlumschriebene Sektoren als ›Ursachen‹ und ›Wirkungen‹ heraus.« (IV, S. 44.)

Formulierungen wie die zitierte legen die Vermutung nahe, Hollitscher würde eine sehr moderne, unkonventionelle Auffassung zum Determinismusproblem vertreten. Tatsächlich aber ist seine Position in dieser Frage eher klassisch und konservativ. Er lehnt es ab, der Natur selbst Unbestimmtheitseigenschaften zuzuerkennen, und deutet das von der Quantenmechanik diesbezüglich vermittelte Bild nicht als Auskunft über die Natur selbst, sondern als Effekt der Theoriekonstruktion: »Der Begriff ›Photon mit genauer Lage und genauem Impuls‹ ist gegenwärtig im Gebäude der modernen Quantentheorie *undefiniert*; er wird nicht zur Beschreibung der Realität verwendet [...] Dies stellt keine ›Unbestimmtheit der Natur‹ dar – es ist unsinnig, von der Natur zu sagen, sie sei ›unbestimmt‹ –, sondern ist eine Folge des gegenwärtig zur Naturbeschreibung verwendeten Begriffsinstrumentariums«. Er äußert die Erwartung, dass bessere Instrumente der Naturbeschreibung entwickelt werden, »die eine bessere Widerspiegelung der realen Elementarvorgänge in der materiellen Wirklichkeit ermöglichen« (XVII,

47 Wie Peter Goller und Gerhard Oberkofler berichten, hatte sich Schlick mit Hollitschers 1934 vorgelegter Dissertation »Über Gründe und Ursachen des Streites um das Kausalprinzip in der Gegenwart«, für die Robert Reininger als Zweitreferent fungierte, nur teilweise einverstanden erklärt. – Siehe Peter Goller, Gerhard Oberkofler: Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941). In: Die Alfred Klahr Gesellschaft und ihr Archiv. Beiträge zur österreichischen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Hrsg. im Auftrage der Alfred Klahr Gesellschaft von Hans Hautmann. Wien 2000. S. 119 (Quellen und Studien 2000).

S. 144). Der Umstand, dass die Quantenmechanik für das Verhalten einzelner Mikroteilchen »nur« Wahrscheinlichkeitsaussagen gestattet, bewegte in jenen Jahren noch sehr die Gemüter. Den Physikern, die darin eine Folge der nichteliminierbaren Wechselwirkung von (makroskopischer) Versuchsanordnung und (mikroskopischem) Versuchsobjekt sahen, standen andere gegenüber, die daraus auf die prinzipielle Unvollständigkeit und Ergänzungsbedürftigkeit der Quantenmechanik schlossen, allen voran Albert Einstein mit seiner enormen wissenschaftlichen (und moralischen!) Autorität.

Hollitscher vertrat den letztgenannten Standpunkt. Er berief sich dabei auf Einstein, dessen neueste Stellungnahmen er sich zu verschaffen suchte. Die in dem von Paul Arthur Schilpp herausgegebenen Band<sup>48</sup>, der Hollitscher damals nicht zugänglich war, enthaltenen einschlägigen Äußerungen Einsteins zitierte er nach ihrer Wiedergabe in »Physics Today« vom Februar 1950 (XVII, S. 144) – ein interessanter Beleg dafür, wie er auch während der Vorlesung noch aktuell erscheinende Literatur in seine Ausführungen einarbeitete. Größte Aufmerksamkeit schenkte er Einsteins aktuellem Versuch einer einheitlichen Feldtheorie, der um die Jahreswende 1949/1950 publik wurde. Da es ihm nicht gelang, noch während der Vorlesung in die Originalquelle Einblick zu nehmen, ließ er sich von Martin Strauß<sup>49</sup> dessen noch unveröffentlichten Aufsatz zu Einsteins neuer Feldtheorie aus London schicken und zitierte ausführlich daraus (XVII, S. 140–142). Die Hoffnung

48 Siehe Albert Einstein. *Philosopher – Scientist*. Ed. by Paul Arthur Schilpp. Evanston, Illinois, 1949 (Library of living philosophers. Vol. 7).

49 Strauß lebte bis zum Herbst 1952 in England und siedelte dann in die DDR über, wo er von 1953 bis 1960 mit der Wahrnehmung einer Professur für Theoretische Physik an der Humboldt-Universität betraut war und von 1960 bis zu seiner Emeritierung 1972 in der Forschungsgemeinschaft der naturwissenschaftlichen Institute beziehungsweise im Institut für Reine Mathematik der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin die Arbeitsgruppe für Grundlagenforschung der Theorie der Teilchen und Felder leitete. Seine Übersiedelung war nicht zuletzt auf das wiederholte Drängen Hollitschers zurückzuführen. Im Sommer 1950 schrieb Hollitscher an Strauß nach England: »Du sitzt also noch immer in Acton! Die einzige Methode, um Dich von dieser Vergeudung Deiner Fähigkeiten und geradezu grotesken Unternutzung Deiner sozialen Wirkungsmöglichkeiten zu kurieren, bestünde darin, dass Du Dir hier einmal alles ansiehst. [...] Praktische Lebenssorgen gibt es nicht für hochqualifizierte und fleissige Menschen. Man kümmert sich einfach nicht darum. Und dass ansonsten nichts erfreulicher ist als in einem in friedlichem Aufbau begriffenen Lande mitzuhelfen, brauche ich Dir ja nicht zu suggerieren« (Walter Hollitscher an Martin Strauß, 24. Juni 1950. Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Nachlass Martin Strauß). – Für den freundlichen Hinweis auf Strauß und seine erhalten gebliebenen Briefe an Hollitscher bin ich Dieter Hoffmann (MPI für Wissenschaftsgeschichte Berlin) zu Dank verpflichtet.

auf eine künftige Theorie der Mikroteilchen wiederspiegelt sich auch in Hollitschers Kommentar zu den dialektischen Zügen der Kopenhagener Deutung, die er durchaus wahrnahm: »Es ist in diesem Sinne ein dialektischer Tatbestand, da es um die ›widerspruchsvolle Einheit‹ der Versuchsanordnung und des Versuchsobjektes geht. (Es scheint mir aber unratsam, einen in so vielfacher Beziehung noch ungeklärten Naturtatbestand als ›Musterbeispiel‹ für dialektisches Verhalten der Natur zu zitieren. Er wird durch dialektisches Denken enträtselt werden; aber bisher bleibt noch viel zu untersuchen und zu klären übrig.)« (XVII, S. 143.)

Die Stellung Hollitschers zur zeitgenössischen Diskussion um das Determinismusproblem in der Physik soll hier nicht näher verfolgt werden. Die für die Charakteristik seiner Position entscheidende Stelle ist die Aussage, »daß der Determinismus eine empirische These ausspricht, daß es denkbar wäre, daß die Natur sich nicht in allen Größenbereichen eindeutig kausal und gesetzmäßig verhielte. Die Behauptung des Determinismus, es ginge in der Natur vollkommen naturgesetzlich zu, hebt aus dem Bereich verschiedener Denkmöglichkeiten eine bestimmte als in der Natur realisiert und wirklich hervor [...]. Ob in der Natur eine bloß ›beschränkte‹ oder eine vollständige Naturgesetzlichkeit besteht, ist durchaus nicht durch ›reines Denken‹ auszumachen, sondern stellt eine echte Erfahrungsfrage dar« (IV, S. 45). Mit anderen Worten: Hollitscher präferiert persönlich – mit Einstein – eine »klassische« Lösung des Determinismusproblems, doch er stellt seine eigene Vorzugsversion selbstverständlich unter das Urteil einer höheren Instanz, der wissenschaftlichen Erfahrung. Diese Haltung macht die Dignität eines Wissenschaftsphilosophen aus.

## V *Evolutionspanorama*

In Hollitschers Darstellung bildet die Kategorie Entwicklung oder Evolution (zwischen diesen beiden Termini wird keine begriffliche Unterscheidung vorgenommen) das Zentrum der theoretischen Matrix, die er für die naturphilosophische Synthese des naturwissenschaftlichen Wissens bevorzugt verwendet. Es ist kaum übertrieben, das Buch als eine Apotheose der progressiven Evolution zu bezeichnen. Hier verlässt Hollitscher am ehesten den Ton kühler Sachlichkeit; Entwicklung ist für ihn offenkundig nicht nur ein Tatbestand, sondern ein Wert. Ein Entwicklungsprozess ist – in dialektischen Kategorien charakterisiert – »eine gerichtete, fortschreitende, von Qualität zu Qualität umschlagende Veränderung eines Gebildes, von

dessen ›Identität‹ sich sinnvoll sprechen läßt«. Zugleich ist Entwicklung ein »durchlaufendes Weltphänomen« (I, S. 19). Es könnte scheinen, als sei »Veränderung« der universelle Begriff, während unter Entwicklung nur eine besondere Art von Veränderung verstanden wird. In unserer Welt verändert sich alles, aber nicht alles entwickelt sich ständig (VII, S. 63). Dieser Eindruck ist jedoch eine Fiktion, die daraus resultiert, dass wir ein zu kleines Raum-Zeit-Gebiet als Objekt unserer Untersuchung gewählt haben: »Was auf kürzere Zeit hin oder in relativer Isolation betrachtet, keine Entwicklungseigenschaften aufweist, wird gewöhnlich in längeren Zeiträumen oder in vollständig betrachtetem Beziehungsgefüge sich als Teilprozeß eines universellen Entwicklungsvorganges erweisen.« (VIII, S. 70.) Damit wäre also Entwicklung und nicht bloße Veränderung der übergreifende Zusammenhang.

In Entwicklungsprozessen werden qualitative Veränderungen bewirkt, die Realität ist qualitativ geschichtet. Allerdings warnt Hollitscher vor jeglicher Verabsolutierung eines »Stufenbaus«, vor der Herstellung »künstlich-starrer Pyramiden [...] Sie stellen für gewöhnlich eher eine Parodie als ein Bild des tatsächlichen Wissenschaftsgebäudes dar.« (VIII, S. 69.) Der qualitativen Differenziertheit der Realität soll nach Ansicht Hollitschers durch eine qualitative Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen Begriffssysteme und Theorien Rechnung getragen werden, wobei er sowohl gegen Reduktionismus (insbesondere: Mechanizismus) als auch gegen »Ganzheitsmystik« polemisiert; die Übergänge zwischen den qualitativ unterschiedenen Stufen der Realität unterliegen selbst der Erkenntnis, die Übergänge zwischen den sie abbildenden Begriffswelten sollen rational vollziehbar sein.

Nach Ansicht Hollitschers ist die dominierende Tendenz in der Entwicklung des Universums der Fortschritt von niederen zu höheren Zuständen. Obwohl er die Offenheit für das Entwicklungs- und Fortschrittsdenken oder auch die Blockaden ihm gegenüber wissenssoziologisch mit der gesellschaftlichen Situation und Interessenlage der Erkennenden in Beziehung setzt (VI, S. 54–60), soll der Unterschied von Höherem und Niedermem mit objektiven Methoden feststellbar sein: »Was Natur und Geschichte im Laufe der Entwicklung synthetisch aufgebaut haben, wird durch das analytische Verfahren in der Wissenschaft von Stufe zu Stufe abgebaut.« Was bei Betrachtung der Entwicklung des Universums als zeitliche Entfaltung imponiert, stellt sich der wissenschaftlichen Zustandsanalyse häufig als eine Art Ineinanderlagerung dar – in Reihen wie: Sozium–Mensch–Organe–Zellen–Eiweißmoleküle etc., durch deren Analyse das erkennende Denken Entwicklungsprozesse rekonstruiert (VIII, S. 70).

Das Problem, wie die Entstehung von qualitativ Neuem – das Grundphänomen von Entwicklung – rational beschrieben und erklärt werden kann, ohne zu fragwürdigen Sätzen wie »Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile« Zuflucht nehmen zu müssen, beschäftigt Hollitscher stark. In seinem Ansatz ist es das erkenntnistheoretische Zentralproblem der Untersuchung von Entwicklungszusammenhängen. Der von ihm vorgeschlagene Ausweg aus den damit verbundenen Schwierigkeiten besteht darin, eine Art Erhaltungsprinzip für die Mannigfaltigkeit in der Welt anzunehmen. Für Hollitscher ist dies eine zwingende Konsequenz aus dem Postulat der wissenschaftlichen Erklärbarkeit von Entwicklung, das die Äquivalenz von Explanans und Explanandum verlangt: »In unserer Welt entsteht ständig Neues, aber es entsteht nicht aus dem Nichts.« In einem bestimmten Sinne muss daher »die ›Mannigfaltigkeit‹ dessen, was zur Erklärung des Entstandenen herangezogen wird, die gleiche sein wie die des zu erklärenden Neuentstandenen«. »Höherentwicklung« ist also charakterisiert nicht durch sich steigernde Mannigfaltigkeit, sondern durch »eine sich ändernde Konfiguration des Gleichmannigfaltigen, die Entstehung neuer Konfigurationen in Raum und Zeit, neuer ›Organisationsstufen‹ in Raum und Zeit, die sich entsprechend ihren weltgeschichtlichen Aufeinanderfolgen in Reihen, eben in Entwicklungsreihen, einordnen. Das sogenannte ›Chaos‹, aus dem sich der ›Kosmos‹ entwickelte, die ›Urnebel‹ der Kosmologen können nicht Gebilde geringerer Mannigfaltigkeit gewesen sein, als sie die späteren Weltzustände aufwiesen, falls sich diese aus jenen auf Grund eindeutiger Gesetze entwickelt haben.« (VII, S. 63.) Was sich ändert, ist nicht »die numerisch charakterisierbare Mannigfaltigkeit der Materie«, sondern »die Konfiguration, die Komplexität, die Anordnung und Ordnung. Überdenkt man diese Behauptung, so läuft sie letzten Endes auf die Formulierung eines allgemeinsten Erhaltungssatzes hinaus.« (VIII, S. 72.) Diese Lösung entbehrt nicht der Originalität. Emergenz wird durch Reduktion erklärt, Entwicklung durch Umordnung. Damit aber muss sich Hollitscher selbst Reduktionismus vorwerfen lassen, den er doch so vehement bekämpft; es scheint, dass er sich dieser offenen Flanke nicht bewusst ist.

Die Erhaltung der Mannigfaltigkeit als »Invariante« der Evolution ergibt sich für Hollitscher, wie aus der zitierten Stelle ersichtlich ist, als Konsequenz der Prämisse, dass die späteren Weltzustände aus den früheren aufgrund *eindeutiger* Gesetze hervorgehen. Dies ist nach meiner Ansicht die Achillesferse seines Entwicklungskonzepts, die diesem einen konservativen, prämodernen Zug verleiht. Das postulierte Vorliegen »eindeutiger« Entwicklungsgesetze bedeutet – wie sich aus dem Gesamttext ergibt – nicht

nur die Behauptung, dass alle Vorgänge in der Welt letztendlich in Entwicklungszusammenhänge eingebunden sind (man vergleiche dazu die Differenzierung zwischen den Begriffen »Veränderung« und »Entwicklung«), nicht nur die Forderung, dass Entwicklungsgesetze exakt und in diesem Sinne eindeutig formuliert werden sollen (diese Forderung gilt selbstverständlich auch für Wahrscheinlichkeitsgesetze), und auch nicht einfach die Ansicht, die Mechanismen aller Entwicklungsprozesse hätten identische Züge, sondern die Auffassung, dass die aktuell vorliegende Bedingungskonstellation den Entwicklungspfad, den das evolvierende System einschlägt, eindeutig und notwendig bestimme: »Wo immer der niedrigere Zustand in gleichen Umgebungsbedingungen gegeben ist, folgt daraus mit Notwendigkeit der höhere.« (V, S. 53.) Im Rahmen einer Diskussion verschiedener Hypothesen über die primäre Entstehung des Lebens bemerkt Hollitscher: Wenn wir die Gesetzmäßigkeit des Lebens einmal beobachtet und untersucht haben, dann können wir mit Recht erwarten, dass auf einem später entstandenen Planeten, wenn dort die Materie das entsprechende Organisationsniveau erreicht hat, »der gleiche Sprung in die höhere und qualitativ neue Gesetzmäßigkeit vollzogen werden wird, zu dem es etwa auf unserer Erde zuvor gekommen war« (XLII, S. 301).

Hier gerät Hollitscher in eine erkenntnistheoretische Paradoxie, die er nicht plausibel aufzulösen vermag: »Obwohl die höheren Zustände gesetzmäßig auf die niedrigeren folgen und die niedrigeren Gesetzmäßigkeiten in den höheren enthalten sind, sind doch die höheren nicht aus den niedrigeren »ableitbar«. Sie stellen etwas wahrhaft Neues dar.« (V, S. 53.) Komplexere Stufen der Entwicklung seien aus den vorhergehenden in natürlicher und gesetzmäßiger Weise entstanden, »aber das Gesetz ihrer Entstehung [...] ist erst nach vollzogener Entwicklung formulierbar« (XLII, S. 301). Warum sollte das der Fall sein? Wenn der höhere Zustand eindeutig – also auch vollständig – durch den vorhergehenden bestimmt ist, in diesem seinen zureichenden Grund hat, dann ist im Prinzip nicht mehr nötig als die genaue Kenntnis des Ausgangszustandes, um den folgenden zuverlässig prognostizieren zu können. Die Erfahrung, dass viele Entwicklungen überraschend eintreten, ist kein beweiskräftiges Gegenargument; sie belegt nur, dass man in diesen Fällen den Ausgangszustand nicht genau genug gekannt hat, nicht aber, dass man ihn auch nicht mit der erforderlichen Genauigkeit hätte kennen können. Überdies gerät Hollitscher auch mit sich selbst in Widerspruch: »Nur durch rechtzeitiges Erkennen der vorwärtstreibenden Tendenzen können wir dem Fortschritt in der Entwicklung aktiv dienen. Sie sind zuerst oft kaum merklich und verglichen mit den hochentwickelten, aber konservativen

Altersformen (die selbst einmal revolutionär begonnen hatten) bisweilen höchst unscheinbar oder ungeschlecht. Jedoch an der Fähigkeit, das Neue und werdende in jeder Form zu erkennen und persönlich für das Neue einzutreten, erkennt man den dialektischen Materialisten« (IX, S. 79). Hier wird dem Menschen sogar die Fähigkeit zugeschrieben, »vorwärtstreibende Tendenzen« schon dann zu erkennen, wenn diese kaum merklich sind.

Die Schwierigkeit, die Anerkennung einer historischen Gesetzmäßigkeit mit der postulierten Notwendigkeit aktiven Handelns in Einklang zu bringen, ist in Arbeiten marxistischer Autoren weit verbreitet. Es handelt sich hier nicht um ein Defizit, das etwa in besonderer Weise dem Gedankengang Hollitschers eigen wäre. Diese Schwierigkeit muss dilemmatischen Charakter annehmen, solange Entwicklung im Prinzip linear gedacht wird. Gegenüber dem »flachen« Bild stetigen Fortschreitens, wie es Hollitscher im liberalen Fortschrittskonzept des 19. Jahrhunderts vertreten sieht – Herbert Spencer etwa sei vom Fortschritt »berauscht« gewesen (VII, S. 60) –, werden zwar mögliche Stagnationen und Rückschritte in Betracht gezogen, im Prinzip aber bleibt es bei der einen notwendigen Entwicklungsrichtung. Kaum jemals ist von Entwicklungsalternativen die Rede. Die einzige Alternative, die explizit angegeben wird, ist die von Fortschritt oder Untergang: »Einzigartig ist die Rolle des Menschen im Rahmen der universellen natürlichen Entwicklungsgeschichte [...] Er ist Herr seines eigenen Entwicklungsschicksals. Er kann es weise und zum Wohle seiner Artgenossen, in planender Voraussicht des Glückes und des Aufstieges aller gestalten oder zu einem jähen Ende führen, es in einer von ihm selbst verschuldeten kosmischen Atomglut aufgehen lassen, gleich der der Sonne, von der das Material seinen Anfang nahm, dem wir entstammen. So wird das letzte Wort der Entwicklungsgeschichte von uns allen gesprochen werden.« (VII, S. 68.)

Es gibt keinen ersichtlichen Grund dafür, weshalb ein materialistisch-dialektischer Ansatz ein unidirektionales Entwicklungskonzept präferieren müsste. Im Gegenteil, die Hypothese, Entwicklungsgesetze würden Möglichkeitsfelder für alternative Pfade bestimmen, ist sogar naheliegender.<sup>50</sup> Aus dieser Sicht erscheinen Situationen, in denen evolvierende Systeme eine – und nur eine – Möglichkeit haben, die sich notwendig realisieren muss, als

50 In der DDR ist dieser Gedanke um 1970 von Herbert Hörz unter dem Stichwort »dialektischer Determinismus« systematisch ausgearbeitet worden. – Siehe Herbert Hörz: Der dialektische Determinismus in Natur und Gesellschaft. 4., erw. Aufl. Berlin 1971 (Taschenbuchreihe Unser Weltbild. Bd. 34).

Grenzfall einer vielgestaltigeren und flexibleren Realität. Wenn in marxistischen Texten so oft das Bild eines einsinnigen Entwicklungsfortschritts gezeichnet wird, dann ist dies eher das Resultat einer ideologischen Projektion, die politische Überzeugung, eine sozialistische Gesellschaftsform sei wünschenswert, mit dem Nachweis ihrer zwingenden historischen Notwendigkeit zu unterbauen sucht. Von dieser Versuchung ist Hollitscher nicht frei. Das theoretische Äquivalent dieser Schwäche ist die Unterbelichtung der objektiven Wechselbeziehung von Möglichkeit und Wirklichkeit in Entwicklungsprozessen – ungeachtet seiner oben erwähnten Appelle an den »Möglichkeitssinn«.

Der Nachweis theoretischer Defizite im hier vertretenen Entwicklungs-konzept sollte indes nicht das Verdienst schmälern, das in dem insgesamt fruchtbaren Versuch liegt, eine Vielzahl von Bausteinen aus den unterschiedlichsten Disziplinen zu einem großangelegten Entwicklungs-panorama zu synthetisieren. Wenn man es mit Hollitscher als die zentrale Aufgabe der Naturphilosophie betrachtet, eine solche Synthese zu leisten, dann ist damit eine gravierende philosophische Entscheidung verbunden: Den verschiedenen Segmenten des naturwissenschaftlichen Wissens werden Unterschiede ihrer philosophischen Relevanz zugesprochen. Deshalb polemisiert Hollitscher gegen Wittgensteins Diktum: »Die Darwinsche Theorie hat mit der Philosophie nicht mehr zu schaffen als irgendeine andere Hypothese der Naturwissenschaft.«<sup>51</sup> Diese Feststellung (Satz 4.1122 des *Tractatus*) ist in Wittgensteins Philosophiekonzept ganz folgerichtig; wenn er bemerkt, dass Philosophie keine Lehre, sondern eine Tätigkeit sei, die nicht »philosophische Sätze« erzeugt, sondern das Klarwerden von Sätzen bewirkt, dann kann diese klärende Tätigkeit zweifellos an beliebigen Sätzen aus beliebigen naturwissenschaftlichen (und anderen) Disziplinen ausgeübt werden. Hollitschers Philosophieauffassung ist eine grundlegend andere. Danach produziert Philosophie in Bezugnahme auf die Wissenschaften und durch diese Bezugnahme inhaltliches Wissen. Die zitierte Aussage Wittgensteins sei »historisch einfach falsch (die Antimaterialisten hatten mit Darwin alle Hände voll zu »schaffen«, und die Materialisten verstanden sein Werk zu würdigen) und zeigt – rein sachlich betrachtet – überdies, auf welcher absonderlichen Domäne der sogenannte »logische Empirismus« (oder Positivismus) den Bereich der Philosophie einschränken möchte: Von der Realität und

51 Ludwig Wittgenstein: *Tractatus logico-philosophicus*. Philosophische Untersuchungen. Leipzig 1990. S. 32 (Reclam-Bibliothek. Bd. 1381).

ihren wesentlichen Zügen soll in ihr nicht die Rede sein dürfen; nur nachdem ein sachliches Problem zu einem rein-sprachlichen entfremdet worden ist, dürfe ein Philosoph davon reden.« Der Lehre Darwins »philosophische Würde abzusprechen, heißt, zwischen Wissenschaft und Philosophie eben jene Kluft aufreißen zu wollen, deren Schließung unser Bemühen gewidmet ist« (XXXII, S. 236).

Der entscheidende Punkt ist hier nicht eine philosophische Ehrenrettung Darwins, sondern das mit der Hervorhebung des großen Evolutionsforschers implizit verbundene Postulat, dass es im Ozean des naturwissenschaftlichen Wissens Bezirke gibt, die für eine als allgemeine Entwicklungslehre aufgefasste Naturphilosophie von besonderer Bedeutung sind. Solche Bezirke sind in Hollitschers Sicht zum ersten Erkenntnisse über die Herausbildung qualitativ neuer Niveaus oder Schichten im Stufenbau der Realität, zum zweiten defizitäre Gebiete, in denen bei der Aufhellung des universellen Entwicklungszusammenhangs Lücken bestehen und die spekulativen Hypothesen wuchern, und zum dritten Felder, auf denen philosophisch gefärbte Kontroversen über Entwicklungsprozesse ausgetragen werden. Oft sind es ein und dieselben Sektoren der naturwissenschaftlichen Erkenntnis, für die alle drei Relevanzkriterien zugleich zutreffen. Die Auswahl naturwissenschaftlicher Tatsachen, Theorien und Hypothesen, die bei Hollitscher näher diskutiert werden, erfolgt nach diesen Kriterien. Die umfangreichen Teile des Buches, in denen im Rahmen des vorgestellten wissenschaftsphilosophischen Begriffsgerüsts auf dem Hintergrund des in der unmittelbaren Nachkriegszeit verfügbaren Wissens ein universales Entwicklungs Panorama entworfen wird, können hier nicht in extenso erörtert werden; eine knappe Skizze muss genügen. Charakteristisch für den intellektuellen Stil der Darstellung ist, dass Hollitscher bei jeder sich bietenden Gelegenheit seine Leser ermahnt, die besprochenen Hypothesen keinesfalls für gesichertes Wissen zu nehmen. Um einer unwillkürlichen Dogmatisierung vorzubauen, folgt er dem methodischen Prinzip, zu einem und demselben Gegenstand, wo immer es möglich ist, konträre Hypothesen zu präsentieren. Besonders ist ihm an Fällen gelegen, in denen die Autoren solcher konträrer Hypothesen philosophisch gleichermaßen zum dialektischen Materialismus neigen; darin sieht er überzeugende Exempel des von ihm bevorzugten Paradigmas eines undogmatischen Wechselspiels von Philosophie und Naturwissenschaften.

## V.1 Anorganische Evolution

Die Darstellung beginnt mit der Diskussion kosmogonischer Konsequenzen aus kosmologischen Modellen. Hollitschers Sympathie gilt ersichtlich den Modellen, die auf Einsteins allgemeiner Relativitätstheorie – einer Theorie, die eine »außerordentliche Objektivierung der Naturwissenschaft« (XV, S. 129) darstellt – basieren. Doch er bespricht auch alternative Hypothesen. Besondere Aufmerksamkeit findet die damals (wohl vor allem in England) vieldiskutierte extravagante Hypothese von Edward Arthur Milne, die mit zwei nichtidentischen Zeitskalen operiert – wohl deshalb, weil sie die Voraussetzung für eine nicht minder extravagante quantentheoretische Hypothese von Haldane über die Entstehung unseres Planetensystems bildete.<sup>52</sup>

Da der Entwicklungsgedanke die Vorstellung von der Gerichtetheit zeitlicher Abläufe voraussetzt, beschäftigt sich Hollitscher mehrfach mit der Frage objektiver Kriterien für die Unterscheidung von »vorher« und »nachher«. Er folgt der gängigen Ansicht, der zufolge die Zeitrichtung durch den Entropiesatz bestimmt ist, und schließt aus den definatorischen Voraussetzungen des Entropiebegriffs, dass »die ›Entropie des gesamten Universums‹ keineswegs klar definiert« sei (XIII, S. 109). Ausführlich diskutiert er die Probleme, die sich in diesem Zusammenhang aus der statistischen Deutung der Entropie ergeben, vor allem anhand der schon von Ludwig Boltzmann verwendeten Argumente. Dabei hebt er eine besonders klare Darstellung bei Franz Exner hervor, wonach in – relativ zu den gewöhnlichen Objekten unserer Beobachtung – kleinen Gebieten die Zeit rückläufig sein könne und das Nebeneinanderbestehen rückläufiger und rechtläufiger Zeiten nicht absurder sei als das gleichzeitige Oben und Unten im Raum.<sup>53</sup> Er meint, dass »viele spätere, keineswegs klarere Darstellungen derselben Meinung die Quelle, aus der sie letztlich stammen, entweder verleugnen oder nicht zu kennen scheinen« (XIII, S. 113). Insgesamt gerate man aber bei der Diskussion des Begriffs der Zeitrichtung in ein gutes Stück ungelöster und nicht restlos geklärter kosmologischer Problematik hinein (XIII, S. 115).

52 Siehe John B. Scott Haldane: A quantum theory of the origin of the solar system. In: *Nature*. Vol. 155. 1945. S. 133 ff.

53 Siehe Franz Exner: Vorlesungen über die physikalischen Grundlagen der Naturwissenschaften. Wien 1919. S. 64f.

Bei der Erörterung der Planetenkosmogonien hat Hollitscher eine sichtliche Präferenz für solche Hypothesen, die die Entstehung von Planetensystemen als einen »normalen«, regulären Vorgang in der Entwicklung des Universums behandeln. So könne man nach einer 1944 von Carl Friedrich von Weizsäcker vorgelegten Untersuchung erwarten, »daß sehr viele Sterne Planeten um sich geschart haben. Dies ist ein neuer, wenn Sie wollen optimistischer Zug in der bis dahin so oft mit seltenen Katastrophen spekulierenden Planeten-Kosmologie« (XXIII, S. 185). Der Hypothese von Milne – mit dessen philosophischem Standpunkt Haldane keineswegs übereinstimmt – wird als Vorzug angerechnet, dass sie »die Entstehung unseres Planetensystems nicht als isoliertes Problem und als kosmisches Zufallsereignis« betrachtet, »sondern als einen Teil der naturhistorischen kosmogonischen Vorgänge in unserem Über-Milchstraßensystem, unserer Metagalaxis, als einen Prozess, der die Entstehung der Planeten zu der der Sterne in enge Beziehung setzt« (XXIII, S. 188). Als Exempel für gegensätzliche Positionen in der Planetenkosmogonie werden die Hypothesen der sowjetischen Forscher Otto Juljewitsch Schmidt und Wassili Grigorjewitsch Fesenkow erörtert.<sup>54</sup>

Der bescheidene Stand des Wissens über die Verhältnisse im Erdinnern, das im wesentlichen auf Ergebnisse der Erdbebenforschung angewiesen ist, bedingt in dieser Frage einen Zustand »mittlerer Ignoranz, der einem Mut zur Aufstellung kosmologischer Spekulationen gibt und zu zwei Theorietypen geführt hat: der sogenannten Meteoritentheorie des Erdinnern und der Solartheorie des Erdinnern« (XXIV, S. 193). Hollitscher behandelt diese Theorienkontroverse und lässt im Anschluss daran die Konzepte der geologischen Evolution Revue passieren. Zu der damals sehr einflussreichen Theorie, die Gebirgsbildung mit einer sukzessiven Schrumpfung des Erdvolumens in Verbindung bringt, sieht er eine »vielversprechende Alternativauffassung« in der Ansicht, dass Konvektionsströmungen unter der Erdkruste zum Aufwerfen der Gebirge führen (XXV, S. 201). Für sehr wichtig erachtet er den Umstand, dass ein beträchtlicher Teil der Erdgeschichte von der Lebensgeschichte nicht zu trennen ist: »In einem großen Kapitel der Geochemie trifft sich die Geologie mit der Biologie.« (XXV, S. 202.)

54 Obwohl diese Theorien »miteinander unverträglich sind, stellen sie beide echt materialistische Annäherungen an die Lösung unseres Problems dar.« (Walter Hollitscher: *Wie die Erde entstand*. In: ... wissenschaftlich betrachtet .... S. 24.)

Dies führt zu einer ersten brisanten Schwelle im evolutionären Gesamt-panorama, die zugleich ein Ort intensiver interdisziplinärer Wechselwirkung ist: dem Problem der Entstehung des Lebens auf der Erde, das noch vor kurzem vorwiegend spekulativ diskutiert worden sei: »Es stellt einen Konvergenzpunkt mathematischer, physikalischer, chemischer, geologischer und geophysikalisch-geochemischer Untersuchungen dar«, die es ermöglichen, »die bisherige Kluft zwischen biologisch-histologischen und chemischen Größenordnungen zu schließen«, wobei der Angriff auf das Problem »konzentrisch von vielen Seiten hervorgetragen« wird (XXVI, S. 203). Solche Forschungsfronten, die quer zu den im Wissenschaftsbetrieb verfestigten Grenzen zwischen den Disziplinen verlaufen, erwecken Hollitschers höchstes Interesse, auch aus erkenntnistheoretischer Sicht. Angesichts dessen, dass der Prozess der primären Entstehung des Lebens anscheinend keine direkten Spuren hinterlassen hat, ist die Forschungssituation delikater. Wir sind in einer Lage, in der wir »aus den *heute* zu beobachtenden organischen Prozessen und Gestalten *und* unseren Kenntnissen über die zur Lebensentstehungszeit herrschenden Umweltbedingungen das ›erste Leben‹ jener Zeit *rekonstruieren* müssen« (XXVI, S. 204). Dies ist ein altes Thema der Dialektik, das schon in der klassischen deutschen Philosophie behandelt wurde und bei Marx und Engels eine erhebliche Rolle spielte: »Man kann den Gedanken der *Historizität* auch *der Natur* nicht ernst genug auffassen, und aus ihm folgt, daß in der Gegenwart die Vergangenheit ›aufgehoben‹ ist. Versteht man, was *ist*, so hat man einen Schlüssel in der Hand, der zu verstehen hilft, wie es *geworden* ist.« (XXVII, S. 209.) Obwohl das Problem der Lebensentstehung in kosmogonischer Perspektive als ein lokales erscheint, das bisher nur an einem einzigen Planeten studiert werden kann, »hängt doch die aktuelle Auslese dessen, was *realisiert* wird aus dem, was bloß *möglich* war, von der Gesamtheit der waltenden Umweltbedingungen – letzten Endes des Universums – ab« (XXVI, S. 204).

Mit diesen methodologischen Vorgaben diskutiert Hollitscher verschiedene Hypothesen über den möglichen Mechanismus der Lebensentstehung, beginnend mit den frühen Vermutungen bei Alexander Iwanowitsch Oparin (1922) und John B. Scott Haldane (1928), wobei er sich auf die kritische Analyse des aktuellen Forschungsstandes in der von John Desmond Bernal zu dem Thema »The Physical Basis of Life« am 21. November 1947 gehaltenen Guthrie Lecture stützt. Jede plausible Hypothese über diesen komplexen Vorgang müsse von einer Auffassung des Lebens ausgehen, die im Sinne von Ludwig von Bertalanffy Organismen als offene Systeme im Fließgleichgewicht versteht. Als aussichtsreichste unter den damals verfügbaren

Konzepten betrachtet Hollitscher die an Bungenberg de Jong anknüpfende Koazervathypothese von Oparin und die »Schablonen«-Hypothese von Bernal, der zufolge die Oberflächenadsorption organischen Materials an Tonpartikeln der entscheidende Vorgang bei der Bildung lebender Materie gewesen sein könnte. Hollitscher erklärt nicht explizit, welcher Hypothese er den Vorzug gibt, lässt aber größere Sympathien für den Ansatz von Bernal erkennen, weil darin die Selektivität der biochemischen Vorgänge, die Herausbildung enzymatischer Reaktionszyklen und die für das Leben typischen Reduplikationsvorgänge plausibel gedeutet werden und Linus Paulings Resonanztheorie wie überhaupt die moderne Physik, die »von Jahr zu Jahr weniger mechanisch« wird (XXVIII, S. 217), einen geeigneten Anknüpfungspunkt finden. Vitalistischen Argumenten, die Funktion der »Lebensmaschine« verletzte den Entropiesatz, hält er entgegen, dass sich das Leben sozusagen von negativer Entropie nährt. Der Begriffspool, mit dem hier operiert wird, lässt – ideengeschichtlich betrachtet – das Gedankenmaterial erkennen, aus dem sich später die Grundzüge der Molekulargenetik oder auch die Theorie dissipativer Strukturen formten.

## V.2 Organische Evolution

Einen großen Teil der folgenden Kapitel nimmt die Behandlung des Darwinismus, der um ihn geführten Diskussionen und der mit ihm verbundenen Problematisierung des Fortschrittsbegriffs ein. Da Arten unterschiedlichster Komplexitätsstufen gleichermaßen vortrefflich angepasst sind, könne die Tatsache der Anpassung für sich genommen noch kein hinreichender Indikator für Fortschritt sein. Der Übergang von einer dominanten Organismengruppe zur nächsten setze phylogenetisch nicht an den extrem angepassten, überspezialisierten Arten des vorhergehenden Typs, sondern »an allgemein lebensstüchtigen, sozusagen optimal plastischen Arten« an (XXXIII, S. 242). Der Begriff des Fortschritts, der progressiven Evolution, wird nicht auf den Bau des Organismus allein, sondern auf das ganze System der Wechselbeziehungen von Organismus und Umwelt bezogen, und letztlich wird die systemische Betrachtungsweise so weit ausgedehnt, dass Hollitscher dazu neigt, mit Huxley den biologischen Fortschritt als eine dynamische Qualität der gesamten Biosphäre aufzufassen. Die Entstehung des Menschen erscheint nicht nur als Vorgang einer bestimmten Artenneubildung aus einer Ursprungsart, sondern als ein Evolutionsprodukt und Evolutionsstadium der Biosphäre im ganzen, und bedeutet die weiter fortschreitende »Annäherung

an einen Zustand trefflicher Angepaßtheit und universellerer Lebenstüchtigkeit« des Individuums und der Art: »In diesem *objektiv* charakterisierten Fortschrittsbegriff steckt keine verborgene Teleologie und keine subjektive Wertung« (XXXIII, S. 243).

Das Verhältnis von Evolution und Vererbung wird in diesem Buch auf die in der Biologie übliche Weise behandelt, von neolamarckistischen Ansätzen ist nicht die Rede; darauf ist oben schon eingegangen worden. Im gleichen Sinne beantwortet Hollitscher die Frage nach dem Ursprung der Variationen, an denen nach der Darwinschen Theorie die Selektion ansetzt. Er ist davon überzeugt, »daß diese moderne Mutationstheorie mit ihren unzähligen wohlwiesenen Beispielen gerade das leistet, was der Mendelsche Mechanismus der Bastardisierung nicht leisten konnte; durch Mutation *kann* Neues entstehen« (XXXV, S. 255).

Ebenso wie die Phylogenese der Arten betrachtet Hollitscher die Ontogenese der Organismen als Entwicklungsprozess, wobei er sich besonders auf die stark mit biochemischen Erkenntnissen operierenden embryologischen Arbeiten von Joseph Needham stützt.<sup>55</sup> Dabei geht er auch auf die traditionelle Kontroverse präformistischer und epigenetischer Standpunkte ein und bemerkt, deren metaphysische Gegenüberstellung sei der Entwicklung einer wissenschaftlichen Embryologie nicht zuträglich gewesen (XXXVI, S. 257). Eingehend werden die Ansichten von Wilhelm Roux, Hans Driesch, Hans Spemann und anderen über den Mechanismus der ontogenetischen Differenzierung besprochen.

Bei Hollitschers Beschäftigung mit der Evolution des Lebens ist der Aspekt, der seine Hauptaufmerksamkeit in Anspruch nimmt, die Entwicklung der psychischen Funktionen bis zur Entstehung des menschlichen Bewusstseins. Eine Auffassung des Bewusstseins, die sich nicht auf die Naturgeschichte des Psychischen gründet, ist für ihn reine Metaphysik; obwohl es erst der künftigen Wissenschaftsentwicklung vorbehalten sein werde, die durchlaufende »Entwicklungsgeschichte des Bewusstseins« zu schreiben, sei doch schon jetzt sichtbar, dass die Mehrzahl der üblichen Paradoxien, in die sich philosophische Diskussionen der Bewusstseinsvorgänge zu verstricken pflegen, nicht durch Unzulänglichkeiten des Wissens, sondern durch »metaphysische Voreingenommenheiten« bedingt sind (XXXVII, S. 266). Auf die evolutionistische Alternative, die Hollitscher dem entgegenzusetzen sucht, ist bereits eingegangen worden.

55 Siehe Joseph Needham: *Biochemistry and Morphogenesis*. Cambridge 1942.

### V.3 Anthro- und Soziogenese

Der zweite große Umschlagspunkt im Evolutionspanorama ist in der Darstellung Hollitschers der Übergang von der organischen Evolution zur menschlichen Geschichte. Soweit es um Struktur und Entwicklung der menschlichen Gesellschaft in ihrer Spezifik gegenüber der Natur geht, überschreitet der Text nicht den Rahmen der damals üblichen kargen Schematik des historischen Materialismus, wobei die defizitäre Literatursituation der ersten Nachkriegsjahre einen zusätzlichen Nachteil bildet. Hinzu kommt, dass dieses Themenfeld zu großen Teilen schon jenseits der Sphäre aktiven Interesses liegt, in der Hollitscher zu Hause ist.

Nichtsdestoweniger gewinnt die Darstellung überall dort an konzeptionellem Gewicht und geistesgeschichtlicher Bedeutung, wo sie die Beachtung der Naturgrundlagen menschlicher Existenz als unverzichtbares Moment des Geschichts- und Gesellschaftsverständnisses anmahnt. Diese Behauptung wird nur plausibel, wenn man die Schematisierung in Betracht zieht, die der Marxismus im sowjetischen Philosophiebetrieb erfahren hatte und die durch die Übersetzung sowjetischer Literatur, die Schulungsprogramme der SED und die allgemeine Propaganda auf das geistige Klima in der Sowjetischen Besatzungszone beziehungsweise in der frühen DDR einwirkte. Karl Marx und Friedrich Engels waren in ihren Schriften bemüht, den Menschen als dialektische Einheit von Natürlichem und Sozialem zu konzipieren; man kann diese Intention als das Zentrum ihres Menschenbildes auffassen, und wenn zwischen Intention und Ausführung auch oftmals eine breite Lücke klaffte, so war das Motiv doch immer präsent. Die ideologische Schematisierung hatte indes zu einer faktischen Zweiteilung der marxistischen Philosophie in dialektischen und historischen Materialismus geführt. In der maximal vulgarisierten Version erschien der dialektische Materialismus als Naturphilosophie, der historische Materialismus als Sozial- und Geschichtsphilosophie. Die Naturwissenschaften galten als Zuständigkeitsbereich des ersteren, die Geistes- und Sozialwissenschaften als Domäne des letzteren. Jegliche Bemühungen, den Naturaspekt des Soziums und der menschlichen Individualität hervorzuheben, standen zwar nicht in Kontrast zur Gedankenwelt der Gründerväter des Marxismus, erodierten aber die kanonisierte Gestalt des Marxismus-Leninismus. Die Bedeutung der einschlägigen Teile des Buches, die aus der unmittelbaren Lektüre heute nicht mehr nachvollzogen werden kann, erschließt sich aus dem zeitgeschichtlichen Kontext.

Hollitscher referiert zunächst recht ausführlich den Stand des Wissens über den Prozess der Anthropogenese und dessen Rekonstruktion auf der

Grundlage von Skelett- und Werkzeugfunden. Als Grundtendenz des gesamten Prozesses sieht er das sukzessive Zurücktreten der Naturgeschichte des Menschen hinter seine Kulturgeschichte (XLIV, S. 321). Die alte Streitfrage, ob der Werkzeug- oder vielmehr der Sprachgebrauch das zentrale Kriterium für die Unterscheidung zwischen Mensch und Tier sei, hält er nicht für eine echte Alternative, »denn es könnte einem scheinen, daß jeder wirksame und dauernde kollektive Werkzeuggebrauch mit der Verständigungsmöglichkeit der Hordenmitglieder Hand in Hand gegangen sein müßte, daß also Werkzeug- und Sprachgebrauch sich gleichzeitig entwickelt hätten« (XLV, S. 322). Von diesem Ausgangspunkt her wird die Entwicklung von Sprache und Denken in der oben besprochenen Weise erörtert.

Das Kapitel XLVI trägt die programmatische Überschrift »Die Menschheit bildet eine Familie«. Hier legt er als eine wissenschaftlich vollkommen gesicherte Einsicht dar, dass alle heute auf der Erde lebenden Menschen im biologischen Sinne ein und derselben Art angehören und dass aus der Sicht der vergleichenden Anatomie selbst die größten heute unter den Menschen zu findenden Differenzen unbedeutend sind, gemessen an den Unterschieden zwischen Ur- und Vormenschentypen (XLVI, S. 329). In den Kriegs- und Nachkriegsjahren hat Hollitscher immer wieder gegen den Rassismus und seine pseudotheoretischen Grundlagen polemisiert. Auch dieses Kapitel gilt im wesentlichen dem Nachweis der Unhaltbarkeit der sogenannten Rassentheorien, einem kurz nach dem Ende der nazistischen Gewaltherrschaft brandaktuellen Thema: »Die ›Rassentheorie‹ ist nicht Teil der Wissenschaft, sie ist ein wissenschafts- und menschenfeindlicher Aberglaube, dem zu verfallen die tiefste Entwürdigung des Verstandes und der Gesellschaftsmoral bedeutet.« (XLVI, S. 333.)<sup>56</sup>

Während hier eine behauptete natürliche Differenz in der menschlichen Population als fiktiv nachgewiesen wird, verweist Hollitscher – wenn auch noch eher zaghaft – auf die fundamentale Bedeutung einer anderen, diesmal realen natürlichen Differenz für die menschliche Geschichte und ihr Verständnis: des Unterschiedes der Geschlechter. Dabei formuliert er durchaus modern (vermutlich ein Effekt seiner psychoanalytischen Schulung), dass

56 In seiner Vorbemerkung zu der Ausstellung »Die Menschheit – eine Familie«, die in der Nachkriegszeit in Wien gezeigt wurde, schrieb Hollitscher: »Die Menschheit ist *eine* Familie, und *jeder ist seines Bruders Hüter*. Partielle Gleichgültigkeit in Angelegenheiten der Moral führt zu totaler Bestialität. Wir haben das erfahren. In diesen Fragen sollten Marxisten, Liberale und Christen Hand in Hand gehen.« (Walter Hollitscher: Rassen. Vorbemerkung zu der Wiener Ausstellung »Die Menschheit – eine Familie«. In: ... wissenschaftlich betrachtet .... S. 168.)

»das, was man ›normale‹ Männlichkeit und Weiblichkeit nennt, eine bestimmte Mischungsbalance zwischen männlichkeits- und weiblichkeitsbestimmenden Faktoren darstellt, die unter bestimmten Umständen in der einen oder anderen Richtung gekippt sein mag« (XLVII, S. 337). Am biologischen Geschlechterunterschied habe »ein ungeheurer und sich in mannigfaltigsten Formen wandelnder *gesellschaftlicher* Differenzierungsprozess angesetzt« (XLVII, S. 338). Leider verfolgt Hollitscher den Gedanken der Wechselbeziehung von Natürlichem und Sozialem an dieser Stelle nicht weiter. Seine Darstellung mündet vielmehr in die für den Marxismus traditionelle Argumentationsfigur, die wesentliche Gleichartigkeit von Mann und Frau gegen die Benachteiligung und Unterdrückung der Frau als Produkt einer ungerechten Gesellschaftsordnung ins Feld zu führen. Die Ergebnisse der modernen vergleichenden Ethnologie seit den Studien von Margret Mead<sup>57</sup> wertet er als eindrucksvolle Widerlegung der Behauptung, »es bestünden zwischen Mann und Frau angeborene und gesellschaftsunabhängige Intellekts- und Emotionsunterschiede« (XLVII, S. 339).

Ein weiteres wichtiges Teilthema des Verhältnisses von Natürlichem und Sozialem, das Hollitscher anspricht, ist die Koevolution von Sozium und Biosphäre. Wie er bemerkt, hätte die Menschheit ohne die Entwicklung der Nutzpflanzen und Haustiere die Stufe der Zivilisation nicht erreichen können (XLVIII, S. 343). Solche Passagen sind eher Aphorismen als systematische Darlegungen, aber darunter finden sich ausgesprochen weitsichtige Gedanken wie der folgende: »Will der Mensch seinen dauernden Vorteil am nicht-menschlichen Leben haben, so muß auch dieses seinen Vorteil an der ›Vergesellschaftung‹ mit dem Menschen finden.« (XLVIII, S. 344.) Fruchtbar ist auch die Anregung, die Technikgeschichte in diesen Zusammenhang zu stellen: »So ermöglicht die Domestizierung von Lebewesen einerseits den technischen Fortschritt des Menschen, so intensiviert und vervielfältigt andererseits der Fortschritt der Technik die Verwendung der domestizierten Lebewesen.« (XLVIII, S. 347.) Die Periodisierung der Urgeschichte sieht er wesentlich bestimmt durch Stufen in Art und Intensität des Stoff- und Energiewechsels des Menschen mit seiner belebten Umwelt und erörtert in diesem Zusammenhang klassische und moderne Periodisierungsvorstellungen.

Die hier angedeutete Entwicklung kennzeichnet Hollitscher als »Umschlagsprozeß von der Natur zur Kultur«, der »das letzte Kapitel der Naturdialektik und zugleich das erste der historischen Dialektik darstellt« und

57 Siehe Margaret Mead: *Sex and temperament in three primitive societies*. London 1935. – Julian Blackburn: *The Framework of Human Behaviour*. London 1947.

damit auch den systematischen Abschluss der Vorlesung bildet. Was Hollitscher zum Verständnis dieses Umschlagsprozesses beizutragen hat, ist seinem sachlichen Gehalt nach eher bescheiden. Im Kontext der Zeit gesehen, ist es jedoch sehr beachtenswert. Es überragte alles, was das zeitgenössische marxistische Denken im Osten Deutschlands – das nach den zwölf Jahren Nazidiktatur gerade erst erwacht und schon wieder in die Fesseln der stalinistischen Orthodoxie geraten war – zu bieten hatte, an Gedankenreichtum und vor allem an Offenheit.

*VI Ideengeschichtlich-biographische Retrospektive:  
Gedanken zur Genese der naturphilosophischen Position  
Walter Hollitschers*

Die Berliner Naturdialektik-Vorlesung Hollitschers war ein unzweideutiges Bekenntnis zur Dialektikauffassung von Friedrich Engels, die mit jener seines Freundes Karl Marx verwandt und verbunden, aber – wie Hans Jörg Sandkühler gezeigt hat<sup>58</sup> – nicht in jeder Hinsicht identisch war. Damit setzte sie einen Schlusspunkt unter einen langen Prozess philosophischer Standortsuche. Der spätere Hollitscher ließ es an Flexibilität und Kreativität des Denkens nicht fehlen, doch er argumentierte nunmehr ohne Vorbehalte als materialistischer Dialektiker, während er in den 1930er Jahren philosophisch zum logischen Empirismus des Wiener Kreises beziehungsweise der aus diesem hervorgegangenen Unity of Science Movement<sup>59</sup> tendiert und sich

58 Unter Bezugnahme auf die von Engels 1859 veröffentlichte Rezension zu Marx' »Zur Kritik der politischen Ökonomie« formuliert Sandkühler zugespitzt: »Gegenüber dem vereinheitlichenden ›Marx und Engels‹ läßt sich feststellen, daß Friedrich Engels hier – wie auch andernorts – in seiner popularisierenden Darstellung und in seiner empirischen Orientierung den *philosophischen* Kern und die Intention des Marxschen Denkens nicht trifft; von einer Identität ihrer Auffassungen kann schwerlich die Rede sein« (Hans-Jörg Sandkühler: Zwischen Philosophien und Wissenschaften. Eine epistemologische Kritik der Marxschen Bezugnahme auf die Naturwissenschaften. In: Karl Marx – zwischen Philosophie und Naturwissenschaften. Hrsg. von Anneliese Griese und Hans-Jörg Sandkühler. Frankfurt am Main [u.a.] 1997. S. 70 (Philosophie und Geschichte der Wissenschaften. Bd. 35)).

59 Siehe *Unified science: the Vienna Circle monograph series*, originally ed. by Otto Neurath, now in an English edition. Ed. by Brian McGuinness. Translations by Hans Kaal. With an introduction by Rainer Hegselmann. Dordrecht [u.a.] 1987 (Vienna Circle collection. Vol. 19). – Wien–Berlin–Prag. Der Aufstieg der Wissenschaftlichen Philosophie. Zentenarien Rudolf Carnap – Hans Reichenbach – Edgar Zilsel. Hrsg. von

auch subjektiv dazu bekannt hatte. Es mag an dieser Stelle offen bleiben, ob dieses Heraustreten aus der Spannung zweier differenter philosophischer Kontexte einen Gewinn oder einen Verlust bedeutete; als Faktum ist es unbestreitbar. Peter Goller und Gerhard Oberkofler stellen fest, dass die versuchte Vermittlung zwischen dem logischen Empirismus und dem Materialismus von Marx und Engels eine »originäre Idee« Hollitschers gewesen sei, ein systematischer Brückenschlag zwischen beiden aber nicht gelingen konnte.<sup>60</sup>

Vordergründig könnte man diese Feststellung auf die damalige weltpolitische Situation beziehen: Die eskalierenden intersystemaren Spannungen (in der Zeit, als Hollitscher in Berlin über Naturdialektik las, wies der US-Präsident Truman den Bau der Wasserstoffbombe an, und wenige Monate später begann der Koreakrieg) haben die im marxistischen Milieu ohnehin vorhandene Tendenz, als Pendant zu politischer Parteinahme auch strikte philosophische Parteilichkeit zu fordern, radikalisiert und so eine unkonventionelle Perspektive verschlossen. Man kann sie aber auch als Aussage über die theoretische Unvereinbarkeit der beiden Konzeptionen deuten. Mir erscheint die letztgenannte Deutung plausibler. In der Berliner Vorlesung wird Schlick nur beiläufig und Neurath gar nicht erwähnt. Vielleicht hatte sich Hollitscher hier aus Vorsicht zurückgehalten. Im Marxismus-Leninismus jener Jahre galt »Positivismus« als ein reines Negativ-Etikett, das auch allen Vertretern des Wiener Kreises ohne jede Differenzierung angeheftet wurde. Nichtsdestoweniger führten jene Teilnehmer der »philosophischen Diskussion« vom 23. Dezember 1950, die überhaupt etwas vom Wiener Kreis wussten, die Hollitscher vorgehaltenen »ideologischen Fehler« auf die Einflüsse dieses Kreises zurück. Hermann Ley meinte, dass nicht nur das erste Kapitel – das nach Hollitschers eigenen Angaben in Wien geschrieben worden war –, sondern das gesamte Manuskript vom »Wiener Einfluss« geprägt sei. Georg Klaus suchte die Quelle der Fehler gleichfalls vor allem im Wiener Kreis und konstatierte, »daß in zahlreichen Darstellungen die Sprache des Wiener Kreises auftritt und daß auch die Begriffsbildung von dieser Terminologie beeinflußt ist«. Über Robert Havemanns Äußerungen

Rudolf Haller und Friedrich Stadler. Wien 1993 (Veröffentlichungen des Instituts Wiener Kreis. Bd. 2). – Logical empiricism at its peak. Schlick, Carnap, and Neurath. Ed. with introductions by Shaotra Sarkar. New York 1996 (Science and philosophy in the twentieth century. Vol. 2).

60 Siehe Goller, Oberkofler: Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941). S. 120.

vermerkt das Protokoll, »daß Hollitscher eine ganz bestimmte Entwicklung durchlaufen hat und daß sich alles, was an dem Buch auszusetzen sei, darauf zurückführen lasse. [...] Er glaube, daß es unmöglich sei, sich den Einwirkungen solcher Ideologien auf einmal zu entziehen. Was sei nun die Aufgabe? Die Aufgabe dieser Konferenz sei, ihm zu helfen, alle diese Dinge zu überwinden, weiter zu lernen, die Fehler abzustellen.«<sup>61</sup>

Bei anderen Gelegenheiten äußerte sich Hollitscher jedoch mit Sympathie und Respekt über seinen Lehrer Schlick. Gemeinsam mit Josef Rauscher edierte er aus dessen Nachlass die Vorlesung vom Sommersemester 1936.<sup>62</sup> Goller und Oberkofler bemerken, dass er damit nach 1945 wesentlich zur Wiederentdeckung des in Vergessenheit geratenen Wiener Philosophen beigetragen habe.<sup>63</sup> Später bezog er auch in DDR-Veröffentlichungen in diesem Sinne Position. So steuerte er zum Protokoll der 1969 in Rostock durchgeführten Jungius-Schlick-Tagung einen kleinen Aufsatz »Zum Gedenken an Moritz Schlick«<sup>64</sup> bei, in dem er sich als den einzigen unter den Schülern dieses Philosophen bezeichnete, der sich zum Marxismus und Kommunismus bekannte.

Über die Entwicklung der philosophischen Position Hollitschers in seinen jungen Jahren lagen bis vor kurzem kaum zusammenhängende Angaben

61 Siehe Protokoll der philosophischen Diskussion über das Buch des Gen. Hollitscher »Naturphilosophie« am 23. Dezember 1950, 10 Uhr, im Clubhaus Jägerstraße. In: Hollitscher: Vorlesungen zur Dialektik der Natur. S. 387, 398f., 401 und 402f.

62 Siehe Moritz Schlick: Grundzüge der Naturphilosophie. Aus dem Nachlaß hrsg. von Walter Hollitscher und Josef Rauscher. Wien 1948.

63 Siehe Goller, Oberkofler: Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941). S. 125.

64 Siehe Walter Hollitscher: Zum Gedenken an Moritz Schlick. In: Joachim Jungius und Moritz Schlick. Beiträge von der Tagung des Arbeitskreises »Philosophie und Naturwissenschaft« der Universität Rostock am 3. und 4. Juli 1969 anlässlich des 550jährigen Jubiläums der Universität. Zusammengestellt und bearb. von Heinrich Vogel. Rostock 1970. S. 5ff. (Rostocker philosophische Manuskripte. H. 8). – Darin heißt es unter an-derem: »Jedoch, er war restlos tolerant. Selbst als unsere Partei, die KPÖ, verboten und illegal wurde, 1933, hielt er unbeirrt zu seinem Schüler. Er verachtete den Faschismus. [...] Seit jener ersten Begegnung bis zum Tode Schlicks trübte kein Wort, keine Haltung, kein Affekt diese Lehrer-Schüler-Beziehung, in der so viele philosophische, weltanschauliche, politische Reibungsmöglichkeiten enthalten waren und in der keine Meinungsverschiedenheit unausgesprochen blieb. [...] Durch seinen gewaltsamen Tod verloren seine Schüler einen geliebten, zutiefst nachdenklichen und zum Nachdenken zwingenden Lehrer. Noch nach Jahren träumte ich davon, daß er am Leben sei und erreichbar. Er schätzte die kritische Auseinandersetzung mit ersten Gedanken; einer Weiterentwicklung des Denkens stand er nie im Wege.«

vor. Die von Goller und Oberkofler besorgte Edition der Korrespondenz zwischen Hollitscher und Neurath<sup>65</sup>, die sich von 1934 bis 1940 erstreckte und zeitweise sehr intensiv geführt wurde, hat hier eine ganz neue Lage geschaffen. Damit erschließt sich ein wesentlicher Teil der intellektuellen Entwicklung Hollitschers, die ihn bis zu dem Standpunkt geführt hat, von dem aus er 1949 seine Berliner Vorlesung konzipierte. Zunächst kann nach Einsichtnahme in den Briefwechsel nicht mehr bezweifelt werden, dass Hollitscher während der 1930er Jahre aufrichtig bemüht war, sich ohne alle Vorbehalte in die Bewegung des logischen Empirismus zu integrieren, so wie umgekehrt Neurath seinerseits – der gegenüber seinem Schüler schon 1934 seinen Wunsch bekannte, dass aus ihm »ganz was Besonderes entstehen«<sup>66</sup> sollte – alles in seinen Kräften Stehende tat, um Hollitscher diese Integration zu ermöglichen. Bei aller Aufrichtigkeit ihres Bemühens spürten beide immer wieder Hindernisse, die sie kaum zu benennen und nur mühsam zu umschreiben vermochten.

Diese Hindernisse waren keineswegs politischer<sup>67</sup>, sondern subtil-philosophischer Art. Die positivistisch-empiristische Linie der Philosophie war von ihren Voraussetzungen her nicht antisozialistisch und nicht einmal antikommunistisch – erst nach der unglücklichen Polemik Lenins gegen »Machismus« und Empiriokritizismus<sup>68</sup> verbreitete sich dieses Vorurteil.

65 Zu Leben und Werk Neuraths siehe *Encyclopedia and Utopia. The life and work of Otto Neurath (1882–1945)*. With the first publication of Otto Neurath's full manuscript on »Visual education« and the documentation of the Otto Neurath Nachlass (Haarlem, The Netherlands). Ed. by Elisabeth Nemeth and Friedrich Stadler. Dordrecht [u.a.] 1994 (Vienna Circle Institute Yearbook. Vol. 4). – Otto Neurath oder die Einheit von Wissenschaft und Gesellschaft. Hrsg. von Paul Neurath und Elisabeth Nemeth. Wien [u.a.] 1994 (Monographien zur österreichischen Kultur- und Geistesgeschichte. Bd. 6).

66 Otto Neurath an Hollitscher, 1. März 1934. In: Goller, Oberkofler: *Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941)*. S. 141.

67 Dies bedeutet nicht, dass zwischen beiden keine politischen Differenzen bestanden hätten. Solche Differenzen waren durchaus vorhanden, aber sie wurden beiderseitig toleriert und nicht als Hemmnis für den wissenschaftstheoretischen Gedankenaustausch betrachtet. Dieter Wittich kennzeichnet sie in einer Besprechung der Briefedition mit den Worten: »Der Sozialdemokrat Neurath lehnte nach 1917 die bolschewistische Herrschaft zwar nicht ab, betrachtete sie aber höchst skeptisch. Hollitscher hingegen [...] suchte Ereignisse in der Sowjetunion, die auch von ihm nicht gebilligt werden konnten, als Kinderkrankheiten zu entschuldigen«. Angesichts des frühen Todes von Neurath »bleibt die Frage offen, wie sich das KP-Mitglied Hollitscher in den ideologischen Konflikten verhalten hätte, die ihn als engen Mitarbeiter Neuraths mit Sicherheit erwartet hätten.« (Dieter Wittich: *Ärger mit trüber Brühe DiaMat*. Walter Hollitscher und Otto Neurath – zwei ungleiche Freunde. In: »Neues Deutschland«. Berlin. 16. März 2001. S. 13.)

Hollitscher hatte die persönliche Erfahrung machen können, dass seine kommunistischen Überzeugungen von Schlick, der sie gewiss nicht teilte, toleriert wurden, gar nicht zu reden von Neurath, der politisch und gesellschaftstheoretisch selbst ausgesprochen sozialistisch dachte. Obendrein gab es spezifische Gründe, die nicht nur für gegenseitige Toleranz, sondern sogar für eine Affinität zwischen Kommunismus und logischem Empirismus sprachen – eine Affinität, die wohl nur deshalb nicht in größerem Maße zum Tragen kam, weil Lenin die Bolschewiki auf eine antimachistische beziehungsweise anti-empiriokritische philosophische Position eingestimmt hatte und diese Einstellung im Marxismus-Leninismus unter Stalin kanonisiert worden war. Beide verstanden sich als Bewegungen, die bestehende Verhältnisse von Grund auf umwälzen wollten. Dem Kommunismus ging es um die Erneuerung von Wirtschaft und Gesellschaft durch Überführung der Produktionsmittel in gesellschaftliches Eigentum, dem logischen Empirismus um die Erneuerung des Wissenschaftsbetriebes durch Elimination der »Metaphysik«. Beide erwarteten von ihren Anhängern selbstlose Unterordnung unter ein überpersönliches Anliegen und nicht das Ausleben individueller Kapricen. Die logische Analyse und Rekonstruktion der Wissenschaftssprache sollte die vollkommene Intersubjektivität – also Unpersönlichkeit – der Wissenschaft sichern. Neuraths Briefe an Hollitscher bringen deutlich das Emphatische, Missionarische, Avantgardistische der Bewegung zum Ausdruck, das Einfordern von intellektueller Disziplin und Solidarität. So gab er im August 1938 seinem Schüler zu verstehen, es behage ihm nicht, dass dieser an Schlick und Wittgenstein gerade jene Seite schätze, »die zur Absonderung und aristokratischen Isolierung führt«. Er würde es »für netter finden, wenn Sie, wo immer es möglich ist, dem breiten Strom einer Bewegung angehörten, die für die Absonderlichkeiten Einzelner weder Interesse noch Zeit übrig hat«<sup>69</sup>. Das Zentrum struktureller Korrespondenz zwischen beiden Bewegungen war aber das strikte Bestehen auf einem Basiskonsens, die Auffassung jeglicher Abweichungen von dieser Grundnorm als Häresien und das empfindliche Reagieren auf jede Andeutung derartiger Devianzen:

68 Siehe Dieter Wittich: Lenins »Materialismus und Empiriokritizismus« – Entstehung, Wirkung, Kritik. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät. Berlin. Bd. 30. 1999. H. 3. S. 79–103; Lenins Buch »Materialismus und Empiriokritizismus«. Seine Entstehungsgeschichte sowie progressive und repressive Nutzung. In: Anfänge der DDR-Philosophie. S. 160–179.

69 Otto Neurath an Hollitscher, 3. August 1938. In: Goller, Oberkofler: Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941). S. 203.

Was den Marxisten-Leninisten der »Revisionismus« war, das war den logischen Empiristen die »Metaphysik«.

Damit dürfte plausibel sein, weshalb der junge Hollitscher in seinen kommunistischen Überzeugungen kein Hindernis zu sehen brauchte, sich dem logischen Empirismus anzuschließen, und andererseits in einem Bekenntnis zum logischen Empirismus keine Gegeninstanz zu einem kommunistischen Gesellschaftsideal erblicken musste. Das Programm der Einheitswissenschaft, das Neurath nicht nur theoretisch vertrat, sondern in der Unity of Science Movement mit Gleichgesinnten auch praktisch in die Wege geleitet und international organisiert hatte, kam seiner seit früher Jugend ausgeprägten Leidenschaft für eine enzyklopädische Zusammenschau des Wissens außerordentlich entgegen. Allerdings war dieses Programm ein dezidiert *nichtdialektisches*: nicht Einheit im Unterschied und Unterschied in der Einheit, sondern *nur Einheit durch Zurückführung der Vielheit der Wissenschaftssprachen auf eine einzige* – »*physikalistische*« – Sprache. Neurath hat das gegenüber Hollitscher mit größter Präzision ausgesprochen. »Physikalismus« sei kein Schulname, sondern »ein Name, der eine bestimmte Sprachverwendung mitteilt«<sup>70</sup>, nämlich den Verzicht auf die Verwendung zweier Sprachen. Die »Einheitssprache der Wissenschaft«<sup>71</sup> sollte intersubjektiv und intersensual sein und damit allen Sinnen und allen Menschen gleich gerecht werden. Daraus geht auch hervor, dass unter der physikalistischen Sprache nicht einfach jene Sprache verstanden werden sollte, die Physiker faktisch verwenden, sondern eine logisch geklärte Sprache, die strengen Normen genügt. Neurath erinnerte an einen früher von ihm gehaltenen Vortrag über Mach, in dem er formuliert hatte, »daß *Physik* dort vorliegt, wo man von einer spezifischen Sinnesaussage unabhängig wird«<sup>72</sup>. Gegenüber Hollitscher konzidierte er, dass dieses große Ziel möglicherweise auch auf einem anderen Weg als mit dem von ihm präferierten Verfahren der Reduktion auf Protokollsätze erreicht werden könnte: »Die Protokollsatzform ist ja nur ein Versuch, sich den Wissenschaftsbereich sozusagen auf alle Fälle zu sichern – wenn man es anders macht, ist's mir auch recht«<sup>73</sup>.

Der harte Kern des logischen Empirismus war die Idee der intersensualen und intersubjektiven Einheitssprache der Wissenschaft – über die Verfahren,

70 Otto Neurath an Hollitscher, 22. November 1937. Ebenda. S. 186.

71 Otto Neurath an Hollitscher, 15. Dezember 1937. Ebenda. S. 195.

72 Ebenda. S. 194.

73 Otto Neurath an Hollitscher, 23. Juli 1937. Ebenda. S. 177f.

mit denen diese Idee realisiert werden sollte, ließ sich reden, wenn nur der zentrale Gedanke selbst unangetastet blieb. Auf diese Weise sollte die allgegenwärtige »Metaphysik« weitestgehend zurückgedrängt werden. Neurath meinte, dass »überall etwas Metaphysik« mitspricht, und erklärte, er suche sie durch die Organisation der Enzyklopädiearbeit auf ein Minimum zu reduzieren; weil die Metaphysiken vielfältiger seien als die Wissenschaft, werde »durch Gross-Kooperation die Wissenschaftlichkeit gefördert«<sup>74</sup>. Der Ausschluss »aristokratischer« Attitüden hatte für Neurath also eine prinzipielle methodologische Bedeutung.

Die Auffassung von »Metaphysik« im logischen Empirismus war meines Erachtens der für die Evolution der philosophischen Ansichten Hollitschers entscheidende Stein des Anstoßes. Auf die Erörterung dieses Punktes kommt es um so mehr an, als sowohl der logische Empirismus des Wiener Kreises als auch die materialistische Dialektik im Verständnis von Engels als *antimetaphysische* Denkweisen auftraten. Damit besteht die Gefahr einer heillosen Begriffsverwirrung, wenn man nicht in Betracht zieht, dass die Bedeutungen von »Metaphysik« in beiden Fällen unterschiedlich sind, und diese Gefahr wächst noch aufgrund des Umstandes, dass beide Bedeutungen nicht vollkommen disjunkt sind, sondern eine Überschneidungszone aufweisen.

Bei Denkern, die philosophisch von Mach ausgingen und zugleich der sozialistischen Arbeiterbewegung nahe standen, sind solche Konfundierungen zu finden. Aufschlussreich für diese Betrachtungsweise ist Friedrich Adlers zuerst 1906/1907 veröffentlichter Aufsatz »Friedrich Engels und die Naturwissenschaft«, den Otto Jenssen 1925 in der von ihm zum 30. Todestag des Naturwissenschaftlers (!) Engels herausgegebenen Gedenkschrift »Marxismus und Naturwissenschaft« nachdruckte. Adler zog aus einer ausführlichen Exegese der beiden Engels-Schriften »Anti-Dühring« und »Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie« den Schluss, »daß die Bezeichnungen ›Materialismus‹ und ›Dialektik‹ bei Marx und Engels sich *vollständig* mit den Begriffen der modernen Naturwissenschaft ›Erfahrung‹ und ›Entwicklung‹ decken«. Nachdem er Marx und Engels als Anti-Metaphysiker charakterisiert hatte, bemerkte er schließlich: »Aber, wie auf allen Gebieten, so auch in der Erkenntnistheorie: den Philosophen Dialektik beibringen, heißt sie umbringen. Denn dringt die

74 Otto Neurath an Hollitscher, 2. November 1937. Ebenda. S. 184.

erfahrungsmäßige Entwicklungsgeschichte in ein Gebiet ein, so endet in diesem Gebiet die bornierte Metaphysik: die Philosophie.«<sup>75</sup>

Für Neurath und seinen Kreis ist der Inhalt von Sätzen ausschließlich und vollständig durch die empirische Situation gegeben, in Bezug auf die sie formuliert oder ausgesprochen werden; entsprechend ist das sprachliche Material, das dabei verwendet wird, außerhalb dieses Situationsbezuges reine Form, bloßes Kalkül. Jede Behauptung, die Sprache transportiere eine vor dem Eintritt in die empirische Situation, also a priori, bereits gegebene Bedeutung, gilt als schädliche Metaphysik. Insofern ist der logische Empirismus, wenngleich entschieden vom Sensualismus abgegrenzt, seiner Intention nach die höchstmögliche Radikalisierung des empiristischen Prinzips. Neurath ging gegenüber Hollitscher wiederholt auch auf die Geschichte des Wiener Kreises ein. Der ursprüngliche Kreis sei »ungemein metaphysikfrei« gewesen, »wissenschaftsanalytisch interessiert, nicht mehr konstruktiv gerichtet«. Durch Carnap und Schlick sei eine wesentlich konstruktivere Haltung nach Wien gekommen, »die ihrem Wesen nach wohl rationalistische Züge aufweist, vielleicht als metaphysischer Restbestand aufzufassen ist«<sup>76</sup>. Während Neurath bei Schlick, ohne dessen Verdienste um den Wiener Kreis herabzusetzen, lediglich metaphysische Züge ausmachte, sah er Wittgenstein als einen nachgerade gefährlichen Träger metaphysischer Vorurteile an. In diesem Zusammenhang machte er Hollitscher schwere Vorwürfe; indem dieser in einem zur Publikation bestimmten Text Wittgenstein zum umfassenden logischen Empirismus rechne, erschwere er »in vielem unsere harte Arbeit um den Ausbau des wissenschaftlichen Denkens«<sup>77</sup>.

Die ganze Korrespondenz belegt, wie emotional aufgeladen das Thema »Metaphysik« im Wiener Kreis war. Hollitscher drückte das in einer Antwort auf Neuraths ständige Vorbehalte Ende 1937 drastisch aus: »Wir sollten doch innerhalb unseres Kreises sicher sein, daß niemand sich sozusagen unanständig, das heißt hier – vor dem Hintergrund unserer puritanischen logischen Berufsmoral gesehen – daß er sich *metaphysisch* [geben] wird«<sup>78</sup>.

75 Friedrich Adler: Friedrich Engels und die Naturwissenschaft. In: Marxismus und Naturwissenschaft. Gedenkschrift zum 30. Todestage des Naturwissenschaftlers Friedrich Engels. Berlin 1925. S. 151 und 157. – Dieser Aufsatz wurde ursprünglich publiziert in: Die Neue Zeit. Wien. Jg. 25. Bd. 1. 1906/1907. S. 620 ff.

76 Otto Neurath an Hollitscher, 22. November 1937. In: Goller, Oberkofler: Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941). S. 183f.

77 Otto Neurath an Hollitscher, 7. Juni 1938. Ebenda. S. 198.

78 Hollitscher an Otto Neurath, 20. Oktober 1937. Ebenda. S. 181.

Es ist schwierig, aus diesem ganzen Geflecht von Zweifeln, leidenschaftlichem Werben, Versicherungen und Treuebekanntnissen herauszupräparieren. Was Hollitscher und Neurath sachlich trennte und was letzteren damals zu der Feststellung veranlasste, auch Hollitscher gehöre wohl zum Wiener Kreis, doch »ich weiß nicht wie weit«<sup>79</sup>.

Im März 1936 kündigte Hollitscher gegenüber Neurath an, er würde vermutlich bald eine Arbeit über die psychoanalytische Begriffsbildung schreiben; er halte eine Brücke zwischen Psychoanalyse und logischem Empirismus für wichtig.<sup>80</sup> Dies war anscheinend das einzige Feld, auf dem die beiderseitige Suche nach einem möglichen Beitrag für das Enzyklopädieprojekt in eine konkrete Richtung gemündet war. Da Hollitscher an Psychoanalyse nicht nur theoretisch interessiert war, sondern auf diesem Feld sogar eine praktische Ausbildung absolvierte, war das naheliegend. Für eine naturwissenschaftlich geprägte Medizin war die introspektiv verfahrenende Psychoanalyse ein Fremdkörper, zumindest bedeutete schon ihre bloße Existenz ein unaufgelöstes Integrationsproblem. Da Hollitscher als Medizinstudent mit einem über das bei angehenden Medizinern übliche Maß hinausgehenden Fundus biologischen Wissens beide Seiten gut kannte, war er disponiert, sich diesem Problem zu stellen. Aus der Sicht des logischen Empirismus stellte es sich als Problem der Reduktion der psychoanalytischen auf die physikalistische Sprache dar. An seiner Bewältigung musste Neurath dringend interessiert sein, denn es war angesichts der eigentümlichen »Ich-Sprache« der Psychoanalyse für das einheitswissenschaftliche Anliegen eine weitaus gravierendere Herausforderung als etwa die Reduktion der chemischen oder der biologischen Fachsprachen. Schließlich orientierten sich die Chemie, in wesentlichen Zügen auch die Biologie in den 20er und 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts schon von sich aus stark an der Physik, die als Leitwissenschaft und als Paradigma von Wissenschaftlichkeit schlechthin galt. Neurath äußerte entsprechendes Interesse; er schrieb Hollitscher, in der einheitswissenschaftlichen Bewegung herrsche erhebliche Sympathie für die Psychoanalyse, trotz vieler sehr bedenklicher Formulierungen – es würde aber wohl möglich sein, diese Formulierungen zu transformieren, »wenn auch nicht durch eine simplifizierende Übersetzung«<sup>81</sup>. Eine Alternative dazu hätte nur sein können, der Psychoanalyse jeglichen positiven Gehalt abzuspochen und sie als ein ganz und gar unwissenschaftliches

79 Otto Neurath an Hollitscher, 22. November 1937. Ebenda. S. 189.

80 Siehe Hollitscher an Otto Neurath, 3. März 1936. Ebenda. S. 166.

81 Otto Neurath an Hollitscher, 7. Juni 1937. Ebenda. S. 175.

Unternehmen zu verwerfen. Neurath scheint aber davon überzeugt gewesen zu sein, dass die Psychoanalyse eine Form positiven Erfahrungsgewinns darstellt, den man aus der Umklammerung durch eine inadäquate, metaphysikbeladene Sprache lösen müsse. Entsprechend erklärte Hollitscher, die von ihm beabsichtigte logische Analyse der psychoanalytischen Fachsprache erfolge zu dem Zweck, »den überprüfbaren Gehalt schwer durchschaubarer analytischer Sätze anzugeben«<sup>82</sup>. Er wolle den Wissenschaftsbetrieb der Psychologen durch eine »gute Behavioristik«<sup>83</sup> fördern, die behavioristische Umdeutung beziehungsweise Umformulierung galt für den logischen Empirismus als geeignetes Mittel, um psychologische Aussagen in eine physikalistische Ausdrucksweise zu überführen. Mit den Ergebnissen, die Hollitscher vorlegte, war aber Neurath nie wirklich zufrieden. Er argwöhnte, Hollitscher wolle trotz aller analytischen Bemühungen der psychoanalytischen Sprache doch noch einen gewissen Sonderstatus bewahren und damit nolens volens das radikale Programm unterlaufen. Hollitschers diesbezügliche Untersuchungen mündeten in seine 1939 fertiggestellte Arbeit über die Begriffe der psychischen Gesundheit und Erkrankung (»Lausanner Dissertation«). Anfang April 1939 erinnerte er Neurath an dessen Zusage, die Arbeit zu drucken, »sei es als *einheitswissenschaftliche* Broschüre – was mir das Liebste wäre –, sei es als Aufsatz in der ›*Erkenntnis*‹«<sup>84</sup>. Wenige Tage später antwortete Neurath, er wolle die Arbeit lieber in der Zeitschrift als in der Serie der Monographien sehen, weil sie »mehr in Bedenklichkeit als in Vorschlägen«<sup>85</sup> ende.

Tatsächlich erschien die Arbeit erst 1947 als separate Buchpublikation.<sup>86</sup> Sicher waren es keine anderen Gründe als die Wirren des Krieges, die die in Aussicht genommene Zeitschriftenveröffentlichung verhinderten. Es ist aber in höchstem Grade symptomatisch, dass Neurath den Text wohl drucken, indes *nicht* in die Reihe der monographischen Broschüren aufnehmen wollte, die die eigentliche Enzyklopädie, das kristallisierte Resultat der Unity of Science Movement darstellen sollten. Die Zeitschrift war für die begleitenden Diskussionen gedacht, in der Enzyklopädie aber sollte die durch logische Durcharbeitung erneuerte Wissenschaft gültig präsentiert

82 Hollitscher an Otto Neurath, undat. (wahrscheinlich Ende Juli 1937). Ebenda. S. 178.

83 Hollitscher an Otto Neurath, 20. Oktober 1937. Ebenda. S. 180.

84 Hollitscher an Otto Neurath, 1. April 1939. Ebenda. S. 207.

85 Otto Neurath an Hollitscher, 5. April 1939. Ebenda.

86 Siehe Walter Hollitscher: Über die Begriffe der psychischen Gesundheit und Erkrankung. Eine wissenschafts-logische Untersuchung. Wien 1947.

werden. Hollitscher leistete sich wiederholt Überlegungen, die in Neuraths Augen als Abweichungen vom Geist des Empirismus erscheinen mussten. Als er bekannte, Neurath »in Fragen des Physikalismus untreu geworden«<sup>87</sup> zu sein, argwöhnte dieser: »Ich fürchte, daß Ihr Nicht-Physikalismus sich nicht auf schmale Differenzen beschränkt, sondern tiefer sitzt«; er schein ihm »mehr oder minder wissenschaftsfremder Spekulation zu entstammen, einen Plädoyer-Charakter zu tragen«<sup>88</sup>. Mit der Klarstellung, er beabsichtige Plädoyers keineswegs für nichtphysikalistische Spekulationen, sondern als »Prolegomena zu jeder empirischen Disziplin, die als Wissenschaft wird auftreten wollen«<sup>89</sup>, machte Hollitscher für Neurath alles nur noch schlimmer. Neurath nahm diese Versicherung nicht nur als ein geistreiches assoziatives Spiel mit dem berühmten Diktum Kants, sondern als »innerlich kantianisch gedacht«. Man müsse strikt davon ausgehen, was die Wissenschaften faktisch sind: »Ich fürchte sehr, daß alles andere, so weit es nicht logisch-mathematischer Kalkül ist, ins Uferlose führt«<sup>90</sup>.

Am Kalkül, weil er rein formal, vollkommen inhaltsleer gedacht war, sollte man empirie-unabhängig arbeiten können, aber Erwägungen über mögliche kognitive Inhalte erschienen als Verletzung der Normen antimetaphysischer Hygiene. »Kantianisch gedacht« – das bedeutete, die Möglichkeit apriorischer Erkenntnisinhalte zuzulassen. Mitte 1938 rügte Neurath ausdrücklich die »spekulativ-imaginativen Tendenzen«<sup>91</sup>, die er bei seinem Schüler zu erkennen glaubte. Um die Schwere dieses Vorwurfs zu ermessen, empfiehlt es sich, auf Neuraths Rekapitulation der Geschichte des Wiener Kreises zurückzukommen. Er selbst sei, so berichtete er Hollitscher, unter dem Einfluss von Schlick und Carnap »von der *imaginativen* Analogie zum *formalen* Ausdruck übergegangen«<sup>92</sup>. Das »Imaginative« hat etwas mit innerer Anschauung, mit Bewusstseinsvorstellungen und daher, für Neurath, mit der Gefahr zu tun, dass sich unkontrolliert Metaphysisches einschleichen könnte. So wie für Mach »neutrale«, nicht der Polarität von Subjekt und Objekt unterworfenen »Weltelemente« das schlechthin Gegebene waren, von dem die Wissenschaft auszugehen hat, so waren dieses Gegebene für

87 Hollitscher an Otto Neurath, undat. (1937). In: Goller, Oberkofler: Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941). S. 177.

88 Otto Neurath an Hollitscher, 23. Juli 1937. Ebenda. S. 177.

89 Hollitscher an Otto Neurath, undat. (Ende Juli 1937). Ebenda. S. 178.

90 Otto Neurath an Hollitscher, 16. August 1937. Ebenda. S. 179.

91 Otto Neurath an Hollitscher, 7. Juni 1938. Ebenda. S. 199.

92 Otto Neurath an Hollitscher, 15. Dezember 1937. Ebenda. S. 194.

Neurath die Sätze der physikalistischen Einheitssprache. Wenn er nun zu dem Urteil gelangte, dass Hollitschers Rekonstruktion der psychoanalytischen Sprache nicht bis zu dem Punkt fortgeschritten war, wo sie für die Aufnahme in die »*Encyclopedia of Unified Science*« reif genug gewesen wäre, so hieß das in anderen Worten: Er war bei einer Mehrzahl unterschiedlicher Wissenschaftssprachen stehen geblieben. Aus der Sicht des logischen Empirismus war dies ein Manko, ein unvollendetes Programm. Aus der Sicht der Dialektik konnte es ein Gewinn sein: Die qualitative Vielfalt der Welt, ausgedrückt in der Vielheit der zu ihrer Erfassung verwendeten Sprachen, wehrt sich gegen ihre nivellierende Reduktion. Dies war der Punkt, an dem Hollitscher den Schritt vom logischen Empiristen zum Dialektiker vollziehen konnte, und zwar nicht durch äußere Zwänge – etwa die ideologische Disziplinierung durch seine Partei –, sondern aus der inneren Folgerichtigkeit seiner intellektuellen Biographie heraus.

Die unzureichende Fähigkeit oder Bereitschaft Hollitschers, die qualitative Eigenart der psychoanalytischen Erkenntnisweise physikalistisch zu reduzieren, dürfte äquivalent gewesen sein mit seinem Unvermögen, die Ersetzung der Erkenntnistheorie durch Wissenschaftslogik im logisch-empiristischen Programm bis zum Ende mitzugehen. Auf die Konsequenz dieser Ersetzung legte Neurath größten Wert: »Die Fragen der Philosophen werden in Fragen der Wissenschaft verwandelt, das ist unsere Meinung«<sup>93</sup>. Er war deshalb auch dagegen, die logische Analyse von Sätzen als eine philosophische Tätigkeit zu bezeichnen – das sei eine typische Schlicksche Wendung, mit der dieser den historischen Zusammenhang zur traditionellen Philosophie zu erhalten gesucht habe. Mit Besorgnis beobachtete er bei ihm nahestehenden Menschen die Neigung, »nun aus der Unified Science auch wieder ein Feld der vagen Argumentation zu machen, in dem man, wie die Amerikaner das nennen, *epistemologische* Betrachtungen anstellt, statt sich um die Wissenschaft mit Hilfe der Analyse zu kümmern«<sup>94</sup>. Aus seiner Sicht war diese Besorgnis voll gerechtfertigt. Während die wissenschaftslogische Analyse die formale Struktur der wissenschaftlichen Sätze und Satzsysteme aufklärt, also keine »metaphysischen« Voraussetzungen machen muss, unterstellt ein erkenntnistheoretischer (epistemologischer) Ansatz inhaltliche, synthetische Vorannahmen über das Verhältnis von (erkennendem) Menschen und (zu erkennender) Welt. Bezogen auf die jeweilige konkrete

93 Otto Neurath an Hollitscher, 22. November 1937. Ebenda. S. 185.

94 Ebenda. S. 182.

Erkenntnissituation, sind solche Annahmen nichtempirisch oder überempirisch. Wenn man nun – wie es der junge Hollitscher offenbar tat – von der Existenz unterschiedlicher Erkenntnisweisen (hier: von der Eigenart des psychoanalytischen Erkennens) ausgeht oder zumindest bis zu einem gewissen Grade daran festhält, dann behauptet sich auch die Eigenständigkeit der erkenntnistheoretischen Perspektive gegenüber der wissenschaftslogischen.

Aus der Korrespondenz mit Neurath geht auch hervor, dass Hollitscher bereits 1935, also am Anfang seiner Entwicklung als Forscher, systematisch Exzerpte aus Texten von Friedrich Engels zum Thema »Naturdialektik« angefertigt hat. Es handelte sich um einen jener Honoraraufträge, die ihm Neurath von Fall zu Fall vermittelte: »Es freute mich sehr, Ihnen diesen Auftrag senden zu können, da er sicher *adäquat* ist. [...] Alles, so weit es logisch interessant ist und zeigt, wie – wenn vielleicht auch tastend, manchmal sogar fehlerhaft – der Versuch gemacht wird, *gleitende* Begriffe zu verwenden, usw.«<sup>95</sup>.

Unter den ausgewerteten Texten befand sich auch Engels' »Dialektik der Natur«. Zu jener Zeit war es keineswegs selbstverständlich, dieses Werk überhaupt zu bemerken. Dazu muss man die wechselvolle Geschichte in Betracht ziehen, die die Edition der unter diesem Titel vereinigten Aufsätze und Fragmente von Friedrich Engels durchlaufen hat.<sup>96</sup> Engels selbst hatte kurz vor seinem Tod die zu diesem Projekt gehörenden Texte in vier Koluten (»Dialektik und Naturwissenschaft«, »Die Erforschung der Natur und die Dialektik«, »Dialektik der Natur«, »Mathematik und Naturwissenschaft. Diversa«) geordnet. Für den Aufbau des in Aussicht genommenen Werkes hatte er eine grobe Planskizze hinterlassen. Nach seinem Tod beauftragte der Parteivorstand der SPD den sozialdemokratischen Physiker Leo Arons mit der Prüfung des Materials auf seine Veröffentlichungswürdigkeit. Arons nahm die Prüfung 1897 in London vor und gelangte zu einem durchweg negativen Urteil; daraufhin verzichtete der SPD-Vorstand auf eine Publikation. Erst ein Vierteljahrhundert später stieß David Borisowitsch Rjasanov, Direktor des auf Anweisung von Wladimir Iljitsch Lenin gegründeten sowjetischen Marx-Engels-Instituts, bei Eduard Bernstein auf die in Vergessenheit geratenen Manuskripte und kopierte sie. Daraufhin regte Bernstein in einem Brief an die Leitung des Marx-Engels-Archivs in Frankfurt

95 Otto Neurath an Hollitscher, 11. Februar 1935. Ebenda. S. 149.

96 Siehe Engels: Dialektik der Natur (1873–1882). Entstehung und Überlieferung. S. 569 bis 598.

furt am Main vom 12. November 1924 an, die Frage einer eventuellen Veröffentlichung erneut zu erwägen und bat Albert Einstein um sein (oben zitiertes) Urteil. 1925 erschien in Moskau eine von Rjazanov edierte Ausgabe in der Originalsprache und in russischer Übersetzung unter dem Titel »Naturdialektik« (Dialektika prirody). 1927 wurde in Frankfurt am Main unter dem Titel »Dialektik und Natur« eine leicht veränderte deutsche Ausgabe herausgebracht.<sup>97</sup> Hollitscher benutzte für seine im Auftrag von Neurath angefertigten Exzerpte diese Ausgabe. Seine Korrespondenz mit Neurath enthält jedoch keinen Anhaltspunkt für die Annahme, diese frühe Lektüre könnte Hollitschers philosophische Position irgendwie nachhaltig beeinflusst haben. In einem Brief vom 11. April kündigte Hollitscher zwar an, das, was er selbst zur Naturdialektik zu sagen habe, würde Neurath in einiger Zeit in Form eines Manuskripts zugehen.<sup>98</sup> Dieses Manuskript wurde anscheinend nie geschrieben; in dem intensiven Briefwechsel der nächsten Jahre klang das Thema nicht wieder an, weder explizit noch implizit.

Die verdienstvolle Edition von Goller und Oberkofler erlaubt daher die Vermutung, dass sich der philosophische Übergang Hollitschers zur Akzeptanz der materialistischen Dialektik im Verständnis von Engels erst in der Konsequenz des Scheiterns seiner – ernsthaften und intensiven – Bemühungen um die physikalistische Reduktion der Psychoanalyse vollzogen haben könnte. 1935 scheint seine Begegnung mit den Engels-Texten mehr oder weniger äußerlich geblieben zu sein. 1939/1940 könnte ihn das unbefriedigende Ergebnis seiner Versuche zur physikalistischen Umdeutung der Psychoanalyse empfänglich gemacht haben für eine nicht-reduktionistische Alternative zu dem Programm, die Einheit der Wissenschaft nach dem Verfahren des logischen Empirismus herzustellen. Um diese Vermutung zu einer wohlbegründeten Hypothese zu entwickeln, reicht das vorliegende Quellenmaterial noch nicht aus, aber es genügt immerhin, um ihr eine gewisse Plausibilität zu sichern. Wenn sie zutrifft, dann liegt eine wichtige biographische Bedingung für Hollitschers Übergang zum dialektischen Materialismus darin, dass er sich auf die *beiden* großen Wiener Denkschulen jener Zeit, den logischen Empirismus *und* die Psychoanalyse, gleichermaßen eingelassen, in ihrem Spannungsfeld gearbeitet und sich um ihre Konvergenz

97 Siehe Friedrich Engels: Dialektik und Natur. In: Marx-Engels-Archiv. Zeitschrift des Marx-Engels-Instituts in Moskau. Hrsg. von D. Rjazanov. Bd. 2. Frankfurt am Main 1927. S. 117–395.

98 Hollitscher an Otto Neurath, 11. April 1935. In: Goller, Oberkofler: Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941). S. 153.

bemüht hat. Es ist sehr wahrscheinlich, dass in dieser Lage Hollitschers Umgang mit den zum dialektischen Materialismus neigenden englischen Naturwissenschaftlern, die auf dem linken Flügel der »Social Relations of Science Movement«<sup>99</sup> agierten, entscheidend dafür war, aus der Disposition zum Übergang einen wirklichen philosophischen Standortwechsel werden zu lassen. In der Erstveröffentlichung des Einführungskapitels seiner Berliner Vorlesung – sie erfolgte 1984 in der Schriftenreihe »Dialektik« – wird in der redaktionellen Vorbemerkung auf die Bedeutung verwiesen, die die enge Bekanntschaft Hollitschers mit marxistisch denkenden englischen Naturwissenschaftlern wie Bernal, Haldane, Needham und Cornforth für diesen Vorlesungszyklus hatte.<sup>100</sup> Leider ist über seine diesbezüglichen Gespräche und Kontakte so gut wie nichts bekannt; es fehlt ein Quellenfundus, dessen Aussagekraft auch nur annähernd mit jener der Hollitscher-Neurath-Korrespondenz vergleichbar wäre. Immerhin weiß man, dass in diesen Kreisen damals das Verhältnis von dialektischem Materialismus und Naturwissenschaft lebhaft diskutiert wurde<sup>101</sup>, zumal die englische Ausgabe von Engels' »Dialektik der Natur« von Haldane wissenschaftlich betreut worden war. Hollitscher hat selbst mitgeteilt, dass er in London in der Friedrich-Engels-Gesellschaft verkehrt hatte<sup>102</sup>, die offenbar ein Ort solcher Diskussionen war. Über sein Verhältnis zu Engels' »Dialektik der Natur« schrieb Hollitscher in einer kurzen autobiographischen Notiz: »Ich erfuhr einiges durch einen Freund; den Text lernte ich zum erstenmal vollständig in englischer Übersetzung im Februar 1940 kennen. (Sie war von Clemens Dutt übersetzt und höchst sachkundig durch den Biometer und Populationsgenetiker John B. Scott Haldane – mit dem ich befreundet war – eingeleitet und durch Fußnoten wahrhaft ergänzt worden). Die englische Ausgabe trug wesentlichst dazu bei, daß eine wahre Galaxis hervorragender britischer Naturforscher sich für die marxistische Philosophie der modernen Naturwissenschaft begeisterten und sie zu bereichern begannen. John Desmond Bernal war einer der vielseitigsten und politisch verständnisvollsten unter ihnen. Wir wurden und blieben

99 Siehe Vogeler: Engagierte Wissenschaftler.

100 Siehe Walter Hollitscher: Vom Gegenstand und Nutzen der Naturdialektik. In: Ökologie – Naturaneignung und Naturtheorie. Hrsg. von Edgar Gärtner und André Leisewitz. Köln 1984. S. 13 (Dialektik. Bd. 9).

101 Siehe John B. Scott Haldane: The Marxist philosophy and the sciences. London 1938. – H[yman] Levy: Philosophy for a modern man. London 1938.

102 Siehe Walter Hollitscher: Kurzfassung des (bisherigen) Lebenslaufes. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschaftswissenschaftliche Reihe. Jg. 30. 1981. H. 2. S. 114.

Freunde fürs Leben«<sup>103</sup>. Diese Stelle spricht auch für die Annahme, dass Hollitschers 1935 für Neurath angefertigte Engels-Exzerpte noch keine spürbaren Auswirkungen auf die Entwicklung seiner philosophischen Position hatten.

Auf keinen Fall dürfte der Übergang vom philosophischen Standort des logischen Empirismus zu jenem der materialistischen Dialektik die Form einer abrupten Konversion gehabt haben. Die geschilderten Umstände lassen eher eine langsame Verschiebung des Horizonts vermuten, die Hollitscher selbst nicht unbedingt bewusst gewesen sein muss. Vielleicht hat er sie erst retrospektiv bemerkt, nachdem er sich schon ein gutes Stück vom logischen Empirismus entfernt hatte. Deshalb ist es vonnöten, ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass es sich bei aller Unauffälligkeit des Vollzuges dennoch um einen qualitativen Wandel gehandelt hat. In Engels' »Dialektik der Natur«, deren Ansatz für Hollitscher den Ausgangspunkt zu seiner Berliner Vorlesung geliefert hatte, zeichnen sich mehrere Schichten des Dialektik-Konzepts ab, die aus der Sicht des logischen Empirismus unterschiedlich zu bewerten sind. Auf den ersten Blick erscheint die Dialektik als bloße Denkform. Engels begann sein Büchner-Fragment mit der Unterscheidung zweier philosophischer Richtungen: »die metaphysische mit fixen Kategorieen, die dialektische [...] mit flüssigen«<sup>104</sup>. Etwas später heißt es: »*Hard and fast lines* mit der Entwicklungstheorie unverträglich«; für eine solche Stufe der Naturanschauung »reicht die alte metaphysische Denkmethode nicht mehr aus.«<sup>105</sup> Auf diesem Niveau muss die Dialektik nicht unbedingt als eine Art synthetischen Wissens aufgefasst werden. Man kann sie als einen Quasi-Kalkül denken, das für Situationen bestimmt ist, in denen nicht mit festen, sondern mit »flüssigen« Begriffen operiert wird. Eine so verstandene Dialektik ließe sich ohne weiteres in den logischen Empirismus integrieren. Möglicherweise zielte Neuraths 1935 an Hollitscher erteilter Rechercheauftrag darauf ab; im Oktober erkundigte er sich noch einmal, wie weit Hollitscher mit seinen Studien zu »gleitenden Begriffen«<sup>106</sup> bei verschiedenen Autoren gekommen sei. Die Verwendung von »Metaphysik« für das Operieren mit fixen Begriffen unterschied sich zwar deutlich von der

103 Hollitscher: Vom Gegenstand und Nutzen der Naturdialektik. S. 28f.

104 Friedrich Engels: Dialektik der Natur. In: MEGA<sup>2</sup>. Bd. I/26. S. 5.

105 Ebenda. S. 47f.

106 Otto Neurath an Hollitscher, 23. Oktober 1935. In: Goller, Oberkofler: Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941). S. 164f.

Bedeutung, die diesem Terminus im logischen Empirismus zugeschrieben wurde, konnte aber aus seiner Sicht keine prinzipiellen Probleme aufwerfen.

Das Bild ändert sich jedoch grundsätzlich, sobald man die Dialektik nicht mehr als ein Quasi-Kalkül zum Operieren mit gleitenden Begriffen, sondern als eine Form synthetischen Wissens ansieht – und eben dies war das entscheidende Charakteristikum der Dialektikauffassung bei Engels. Eine so verstandene Dialektik konnte für den logischen Empirismus nichts anderes sein als Metaphysik (in seinem Sinn dieses Wortes), hier zeichnete sich ein unüberbrückbarer Dissens in den Grundlagen ab. Wenn Engels schreibt (ähnliche Äußerungen gibt es in seinen Texten in größerer Zahl), die Dialektik sei »für die heutige Naturwissenschaft die wichtigste Denkform, weil sie allein das Analogon und damit die Erklärungsmethode bietet für die in der Natur vorkommenden Entwicklungsprozesse, für die Zusammenhänge im Ganzen und Großen, für die Übergänge von einem Untersuchungsgebiet zum andern«<sup>107</sup>, dann ist damit eindeutig gemeint, dass dialektische Kategorien ein allgemeines Wissen von der Realität repräsentieren, im Verständnis von Engels also auf keinen Fall als ein inhaltsleeres Quasi-Kalkül aufgefasst werden dürfen. Insofern tritt die Dialektik als Wissens-Apriori in konkrete Erkenntnissituationen ein; ihre Apriorität ist indes nur eine relative, darin unterscheidet sich Engels von Kant, und die gegen den Apriorismus Kants gerichteten Argumente greifen nicht ohne weiteres in Bezug auf Engels. Der Inhalt der Dialektik ist für Engels historisch bestimmt, er stellt ein generalisiertes Fazit aus der bisherigen Erkenntnisgeschichte, vor allem (aber nicht nur) aus der Geschichte der Wissenschaft dar, das wiederum methodologisch auf den Erwerb neuer Erkenntnis gewendet werden kann.

Engels betont häufig, insbesondere in Abgrenzung zu Hegel, dass »die Zusammenhänge nicht in die Thatsachen hinein zu konstruieren, sondern aus ihnen zu entdecken«<sup>108</sup> seien. Einer Kennzeichnung des Hegelschen Denkens als spekulativ würde der logische Empirismus sofort zustimmen, aber weder Engels noch Marx blieben bei einer einseitigen Distanzierung stehen. Sie betrachteten die Dialektik bei Hegel vielmehr als etwas außerordentlich Gehaltvolles, das zwar in ein inadäquates theoretisches Schema gepresst und damit verzerrt sei, aber durch »Umstülpung« dieses Schemas aus dem unangemessenen Kontext gelöst und damit für die Wissenschaft gewonnen werden könne. Hier wird also behauptet, dass auch eine

107 Engels: Dialektik der Natur. S. 167.

108 Ebenda. S. 171.

»verkehrte« Theorie einen positiven Erkenntnisinhalt aufweisen kann, der sich durch ihre Umkehrung oder »Umstülpung« freisetzen lässt. Das wird vollkommen deutlich an jener Stelle der »Dialektik der Natur«, wo Engels als Vergleichsinstanzen zur »Umstülpung« der Hegelschen Dialektik zwei analoge Fälle aus der Geschichte der Naturwissenschaft heranzieht – den Übergang von der Wärmestofflehre zur mechanischen Wärmetheorie in der Physik und den Übergang von der Phlogistontheorie zu Lavoisiers Oxidationstheorie in der Chemie.<sup>109</sup> Es liegt auf der Hand, dass bei diesen Übergängen nicht nur Theorien verworfen, sondern zugleich kognitive Inhalte bewahrt wurden.

Damit erschöpft sich in der Auffassung von Engels der Inhalt der Dialektik nicht in dem, was auch im aktuellen (natur-)wissenschaftlichen Wissen explizit enthalten ist. Dieses Hinausgehen über das wissenschaftlich Gesicherte macht ihren heuristischen Wert und gleichzeitig ihr Risiko aus, das die Gefahr des Ableitens in »Spekulation« beinhaltet (beiläufig bemerkt: so leicht es sich über »Spekulation« polemisch schwadronieren lässt, so schwierig ist es zu sagen, was man darunter tatsächlich zu verstehen hat). »Spekulation« kann Dialektik in verkehrter Gestalt hervorbringen, sie kann aber auch »Metaphysik« im Engelsschen Sinne produzieren, die in diesem schmalen Bedeutungssegment zugleich auch »Metaphysik« im Sinne von Neurath wäre. Dialektisch-materialistische Naturphilosophie bewegt sich so zwangsläufig zwischen Scylla und Charybdis, zwischen der bloßen Kompilation naturwissenschaftlicher Wissens Elemente und der spekulativen Entfernung vom Rand des wissenschaftlich Zulässigen. Hollitschers Berliner Text ist eher zur Scylla hin verschoben. Er enthält größere Strecken kompilatorischer Wiedergabe naturwissenschaftlichen Materials bei unzureichender begrifflicher Verarbeitung – spekulative Überhöhung wird ihm hingegen niemand vorwerfen können. Der Text strahlt jedoch, wie schon ausgeführt, die Überzeugung aus, dass intensive Wechselwirkung mit der Naturwissenschaft das unentbehrliche Lebenselixier einer dialektisch-materialistischen Naturphilosophie und zugleich ein wirksames Prophylaktikum gegen ihr Abgleiten in wissenschaftsfremde Spekulation ist.

Der rote Faden, an dem sich Hollitscher vom logischen Empirismus zur Naturdialektik in der Tradition von Engels bewegte, war eine auf beiden Seiten akzeptierte Aufgabe, für deren Lösung die jeweiligen Methodologien als Mittel dienten: die Verknüpfung der unterschiedlichen (Natur-)wissenschaften zu einem einheitlichen Weltbild. Sowohl Engels als auch

109 Siehe ebenda. S. 172.

Neurath beriefen sich auf vorhergehende Enzyklopädieprogramme, wobei der entscheidende Differenzpunkt zwischen beiden hinsichtlich des Traditionsbezuges die Stellung zu Hegel war. Engels notierte: »Hegel dessen encyklopädische Zusammenfassung und rationelle Gruppierung der Naturwissenschaften eine größere Tat ist als all der materialistische Blödsinn zusammen«<sup>110</sup>. Neurath berief sich gegenüber Hollitscher hingegen vor allem auf Leibniz und die französischen Enzyklopädisten und bemerkte, »daß die encyklopädische Verknüpfung (wie sie Hegel als System etc. mit Metaphysik anstrebte) eine Aufgabe ist, die über die Arbeit der Einzelwissenschaften hinausgeht und wohl auch als Funktion ausgeübt werden kann, Arbeit am Gesamtgebäude«<sup>111</sup>. Die 1930er Jahre waren in den Naturwissenschaften bereits eine Zeit, in der disziplinäre Grenzüberschreitungen Konjunktur hatten; eine gute Wissenschaftsphilosophie hatte sich vor allem darin zu bewähren, dass sie solche Grenzüberschreitungen (später als Interdisziplinarität bezeichnet) beförderte. Neurath hatte das erkannt. Er erläuterte gegenüber Hollitscher, das Programm der Einheitswissenschaft besage wesentlich mehr, als dass immer nur die physikalistische Sprache verwendet würde – auch die Querverbindungen seien wichtig.<sup>112</sup>

Während aber die physikalistische Reduktion ein starkes Mittel zur vertikalen Integration der wissenschaftlichen Satzsysteme war, erschien der Ansatz des logischen Empirismus wenig geeignet, horizontale Verknüpfungen und Transfers zwischen den Disziplinen zu modellieren und zu initiieren. Das Welt- und Wissenschaftsbild der Dialektik, das aus inhaltserfüllten Kategorien, Kategorienpaaren und Kategorienensembles aufgebaut war, empfahl sich in dieser Frage als ein vielversprechender Konkurrent. Um die Dialektik für das Problem der Klassifizierung und Systematisierung der Wissenschaftsdisziplinen aufzubereiten, hatte Engels das Konzept der Bewegungsformen der Materie entwickelt, das die Übergänge zwischen den Disziplinen hervorhob: »*Klassifizierung der Wissenschaften*, von denen jede eine einzelne Bewegungsform oder eine Reihe zusammengehöriger und in einander übergehender Bewegungsformen analysiert, ist damit Klassifikation Anordnung nach ihrer inhärenten Reihenfolge, dieser Bewegungsformen

109 Siehe ebenda. S. 172.

110 Ebenda. S. 9.

111 Otto Neurath an Hollitscher, 22. November 1937. In: Goller, Oberkofler: Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941). S. 185.

112 Siehe ebenda. S. 189.

selbst, und darin liegt ihre Wichtigkeit«. Heute reiche »äußerliches Aneinanderreihen ebenso wenig aus wie Hegels kunststücklich gemachte dialektische Übergänge. Die Übergänge müssen sich selbst machen, müssen natürlich sein. Wie eine Bewegungsform sich aus der andern entwickelt so auch ihre Spiegelbilder, die verschiedenen Wissenschaften, müssen eine aus der andern mit Nothwendigkeit hervorgehn.«<sup>113</sup> Das trifft genau die Grundidee, die in Hollitschers Berliner Vorlesung entfaltet wurde: Nicht nur die einzelnen Wissenschaftsdisziplinen bilden mit ihren spezifischen Gegenständen Wirklichkeit ab, sondern auch ihre Gesamtheit hat ein objektives Korrelat, nämlich den immanenten Entwicklungszusammenhang der Welt, dessen generelle Konturen in den Kategorien der Dialektik zum Ausdruck kommen. Hans Heinz Holz kennzeichnet den Stellenwert des Konzepts der Bewegungsformen im Gedankengebäude von Engels folgendermaßen: »Den theoretischen Übergang von der Einheit des Gesamtzusammenhangs (mit den allgemeinsten Gesetzen der Dialektik) zur Gestaltenpluralität des Kosmos (samt der Menschengeschichte) hat Engels durch das Konzept der Bewegungsformen der Materie begründet. [...] Das Konzept der Bewegungsformen der Materie liefert das Scharnier, an dem sich der Übergang von einer allgemeinen Ontologie der materiellen Welt – als Theorie des Gesamtzusammenhangs – zu einer besonderen Theorie der Entwicklung der Mannigfaltigkeit der Natur – als Dialektik der Natur – vollzieht.«<sup>114</sup>

Es erscheint mir wichtig, dass Holz den *vermittelnden* Status der Idee der Bewegungsformen im Gesamtgebäude der Dialektik hervorhebt. Engels hatte sie als eine Interpretation des Bildes entwickelt, das die Naturwissenschaften um 1870 boten. Dabei hob er mit dem durchgehenden Entwicklungszusammenhang von der Kosmogonie bis zur Menschheitsgeschichte *eine* Dimension hervor, in der die verschiedenen Disziplinen miteinander verknüpft sind – jene oben unter dem Stichwort »Evolutionspanorama« diskutierte Dimension, die auch dem Aufbau der Vorlesung von Hollitscher zugrunde lag. Das Gebäude der Wissenschaften war jedoch auch schon im 19. Jahrhundert *mehrdimensional integriert*, so dass das Konzept der Bewegungsformen – vorausgesetzt, seine grundsätzliche Berechtigung wird akzeptiert – allenfalls eine notwendige, keineswegs aber eine hinreichende

113 Engels: Dialektik der Natur. S. 28.

114 Hans Heinz Holz: Die Wissenschaft des Gesamtzusammenhangs. Zu Friedrich Engels' Begründung der Dialektik der Natur. In: Die Dialektik und die Wissenschaften. Hrsg. von Günter Kröber und Hans-Jörg Sandkühler. Köln 1986. S. 62 (Dialektik. Bd. 12).

Voraussetzung für die Aufhellung der Architektur und funktionellen Ganzheit dieses Gebäudes sein konnte. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat allerdings die disziplinäre Differenziertheit der Wissenschaft ein Ausmaß erreicht, das die Idee der Bewegungsformen – ungeachtet gelegentlicher Versuche ihrer Modernisierung<sup>115</sup> – insgesamt zu grob erscheinen lässt, um noch als Matrix enzyklopädischer Synthese für den Kosmos der Wissenschaften in Frage zu kommen. Damit hat aber der Gedanke, dass die dialektische Grundidee vom Gesamtzusammenhang der Welt und die aktuelle Erkenntnisproblematik der Wissenschaft aufeinander bezogen werden sollten, seine Bedeutung nicht verloren. Im Gegenteil – jede Debatte über Inter- oder Transdisziplinarität bestätigt seine Lebendigkeit; nur das »Scharnier«, das diese Beziehung vermittelt, muss eine andere und vor allem wesentlich differenziertere und subtilere Gestalt annehmen.

Die in weiten Teilen ontologische Darstellung der Dialektik bei Engels, die in der – später im Marxismus-Leninismus kanonisierten – Auffassung gipfelte, man könne sie naturwissenschaftsanalog in der Form von Gesetzeswissen formulieren (Dialektik als »die Wissenschaft von den allgemeinsten Gesetzen *aller* Bewegung«<sup>116</sup>), war zweifellos ein Tribut an den Zeitgeist, doppelt bedingt durch die Herkunft des eigenen Konzepts aus der kritischen Auseinandersetzung mit der ontologischen Systemkonstruktion Hegels und durch die außerordentliche Autorität der aufsteigenden Naturwissenschaft, deren Denkart zum kulturellen Paradigma avancierte. Wird die Naturdialektik jedoch als eine Fundamentalontologie interpretiert, so verwandelt sie sich in eine Sammlung von Trivialitäten ohne ernsthaftes Interesse für die Wissenschaft. Man gewinnt nichts, wenn man verkündet, dass in der Welt alles mit allem zusammenhängt, quantitative Veränderungen in qualitative übergehen etc. Eine solche fundamentalontologische Darstellungsmanier würde die philosophische Dialektik zu einer chancenlosen Konkurrentin der Naturwissenschaft auf deren eigenem Feld werden lassen; sie ist auch nicht eigentlich philosophisch, denn sie blendet die für die Philosophie charakteristische Perspektive des wechselseitigen Verhältnisses von Mensch und Welt aus. Tatsächlich ist aber die Dialektik bei Engels dort, wo sie die zeitgeistbedingte Bürde abzuwerfen vermag, nicht fundamentalontologisch,

115 Siehe Philosophie und Naturwissenschaften. Wörterbuch zu den philosophischen Fragen der Naturwissenschaft. Hrsg. von Herbert Hörz und Karl-Friedrich Wessel. 2. Aufl. Berlin 1988. S. 68–93. – Hubert Laitko: Gedanken zum Begriff Bewegungsform. Leipzig 1967 (Freiberger Forschungshefte. Reihe D. H. 53).

116 Engels: Dialektik der Natur. S. 147.

sondern reflexiv. Dialektisches Denken hat »die Untersuchung der Natur der Begriffe selbst zur Voraussetzung«<sup>117</sup>. Es behauptet nicht, dass die Welt so oder so beschaffen sei, sondern fragt, was für das wissenschaftliche Erkennen daraus folgen würde, wenn sein Gegenstand diese oder jene Züge – etwa innere Widersprüchlichkeit – aufwies. Die Idee der Einheit von Gegensätzen, als ontologischer Befund der Trivialität, verwandelt sich in eine spannende heuristische Herausforderung, sobald sie etwa auf eine Situation der Konkurrenz alternativer Theorieentwürfe projiziert wird. Alles in allem leidet Hollitschers Berliner Text noch unter der Last eines fundamentalontologisch gefärbten Dialektikkonzepts, aber die Argumentation seines Autors gewinnt an vielen Stellen den kreativen Horizont der Reflexivität – und darin, nicht in der Behauptung unveränderlich gültiger dialektischer Gesetze, liegt auch seine weiterführende Bedeutung.

117 Ebenda. S. 46.

SIEGFRIED KÄTZEL

## Bemerkungen zu Walter Hollitscher und zur Psychoanalyse-Diskussion in der SBZ und in der DDR

### I

Im Jahre 1970 wurde mein Dissertationsthema »Individuum und Gesellschaft. Kritische Analyse zu Sigmund Freud« bestätigt. Walter Hollitscher, dem der Ruf eines hervorragenden Kenners der Psychoanalyse vorauselte, weilte damals gerade als Gastprofessor zu seinem alljährlichen Maiaufenthalt an der Karl-Marx-Universität Leipzig. Ich bat ihn um Konsultationen und lernte einen ungewöhnlich liebenswürdigen Menschen kennen, der mich den großen Abstand an Wissen, Erfahrung und Alter nicht spüren ließ.

Dennoch hinterließ dieses Gespräch bei mir zwiespältige Gefühle. Ich war in zahlreichen Diskussionen mit Mitgliedern des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS), des Sozialdemokratischen Hochschulbundes (SHB) und der westdeutschen Gewerkschaftsjugend, die ich von 1966–1969 im Rahmen der FDJ geführt hatte, mit den Namen von Sigmund Freud, Wilhelm Reich, Siegfried Bernfeld, Herbert Marcuse, Erich Fromm und Reimut Reiche konfrontiert worden. Ein Teil der 68er-Bewegung propagierte die sexuelle Revolution, Sit-in und Teach-in war ihnen lästig, dafür stand Love-in auf ihren Fahnen.

Während meines Philosophiestudiums Anfang der 1960er Jahre dagegen war der Name Sigmund Freud nicht vorgekommen. Und die Literatur, die ich danach über den Begründer der Psychoanalyse gelesen hatte, ordnete ihn eher in die Reihen der geistigen und politischen Reaktion ein.

Diese Widersprüche lagen meinem damaligen Interesse an Freud zugrunde. Walter Hollitscher ließ sich in dem ersten Gespräch von ganz anderen Überlegungen leiten. Er riet mir, Verbindungen zu den Neurophysiologen und den Neuropsychologen der Universität aufzunehmen, um in interdisziplinärer Forschungsarbeit Freuds Konzept des Unbewussten, das allein psychologisch und philosophisch begründet sei, biologisch zu fundieren.

Ich berichte über diese Episode, weil sie eine wesentliche Seite Walter Hollitschers enthüllt. Ihm ging es stets um die gegenseitige Befruchtung von marxistischer Philosophie und Fachwissenschaften. Von einem marxistischen Philosophen, der die Psychoanalyse als Gegenstand gewählt hatte, erwartete er einen Beitrag zur Erfassung des Menschen als biopsychosozialer Einheit. Er selbst wirkte erfolgreich in dieser Richtung und regte andere an, es ihm gleichzutun.

Ich ahnte damals nicht, dass meiner ersten Begegnung mit Walter Hollitscher viele weitere folgen sollten. Seine hohe Bildung, die Wertschätzung der Wissenschaft und seine moralische Integrität haben mich stark beeindruckt. Ich erlebte Walter Hollitscher als einen Menschen, der sich leidenschaftlich zur sozialistischen Idee bekannte. Die DDR bezeichnete er als »zweite Heimat«, die Sowjetunion nannte er »Herzensland«<sup>1</sup>. Dennoch ließ mich Walter Hollitscher deutlich spüren, dass ihm an einer innovativen Erneuerung des Sozialismus gelegen war. Die Diskussionen und praktischen Schritte, die mit dem Neuen Ökonomischen System in der DDR verbunden waren, fanden bei ihm ein lebhaftes Echo. Er ließ sich darüber bei seinen Aufenthalten in Leipzig von Fachleuten detailliert in Kenntnis setzen. Beinahe überschwänglich reagierte er auf einige zaghafte neue Akzente in der Antrittsrede des kurzzeitigen sowjetischen Partei- und Staatschefs Jurij Andropow.

In einem an meine Frau und mich gerichteten Brief vom 24. März 1985 schrieb er: »Ich sinniere und schreibe ›denkreich‹ wie die Frau von Stein über den Farbenlehre-spekulierenden ›Goethingen‹ (Brecht) einst schrieb, über einiges bei uns, wie mir scheint, nicht hinreichend thematisierte, neu hinzugewachsene politisch-moralische Probleme. Als da sind: die Verkommenheitskennzeichen des ›sterbenden Kapitalismus‹ von heute, die zur ›Fäulnis‹ und zum ›Parasitismus‹ (Lenin) sie quantitativ und qualitativ ›bereichernd‹ und neben der imperialistischen Halbwelt auch zu unserer sozialistischen Welthälfte – auf sie ›überschwappend‹ – nicht ungefährliche Korruptiertheit, Karrieresucht, mangelnde Bereitschaft zur absoluten Herausarbeitung aller schöpferischen ›Potenzen‹ (Marx), derer es zum Fortschreiten in allen Tätigkeitsdimensionen bedarf, alt- und neumodische Süchtigkeiten, rücksichtslose Praktizierung und Bedrohung mit Massenmord und

1 Walter Hollitscher: Kurzfassung des (bisherigen) Lebenslaufes. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschaftswissenschaftliche Reihe. Jg. 30. 1981. H. 2. S. 116.

Menschheitsausrottung durch die Profiteure (wenn ›man‹ es zuläßt) sind die Erscheinungsformen des Verkommens, das ebenso wie das Sterben des Kapitalismus nicht ein Zustand, sondern ein Vorgang ist, der so lange dauern kann, wie seit Lenins Vorhersage an Zeiten vergangen ist.« Auf meine Frage, wie es um die geplanten ausführlichen autobiographischen Erinnerungen »Begegnungen und Erwägungen«, die zu schreiben wir ihn drängten, stehe, hieß es in demselben Brief: »Ich versuche Vergangenes zu rekonstruieren; und so manches Unbezweifelte in Frage zu stellen.« Vielleicht kommen mir bei Ersterem noch Forschungen über Gehirnfunktions-›Hormone‹ zu Hilfe (falls ich ihren Erfolg erlebe), die das Zugreifvermögen für Gespeichertes aber zugleich ›Vergessenes‹ verbessern. Manche »Begegnungen« führen ein zwar unzerstörtes, aber nicht ausführlich verfügbares ›Schattendasein‹ in meinen ›kleinen grauen‹ Hirnzellen. Keine Angst! Ich kehre als Ältling, der ich bin, nicht zum Seelen-Animismus meiner religiösen Kleinkindzeiten zurück! Bin ich doch mit etwa 10 Jahren zum Mitglied jener ›revolutionären Freidenkeropposition‹ geworden, in die uns die sozialdemokratische Berührungsangst selbst mit kommunistischen Freidenkern drängte. ›Was für eine Welt!‹, höhnte da da schon Karl Kraus, dem ich die Antagonisierung gegen jene ›Bürgerwelt‹ zu danken habe, die er so feinsinnig, aber nicht scharfsinnig genug ›durchschaute‹.«<sup>2</sup>

Ich glaube, diese Briefauszüge charakterisieren Walter Hollitscher besser, als ich das mit dünnen Worten hätte tun können. Sie zeigen den überzeugten Sozialisten und Marxisten, der zugleich viel Wertvolles aus der bürgerlichen Bildungswelt, der klassischen und der späten, darunter auch Freudsches Gedankengut verinnerlicht hatte, gleichzeitig den realen Zustand der Bürgerwelt seiner Zeit scharf kritisierend. Was er auch heute noch unbeirrt tun würde.

Für mich war Walter Hollitscher ein wunderbarer Mensch und hervorragender Lehrer. Die Begegnung mit ihm und seiner Frau Violetta gehört zum Besten, was mir im Leben widerfahren ist.

2 Brief von Walter Hollitscher an Hedi und Siegfried Kätzel vom 24. März 1985. Original im Besitz des Autors.

## II

In der »Kurzfassung des (bisherigen) Lebenslaufes«, geschrieben 1981, erinnert Walter Hollitscher daran, dass er Ende der 1920er Jahre in einer Arnauer Buchhandlung Bücher von Sigmund Freud entdeckte, die ihn sofort faszinierten. Die Psychologie Freuds beeindruckte ihn so sehr, dass er beschloss, sich später psychoanalytisch ausbilden zu lassen.<sup>3</sup> Er erhielt dann tatsächlich in der Endphase des Medizinstudiums, das er 1938 beendete, eine Gratis-Lehranalyse in Wien. Dorothy Burlingham, eine enge Mitarbeiterin Anna Freuds, von der er stets mit Hochachtung sprach, Dr. Grete Bibring-Lehner und – kurze Zeit – Dr. Willi Hoffer waren seine Lehranalytiker.

In seiner Londoner Zeit (1938–1945) – inzwischen emigriert – war er Assistent am dortigen Psychoanalytischen Institut, nachdem er bereits zuvor am Wiener Institut Biologie gelehrt hatte; dieses trotz – wie er ausdrücklich hervorhob – seiner bekannten kommunistischen Parteizugehörigkeit und -tätigkeit. Neben seiner therapeutischen Arbeit als Analytiker, die auch seinen kommunistischen Genossen zugute kam,<sup>4</sup> widmete sich Walter Hollitscher äußerst fruchtbar theoretischen Problemen, die an der Schnittstelle von marxistischer Philosophie und Psychoanalyse auftraten. Es entstand ein »größeres Buch über Psychoanalyse und Sozialpsychologie, das sich in mehreren Auflagen in England, den USA und auf Spanisch als nützlich erweisen sollte«<sup>5</sup>. Bald darauf (bereits nach dem Krieg) erschien in Wien die Arbeit »Über die Begriffe der psychischen Gesundheit und Erkrankung. Eine wissenschaftslogische Untersuchung«.<sup>6</sup>

Hollitschers damaliger Versuch, psychoanalytische Ideen für eine am Marxismus orientierte Psychologie und für die marxistische Philosophie fruchtbar zu machen, ist um so bemerkenswerter, als in der sowjetischen Diskussion um die Psychoanalyse, die er kannte, Anfang der 1930er Jahre der vorausgegangenen Marx-Freud-Debatte jeglicher Erkenntnisfortschritt abgesprochen und die Psychoanalyse mit einem Bannfluch belegt worden

3 Siehe Hollitscher: Kurzfassung des (bisherigen) Lebenslaufes. S. 112.

4 Siehe Walter Hollitscher: »Ich erinnere mich ...«. Protokoll eines Gesprächs mit Siegfried Kätzel und Klaus-Peter Noack vom 12. Juni 1981. In: Marxistisch-leninistische Philosophie und wissenschaftliches Weltbild. Festkolloquium aus Anlaß des 70. Geburtstages von Prof. Dr. Dr. h.c. Walter Hollitscher am 22.5.1981 .... Berlin 1981. S. 59 (Aus dem philosophischen Leben der DDR. Informationsbulletin. Jg. 17. H. 7).

5 Hollitscher: Kurzfassung des (bisherigen) Lebenslaufes. S. 114.

6 Siehe Walter Hollitscher: Über die Begriffe der psychischen Gesundheit und Erkrankung. Eine wissenschafts-logische Untersuchung. Wien 1947.

war. Die russische Psychoanalytische Vereinigung musste ihre Arbeit einstellen. In sowjetischen Lehrbüchern und Enzyklopädien, darunter der Großen Sowjetenzyklopädie, wurde jahrzehntelang die Auffassung verbreitet, dass Freuds Lehre unwissenschaftlich, antimarxistisch und reaktionär sei.<sup>7</sup>

### III

Walter Hollitscher brachte demgegenüber seine in London erarbeiteten Positionen in die geistige Auseinandersetzung in Österreich und in der sowjetischen Besatzungszone ein. Von 1945 bis circa 1948/1949 herrschten dafür zunächst günstige Bedingungen. In den weltanschaulichen, philosophischen und geistigen Strömungen, die nicht vom Faschismus vereinnahmt worden waren – Freuds Schriften fielen im Mai 1933 bekanntlich der Bücherverbrennung zum Opfer – wurden Anknüpfungspunkte gesucht, um aus der tiefen geistig-moralischen Krise herauszukommen, in der sich die Mehrheit des deutschen Volkes nach der als Katastrophe empfundenen Niederlage im Kriege und der Zerschlagung des Faschismus befand. Allerdings sahen die meisten kommunistischen Theoretiker nur in der Aufklärung und Klassik ein aufhebenswertes Erbe, während sie die geistigen Produkte der sogenannten Spätzeit – insbesondere den in den Westzonen einflussreichen Existentialismus – als Niedergangerscheinung charakterisierten.

Neben Walter Hollitscher stellten sich Alexander Mette, bereits Anfang der 1930er Jahre Sozialist, Psychoanalytiker und Repräsentant einer speziellen Variante des Freudomarxismus, sowie der Psychotherapeut Dietfried Müller-Hegemann dem demokratischen Neuaufbau im Gesundheitswesen zur Verfügung und propagierten ein in vieler Hinsicht ausgewogenes Bild der Psychoanalyse.<sup>8</sup>

Walter Hollitscher würdigte in einem Artikel im »Aufbau« 1949 Freud als »einen der bahnbrechendsten Psychologen aller Zeiten«. Insbesondere hob er hervor, dass sein Wiener Landsmann die psychischen Mechanismen der Symptombildung, der Sublimierung, der Identifizierung und der

7 Siehe Bol'shaja sovetskaja énciklopedija. Izd. 1. T. 59. Moskva 1935. Sp. 187–193 und Izd. 2. T. 45. Moskva 1956. St. 584.

8 Siehe Alexander Mette: Psychotherapie gestern und heute. Rudolstadt 1949 (Das aktuelle Traktat. H. 7). – Dietfried Müller-Hegemann: Psychotherapie in der modernen Gesellschaft. In: Aufbau. Kulturpolitische Monatsschrift. Berlin. Jg. 5. 1949. H. 9. S. 817–830.

Über-Ich-Bildung zum Gegenstand exakter wissenschaftlicher Problemstellungen gemacht habe. Er konstatierte einen unermesslichen Erkenntniszuwachs auf den Gebieten der Entwicklungspsychologie und Neurosenlehre, den herabmindern zu wollen von Obskurantismus und Unwissenheit zeuge. Zugleich unterzog er die Expansion der Psychoanalyse auf das gesellschaftliche Gebiet der Kritik und sprach von Biologisierung der Psychologie und Psychologisierung der Geschichte. Nur eine Aufhebung im Doppelsinne des Wortes könne Freuds großes Lebenswerk fruchtbar erschließen.<sup>9</sup>

Ein Jahr später in seinem Artikel »Bemerkungen über dialektischen Materialismus und Psychologie« in der Zeitschrift »Pädagogik« wiederholte er seine Argumente und führte sie detaillierter aus. Er bestimmte die Psychologie als eine Wissenschaft, die auf zwei Grundlagendisziplinen beruht, den biologischen und den historischen Wissenschaften. Der Mensch verinnerliche sein soziales Milieu in seiner Persönlichkeit, indem sie vielfältige und entwickelte gesellschaftliche Zustände adäquat widerspiegeln. Was wir individuell in uns tragen, haben wir gesellschaftlich aufgenommen. Wie das geschehe, müsse die Psychologie klären. An diesem Punkt brachte er die Psychoanalyse ins Gespräch. »Es war das große Verdienst des Lebenswerkes Sigmund Freuds die Erforschung der Rolle der Familie, jener ›Agentur der Gesellschaft‹ (wie Erich Fromm sie einmal nannte), erschlossen und die psychischen Mechanismen des Verinnerlichungsprozesses erneut zur Diskussion gestellt zu haben: den ›Mechanismus der Identifizierung‹, mit dem wir unsere Vorbilder nachahmen: den der ›Über-Ich-Bildung‹, mit dem wir die gesellschaftliche Anforderung unseres Milieus verinnerlichen; den der ›Übertragung‹, mit dem wir Einstellungen, die wir in einer bestimmten Situation erwarben, in neuen und häufig nicht unerheblich verschiedenen Lebenslagen wiederholen; den der ›Sublimierung‹, mit dem wir an die Stelle von gesellschaftlich verpönten Triebobjekten andere setzen, die mit der Indifferenz oder Billigung der Gesellschaft rechnen können; den der ›Rationalisierung‹, mit dem wir den tatsächlichen Motiven vieler unserer Gedanken solche unterschieben, die wir eher zu ertragen vermögen (ohne daß wir dabei bewußt heuchelten) – und viele andere. Freud hat, wie man weiß, die Bedeutung der unbewußten psychischen Reaktionen entdeckt. Er fand, daß die Kenntnis der bewußten oder leicht erinnerbaren Gefühle, Gedanken und

9 Siehe Walter Hollitscher: Kritik der Psychoanalyse. In: Aufbau. Berlin. Jg. 5. 1949. H. 11. S. 991f. und 994ff.

Wünsche der Menschen in vielen entscheidenden Fällen nicht hinreicht, um ihr aktuelles Verhalten zu erklären.«<sup>10</sup>

Unübersehbar entwarf Walter Hollitscher ein weit gefächertes Forschungsprogramm. Da auch Alexander Mette und Dietfried Müller-Hege-  
mann ähnlich argumentierten, konnte man auf eine schöpferische Fortsetzung der Debatte um die Psychoanalyse hoffen.

#### IV

Diese Erwartung erwies sich jedoch als Illusion, wofür außerwissenschaftliche Gründe, politische und ideologische Eingriffe, verantwortlich zeichneten. In der Sowjetunion kam es nach dem Sieg über das faschistische Deutschland, als viele eine Öffnung für breite und schöpferische wissenschaftliche Arbeit erwarteten, erneut zu einer ideologischen Kampagne, die zu Denkverböten und Reglementierungen in Biologie, Sprachwissenschaft, Ökonomie, Philosophie und Psychologie führte. Dabei wurde unter anderem gefordert, eine echt vaterländische, spezifisch russische Psychologie zu entwickeln, die sich von den Ideen des Physiologen Pawlow, der zur einzigen und unfehlbaren Autorität auch auf psychologischem Gebiet erklärt wurde, leiten lasse müsse.

Nach dem Muster dieser psychologiefeindlichen Orientierung der sowjetischen Pawlow-Tagung vom April 1950 fand 1953 in der DDR, in Leipzig, ebenfalls eine Pawlow-Tagung statt, bei der Walter Hollitscher von seiner differenzierten Sicht der Psychoanalyse aus der Londoner Zeit und der Nachkriegszeit abrückte. Er stellte einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen den Lehren Pawlows und denen Freuds fest und charakterisierte die Psychoanalyse als »pseudowissenschaftliche Ideologie« beziehungsweise als »wissenschaftlich verkleidete Irrationalitäts- und ›Verzweiflungspsychologie«<sup>11</sup>.

Walter Hollitscher hat sich mir gegenüber trotz wiederholter Bitten nie detailliert über die Vorgeschichte und die Hintergründe der Leipziger Pawlow-Tagung geäußert. Zweifellos war er von Pawlows Leistung, die er

10 Walter Hollitscher: Bemerkungen über dialektischen Materialismus und Psychologie. In: Pädagogik. Zeitschrift für Theorie und Praxis der sozialistischen Erziehung. Berlin. Jg. 3. 1950. H. 2. S. 1–16 und besonders S. 12.

11 Walter Hollitscher: Die philosophische Bedeutung der Lehren Pawlows. In: Tagungsberichte der Pawlow-Tagung. Leipzig 15./16. Januar 1953. Hrsg. von Eberhard Goetze und Alexander Mette. Berlin 1953. S. 141.

unter anderem in der »objektiven Untersuchung des aktiven psychischen Verhaltens«<sup>12</sup> sah, stark beeindruckt. Das allein erklärt jedoch nicht seine harschen Worte. Der Schweizer Psychoanalytiker Norman Elrod, der die Psychoanalyse-Diskussion in der DDR verdienstvoll erforscht und Walter Hollitscher persönlich kennen gelernt hat, spricht an einer Stelle vom Wissenschaftler und Stalinisten Hollitscher, der seinem ehemaligen Kollegen Freud Schläge unter die Gürtellinie versetzte.<sup>13</sup>

Der Begriff Stalinismus erschreckt. Dennoch darf man ihm nicht ausweichen. Nur muss man ihn hinsichtlich der Situation Walter Hollitschers im Jahre 1953 mit konkretem Inhalt erfüllen. Viele von uns wissen, in welch schwierige Situationen man geraten konnte, wenn Widersprüche zwischen der eigenen wissenschaftlichen und politischen Überzeugung und den Forderungen der Partei, der man angehörte, mit der man die Welt verändern wollte und deren Bild man trotz kritischer Einwände womöglich idealisierte, auftraten. Auf Walter Hollitscher bezogen kommen mir »schwefelige Beelzebubwörter«<sup>14</sup>, wie Hermann Kant sie in seinem Roman »Okarina« nennt – Westemigration, Revisionismus, Positivismus, Abweichung vom Marxismus, Anleihen an die bürgerliche Ideologie etc. – in den Sinn. Schließlich wirft es ein besonderes Licht auf diese Zeit, wenn man in Betracht zieht, dass Hollitscher trotz seiner Unterordnung unter die offizielle Parteideologie seine Professur an der Humboldt-Universität verlor und nach Wien zurückkehren musste.

Warum er später, als es möglich war, auf ein klärendes Wort verzichtete, hängt womöglich damit zusammen, dass er nichts tun wollte, was seine Gastprofessur in Leipzig und seinen alljährlichen Aufenthalt in der DDR – für ihn finanziell bedeutsam, aber mehr noch wegen der Vielfalt der menschlichen Beziehungen, die er aufgebaut hatte – hätte gefährden können.

12 Walter Hollitscher: Vorlesungen zur Dialektik der Natur. Erstveröffentlichung der 1949/50 an der Humboldt-Universität gehaltenen Vorlesungsreihe. Mit einem Vorwort von Josef Rhemann. Hrsg. von Karl-Heinz Braun und Konstanze Wetzel. Marburg 1991. S. 273 (Studienbibliothek der kritischen Psychologie. Bd. 3).

13 Siehe Norman Elrod: Identifizierung mit den Unterdrückten. Die Psychoanalyse in Beziehung zur kulturhistorischen Schule und Befreiungstheologie. In: Psychoanalyse im Rahmen der demokratischen Psychiatrie. In sechs Bänden. Bd. 4. Zürich 1989. S. 689 und 764 (Veröffentlichungen des Instituts für analytische Psychotherapie, Zürich-Kreuzlingen).

14 Herrmann Kant: Okarina. Roman. Berlin 2002. S. 206.

## V

Auch die weiteren Etappen der Psychoanalyse-Diskussion in der DDR entsprachen – zeitliche Verschiebungen eingeschlossen – denen der UdSSR. Nach dem XX. Parteitag der KPdSU 1956 setzte bekanntlich auch in der DDR eine kurzzeitige Liberalisierung ein. Sie hatte zur Folge, dass in der »Neuen Deutschen Literatur« (NDL) Arnold Zweigs schöne Studie »Die Natur des Menschen und Sigmund Freud« publiziert wurde. Und Alexander Mette trat mit einer kleinen Freud-Biographie an die Öffentlichkeit, in der er seinem ehemaligen Meister trotz aller Kritik Fortschrittsstreben zuerkannte.<sup>15</sup>

Ein unterschiedener Umschwung wurde jedoch erst nach der Allunionstagung »Über philosophische Probleme der höheren Nerventätigkeit und die Psychologie« im Mai 1962 in der UdSSR erreicht. Sie bildete den Ausgangspunkt für die schrittweise Überwindung der Pawlowisierung der Psychologie und die breite Rezeption neuer Ansätze der sowjetischen Psychologie (Rubinstein, Lurija, Leontjew, Usnadse und andere). Insbesondere nach 1968 setzte eine intensivere Beschäftigung mit dem Freudschen Erbe ein, wobei von philosophischer Seite zunächst Ideologiekritik und -kritik im Mittelpunkt standen, allmählich aber auch wieder Erkenntnisanspruch und -leistung stärker beachtet wurden. Ausdruck fand diese Tendenz auf einem Kolloquium anlässlich des 125. Geburtstages Sigmund Freuds 1981, an dessen Zustandekommen der klinische Psychologe Alfred Katzenstein und der Medizinhistoriker und Philosoph Achim Thom wesentlichen Anteil hatten.<sup>16</sup>

Walter Hollitscher wiederholte in den 1960er, 70er und 80er Jahren mehrfach seine grundsätzliche Kritik an der Psychoanalyse und fälltte zugleich zahlreiche sachgerechte Urteile über die Freudsche Lehre. Achim Thoms

- 15 Siehe Arnold Zweig: Die Natur des Menschen und Sigmund Freud. Zu Freuds 100. Geburtstag. In: Neue Deutsche Literatur. Zeitschrift für deutschsprachige Literatur. Berlin. Jg. 5. 1956. H. 5. S. 89–95. – Im Anschluss daran wurde auf den Seiten 95–102 Sigmund Freuds Aufsatz »Das Motiv der Kästchenwahl« abgedruckt. – Siehe auch Alexander Mette: Sigmund Freud. Mit einem Anhang: Von Freud zu Pawlow. 3., erw. Aufl. Berlin 1958.
- 16 Siehe Die historische Stellung und die gegenwärtige Funktion der von Sigmund Freud begründeten Psychoanalyse im Prozeß der Formierung einer wissenschaftlich fundierten Psychotherapie. Vorträge einer Arbeitstagung anlässlich des 125. Geburtstages von Sigmund Freud. Bernburg, 7./8. Mai 1981. Hrsg. von Alfred Katzenstein, Helmut F. Späte und Achim Thom. Bernburg 1981.

Konzept, das auch das meine war, in der Festschrift zum 70. Geburtstag dargelegt, die Psychoanalyse in verschiedene Aussagenbereiche (kurz gefasst: Neurosenlehre, Persönlichkeitspsychologie, anthropologische Grundlegung der Psychologie sowie Gesellschafts- und Kulturkonzeption) zu gliedern und diese trotz ihres Zusammenhangs gesondert zu beurteilen<sup>17</sup>, fand seine volle Zustimmung. Das ist auch verständlich, da er bis 1950 diese Auffassung selbst vertreten hatte. Allerdings zweifelte er offenbar zunehmend daran, dass psychoanalytische Ideen eine marxistisch orientierte Persönlichkeitstheorie wesentlich voranbringen könnten. Deshalb griff er nach der grundsätzlichen Kritik an der psychoanalytischen Konzeption verstärkt neue Theorieansätze auf – so den von Lucien Seve oder später den von Klaus Holzkamp – und propagierte sie.<sup>18</sup>

In der DDR wurde nach 1981 eine neue Phase in der Rezeption des psychoanalytischen Erbes eingeleitet, die durch die von Schriftstellern und Kulturschaffenden (Franz Fühmann, Stephan Hermlin, Dietrich Simon) initiierte und von Philosophen geförderte Edition Freudscher Schriften gekennzeichnet war.<sup>19</sup>

Vorbereitet wurde dies durch eine differenziertere Erforschung der psychoanalytischen Kultur- und Gesellschaftsphilosophie, wobei deren humanistisches Anliegen im Vordergrund stand, sowie durch breitere Untersuchungen ihres Einflusses auf Psychotherapie, Psychologie, Literatur und Kunst. Der in der DDR erreichte Stand der Psychoanalyse-Diskussion fand

- 17 Siehe Achim Thom: Erscheinungsformen und Ursachen von Konfrontationen zwischen der revolutionären Arbeiterbewegung und der Psychoanalyse. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschaftswissenschaftliche Reihe. Jg. 30. 1981. H. 2. S. 183.
- 18 Siehe Walter Hollitscher: Individuum ohne Gesellschaft bei Sigmund Freud. In: Walter Hollitscher: Bedrohung und Zuversicht. Marxistische Essays. Wien 1980. S. 131–139; Natur und Mensch im Weltbild der Wissenschaft. Hrsg. von Hubert Horstmann. Bd. 4: Die menschliche Psyche. Unter Mitarbeit von John Erpenbeck. Berlin 1983 und Bd. 5: Mensch und Gesellschaft. Unter Mitarbeit von Alfred Arnold. Berlin 1985.
- 19 Siehe Sigmund Freud: Trauer und Melancholie. Hrsg. von Franz Fühmann und Dietrich Simon. Mit Aufzeichnung eines Gesprächs zwischen den Herausgebern. Berlin 1982; Psychoanalyse. Ausgewählte Schriften zur Neurosenlehre, zur Persönlichkeitspsychologie, zur Kulturtheorie. Hrsg. von Achim Thom. Leipzig 1984 (Reclams Universal-Bibliothek. Bd. 1065); Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. Der Wahn und die Träume in W. Jensens *Gräfin*. Der Dichter und das Phantasieren. Mit einem Nachwort von Hermann Kähler. Leipzig, Weimar 1985 (Gustav Kiepenheuer Bücherei. 64); Essays. Hrsg. von Dietrich Simon. Bd. 1–3. Berlin 1988 (Österreichische Bibliothek).

unter anderem Ausdruck auf dem internationalen Symposium anlässlich des 50. Todestages Sigmund Freuds im Juli 1989 in Leipzig.<sup>20</sup> Die differenziertere Beurteilung der Freudschen Psychoanalyse, an der ich beteiligt war, setzte voraus, das in der DDR vorherrschende Konzept, den Verzicht auf Fortschritt, Geschichte, Erkenntnis und Wahrheit als Grundtendenz des modernen bürgerlich-philosophischen Denkens zu betrachten, zu revidieren.<sup>21</sup> Wir rangen uns dazu durch, anzuerkennen, dass der bürgerlichen Philosophie der Vergangenheit und der Gegenwart das Vermögen zur Wirklichkeitsbewältigung sowie die Fähigkeit zu Vernunft und Humanität nicht abhanden gekommen waren. Die Ergebnisse meiner weiterführenden Untersuchungen zur Freudschen Kultur- und Geschichtsphilosophie stimmten damit überein.<sup>22</sup>

Bevor diese Überlegungen ausgereift waren und in Publikationen Niederschlag fanden, erkrankte Walter Hollitscher schwer, so dass er auf seine geliebten Maiaufenthalte in Leipzig und die anschließende Kur in Bad Elster verzichten musste. Sein Tod verhinderte die von mir erhofften Gespräche darüber. Ich bin mir sicher, dass wir einen Konsens gefunden hätten. Denn ihm ging es wie uns um ein breites Bündnis aller Vernünftigen.

- 20 Siehe Protokollband des Internationalen Symposiums »Geschichte und Gegenwartsprobleme der Psychotherapie – zur Stellung Sigmund Freuds und der Psychoanalyse«. Leipzig vom 11.–13. Juli 1989. Freud-Ehrung in Leipzig. Hrsg. von Achim Thom. Leipzig 1991.
- 21 Reinhard Mocek: Bürgerliche Philosophie und geistige Kultur. Methodologische Bemerkungen. In: Methodologische Probleme der Analyse und Kritik der spätbürgerlichen Ideologie, Philosophie und Kultur. Hrsg. von Rolf Bauermann. Halle 1986. S. 33 (Beiträge zur Kritik der bürgerlichen Philosophie und Gesellschaftstheorie. H. 6).
- 22 Siehe Siegfried Kätzel: Zwischen Trieb und Vernunft. Sigmund Freuds Streben nach humaneren Lebensformen. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe. Jg. 27. 1989. H. 5. S. 11–120; »Es ist Kulturarbeit wie die Trockenlegung der Zuydersee«. Zu Sigmund Freuds 50. Todestag. In: Jahrbuch für Psychopathologie und Psychotherapie. Hrsg. von Georg Feuser und Wolfgang Jantzen. Bd. 9. Köln 1989. S. 12–33 (Studien zur kritischen Psychologie); Überlegungen zur Geschichte der Marx-Freud-Debatte in der UdSSR und in der DDR. In: Subjektentwicklung und Geschlechterfrage. Beiträge von Tätigkeitstheorie und Psychoanalyse. Materialien über die 6. Arbeitstagung zur Tätigkeitstheorie A. N. Leontjews vom 2.–4. 11. 1990 im Hörsaalzentrum des Allgemeinen Krankenhauses in Wien. Hrsg. von Ernst Berger [u. a.]. Bielefeld 1991. S. 30–49 (Studien zur Tätigkeitstheorie. Bd. 6). – Hedi Kätzel, Siegfried Kätzel: Sigmund Freud. Einführung in sein Leben und Denken. München 1992 (Quintessenz Studium).

Walter Hollitscher setzte sich stets – damit möchte ich meine Bemerkungen mit den Worten von Norman Elrod abschließen – für Wahrheit und Wahrhaftigkeit ein und trug dazu bei, die Welt in ihrer »alltäglichen Vielfältigkeit gemütlicher, heimischer zu machen«<sup>23</sup>. Das bewies seine gesamte Lebenspraxis – im Großen wie im Kleinen.

23 Siehe Norman Elrod: Die Identifizierung mit den Unterdrückten. S. 688f. – Ich wähle die Worte des Schweizer Analytikers Norman Elrod, der trotz vieler kritischer Bemerkungen zum Umgang Walter Hollitschers mit der Psychoanalyse dessen Lebensleistung hoch würdigt.

DIETER WITTICH

## Walter Hollitscher als Interpret und Popularisator wissenschaftlicher Prozesse

Feststellungen und Gedanken zu seinem Leben und Werk unter besonderer Beachtung seiner Jahre in der frühen DDR anlässlich seines 90. Geburtstages im Jahre 2001\*

Walter Hollitscher ist in diesem Kreis sicher einigen noch persönlich bekannt. Schließlich lehrte er seit 1965, fast bis zu seinem Tod 1986 jährlich für mehrere Wochen als Gastprofessor für philosophische Fragen der Naturwissenschaften an dem damaligen Institut für Philosophie beziehungsweise (seit 1968) an der Sektion Marxistisch-Leninistische Philosophie der einstigen Karl-Marx-Universität Leipzig. In diesem Jahr wäre er 90 Jahre alt geworden. Viele erinnern sich seiner als eines freundlichen älteren Herrn, der außergewöhnlich interessant über wissenschaftliche, politische oder ideologische Vorkommnisse aus einer Welt zu berichten wusste, die DDR-Bürgern persönlich weitgehend verschlossen war. Aber ist deshalb wenigstens in den alten akademischen Kreisen Leipzigs sein Lebenswerk und seine Bedeutung für den internationalen Marxismus auch erkannt? Das darf zu Recht bezweifelt werden. Doch lohnt es sich überhaupt von ihm mehr zu wissen, seinem Leben und Werk näher als bislang üblich nachzugehen? Wir leben heute in einer Zeit der politischen Niederlage. So wird es nicht bleiben, denn der gegenwärtige Kapitalismus widerspricht in grober Weise elementaren Interessen und Bedürfnissen der Mehrzahl der Menschen. Für die weitere Auseinandersetzung mit ihm bedarf es noch vieler Untersuchungen und Überlegungen zu unserer nicht- oder antikapitalistischen Vergangenheit. Walter Hollitscher wirkte in einer Zeit als eine sozialistische Gesellschaft und Staatsmacht in Deutschland und in der Welt zuerst versucht wurde. Diese Jahre waren politisch von viel Elan und von für die Zukunft

\* Bearbeitete Fassung eines Vortrages, den der Verfasser am 25. September 2001 in der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen in Leipzig gehalten hat.

wertvollen sozialen Innovationen geprägt, doch nicht weniger auch von einer mangelnden intellektuellen Reife einer bis dahin unterdrückten und verfolgten Unterschicht. Gerade dies erkannten viele jener ihrer Vertreter nicht, die sich während der kapitalistischen und insbesondere faschistischen Vergangenheit mutig und standhaft gewehrt hatten und oft brutal verfolgt worden waren. Ihre intellektuellen Gebrechen äußerten sich, als sie zu politisch Mächtigen geworden waren, vor allem in dogmatischen Festlegungen, in sturer Rechthaberei, in absolutistischer Selbstgefälligkeit oder in dem vagen Gefühl, intellektuell anspruchsvollen Diskursen um die Ausübung von Macht nicht gewachsen zu sein. Sie, die Halbheiten kapitalistischer Demokratie nicht bitter und ausdauernd genug zu beklagen wussten, flüchteten in den Schoß halbfeudaler Herrschaftsweisen. In einer solchen Zeit hatte Hollitscher als Intellektueller zu bestehen. Der Kapitalismus, in welcher Gestalt auch immer, schien ihm keine Alternative zu dem, was Sozialismus bereits war oder für die Zukunft zu sein verhieß. Das war sein geschichtliches »Rhodos«, und hier musste er »tanzen«. Walter Hollitschers Lebensleistung, aber auch sein Irren und Versagen darf deshalb als ein aufschlussreiches Thema angesehen werden.

### *Zum Lebensweg von Walter Hollitscher*

Eine Reihe von Dokumenten, die für das Verständnis seines Lebens und Wirkens wichtig sind, wurde erst in den letzten Jahren bekannt. Das betrifft zunächst 50 Lektionen, die Hollitscher vom November 1949 bis zum Juli 1950 im Rahmen seiner Vorlesung zur Naturphilosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin hielt. Sie sind mehr als 50 Jahre später durch Josef Rhemann unter dem Titel »Vorlesungen zur Dialektik der Natur« zuerst veröffentlicht worden.<sup>1</sup> Diese späte Publikation ist auch deshalb für die Beurteilung von Walter Hollitscher aufschlussreich, weil sie das (wenn auch höchst miserabel verfasste) Protokoll einer »Diskussion« zwischen marxistischen Philosophen, Einzelwissenschaftlern und Politikern der DDR enthält. In ihrem (sicher schon vorhergeplanten) Ergebnis untersagte sie dem Aufbau-Verlag die Publikation der Vorlesungsreihe, obwohl sie bereits im Satz vorlag. Diese

1 Siehe Walter Hollitscher: Vorlesungen zur Dialektik der Natur. Erstveröffentlichung der 1949/50 an der Humboldt-Universität gehaltenen Vorlesungsreihe. Mit einem Vorwort von Josef Rhemann. Hrsg. von Karl-Heinz Braun und Konstanze Wetzel. Marburg 1991 (Studienbibliothek der Kritische Psychologie. Bd. 3).

Debatte muss für Walter Hollitscher so etwas wie ein politisches Schlüssel-erlebnis gewesen sein. Dennoch hat das disziplinierte Mitglied der KPÖ fast bis zu seinem Tode darüber öffentlich, aber auch in ihm vertrauteren Kreisen geschwiegen.

Wichtig für das Verständnis von Leben und Wirken Hollitschers ist auch eine Autobiographie von Ingeborg Rapoport, die sie 1997 unter dem Titel »Meine ersten drei Leben« veröffentlichte.<sup>2</sup> In diesem Buch wurden nämlich zum ersten Mal Hintergründe des Weggangs Hollitschers von Berlin im Frühjahr 1953 und seiner Rückkehr nach Wien angedeutet. Beides geschah sowohl für die Leitung der Humboldt-Universität als auch für deren Mitarbeiter und Studenten sehr überraschend. Diese Ereignisse haben auch mein Leben stark beeinflusst, waren sie doch der wohl wichtigste Grund dafür, dass mein Lehrer Georg Klaus zum 1. September 1953 als Professor auf den bis dahin von Hollitscher besetzten Lehrstuhl für Logik und Erkenntnistheorie der Humboldt-Universität berufen wurde. Damit gelangten eben auch jene sechs Jenenser Studenten nach Berlin, die Klaus sich als eine Art persönliche Leibgarde für die Hauptstadt der DDR ausbedungen hatte. Das alles ist mir allerdings erst in diesem Jahr und in Beschäftigung mit diesem Vortrag bewusst geworden.

Weiter möchte ich auf eine von den beiden österreichischen Marxisten Peter Goller und Gerhard Oberkofler im Jahre 2000 in Wien herausgegebene Neuerscheinung verweisen, die den Titel »Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941)« trägt.<sup>3</sup> Der Briefwechsel, über den ich bereits in der Presse berichtete<sup>4</sup>, ist in Holland archiviert. Er war seit langem Forschern zum Wiener Kreis bekannt<sup>5</sup>, aber bislang nicht veröffentlicht worden. Die Korrespondenz umfasst insgesamt 74 Briefe, die Hollitscher und der fast 30 Jahre ältere Otto Neurath in den Jahren 1934–1941 einander schrieben. 30 dieser Briefe verfasste Hollitscher, die Mehrzahl also Neurath. Diese Publikation verdeutlicht, wie intim der junge

2 Siehe Ingeborg Rappoport: *Meine ersten drei Leben. Erinnerungen*. Berlin 1997.

3 Siehe Peter Goller, Gerhard Oberkofler (Hrsg.): *Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941)*. In: *Die Alfred Klahr Gesellschaft und ihr Archiv. Beiträge zur österreichischen Geschichte des 20. Jahrhunderts*. Hrsg. im Auftrage der Alfred Klahr Gesellschaft von Hans Hautmann. Wien 2000. S. 119–209 (Quellen und Studien 2000). – Die Einführung umfasst die Seiten 119–140.

4 Siehe Dieter Wittich: *Walter Hollitscher und Otto Neurath – zwei ungleiche Freunde*. In: »Neues Deutschland«. Berlin. 16. März 2001. S. 13.

5 Siehe Friedrich Stadler: *Studien zum Wiener Kreis. Ursprung, Entwicklung und Wirkung des Logischen Empirismus im Kontext*. Frankfurt am Main 1997. S. 259.

Hollitscher mit der Gedankenwelt des Wiener Kreises vertraut war, ohne dieser aber jemals in irgendeiner ihrer Varianten gedanken- oder wider-spruchslos nachgelaufen zu sein.

Schließlich hat Hubert Laitko kürzlich eine Untersuchung zu Walter Hollitscher veröffentlicht, die die Überschrift trägt »Walter Hollitscher und seine Naturdialektik-Vorlesung in Berlin 1949/50«<sup>6</sup> Dieser Aufsatz bietet unter anderem auch neue, in Berliner Archiven entdeckte Hinweise zur Tätigkeit von Hollitscher 1949–1953 an der Humboldt-Universität.

Dank der genannten Publikationen erschließen sich uns heute der Lebensweg Hollitschers sowie die Quellen und Motive seines Denkens detaillierter und genauer als dies selbst jenen bekannt sein konnte, die (wie auch ich) mit Hollitscher während seiner Leipziger Zeit alljährlich darüber gesprochen haben.

Hollitscher wurde am 16. Mai 1911 in der Hauptstadt der damaligen österreichisch-ungarischen Monarchie, also in Wien, geboren, als Sohn eines Baumwollgroßhändlers. Da sein Vater verarmte und seine Eltern bald geschieden wurden, lebte der junge Hollitscher seitdem in ständiger materieller Bedrängnis, oft sogar in Not. Zeitweise war er in einem Prager Kinderheim untergebracht, wo er unter anderem von Helene Weigel betreut worden war.<sup>7</sup> Sein Abitur absolvierte er in der damals überwiegend von Deutschen bewohnten böhmischen Kleinstadt Arnau (tschechisch: Hostinné). Diese Stadt hatte 1900 circa 4200 Einwohner, von denen viele als Leineweber ihr Brot verdienten. Von materiellen Entbehrungen hat er sich auch in seinem späteren Leben kaum befreien können. Erst seine Tätigkeit als ordentlicher Professor in Berlin und als Gastprofessor in Leipzig vermochten seine finanzielle Lage deutlich zu verbessern, ohne dass er es jemals zu etwas ähnlichem wie Wohlstand gebracht hätte. Das war allerdings auch nie sein Lebensziel. Er war vielmehr über Kollegen in der DDR dann verwundert, wenn diese sich mit materiellen Gütern allzu auffällig umgaben oder gar mit solchen zu imponieren suchten.

Auch seine missliche Lebenslage hat Hollitscher schon als Schüler in die Nähe der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei gebracht, in deren Jugendverband er früh als Laienschauspieler aktiv war (und zwar in einer Theatergruppe namens »Stoßbrigade«). Er habe besonders gern und häufig

6 Siehe Hubert Laitko: Walter Hollitscher und seine Naturdialektik. Vorlesung in Berlin 1949/50. In: Anfänge der DDR-Philosophie. Ansprüche, Ohnmacht, Scheitern. Hrsg. von Volker Gerhardt, Hans-Christoph Rauh. Berlin 2001. S. 420–455.

7 Siehe ebenda. S. 423.

Kurt-Weill-Melodien aus der »Dreigroschenoper« gesungen.<sup>8</sup> Eine enge Bindung an die kommunistische Bewegung hat er bis zu seinem Tod am 6. Juli 1986 gehalten. Mit Beginn seines Studiums 1929 war er bereits Mitglied der KPÖ geworden, und er wurde seit den 1960er Jahren wiederholt in deren Zentralkomitee gewählt. Zeitweise war er nach 1945 auch hauptamtlicher Mitarbeiter der KPÖ. Seine lebenslange antifaschistische und vor allem antirassistische Haltung hatte für Hollitscher wahrscheinlich auch einen sehr persönlichen Hintergrund. Seine Mutter wie Großmutter sollen von den deutschen Faschisten in Auschwitz ermordet worden sein. Hubert Laitko fand diese Angabe kürzlich in einem in der Berliner Humboldt-Universität archivierten Antrag des Historikers Alfred Meusel vom 23. April 1949, Hollitscher als Gastprofessor zu berufen.<sup>9</sup> Hollitscher selbst hat sich später dazu niemals, so weit mir das bekannt ist, schriftlich oder mündlich geäußert.

1929 begann er an der Universität Wien Medizin zu studieren, konzentrierte sich aber bald auf Philosophie und Psychoanalyse. 1934 promovierte er bei Moritz Schlick und Robert Reininger, der das Gutachten von Schlick vom 13. Juli 1934 gegenzeichnete.<sup>10</sup> Das Thema seiner Dissertationsschrift lautete: »Über Gründe und Ursachen des Streites um das Kausalprinzip in der Gegenwart.«<sup>11</sup> Goller und Oberkofler geben ihren Umfang mit »69 Blätter« an. Die Angaben um den Titel dieser Schrift differieren in der Literatur.<sup>12</sup> Das Rigorosum wünschte der Promovent zur »reinen Philosophie« bei Schlick und Reininger zu absolvieren, zur Zoologie bei Paul Krüger und Jan Versluys. Bei beiden hatte er entsprechende Praktika absolviert, bei Wolfgang Pauli zudem kolloidchemische Übungen. In seiner Dissertationsschrift habe Hollitscher auch zuerst Interesse für Sigmund Freud und die Psychoanalyse gezeigt.<sup>13</sup>

8 Siehe Goller, Oberkofler: Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941). S. 119.

9 Siehe Laitko: Walter Hollitscher und seine Naturdialektik. S. 423.

10 Siehe Goller, Oberkofler: Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941). S. 120.

11 Siehe Stadler: Studien zum Wiener Kreis. S. 257.

12 Die Angaben über Titel der Dissertationsschrift von Hollitscher differieren in der Literatur. Hollitscher nannte mir bei der Vorbereitung des 1982 in Berlin erschienenen und von Erhard Lange und Dietrich Alexander herausgegebenen »Philosophenlexikon« als Titel »Gründe und Ursachen des Streites um das Kausalprinzip in der modernen Physik«. Bei Hubert Laitko »Walter Hollitscher und seine Naturdialektik« wird auf S. 424 der Titel mit »in der gegenwärtigen Physik« zitiert.

13 Siehe Goller, Oberkofler: Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941). S. 120.

Nach seiner Promotion auf dem Gebiet der Philosophie hat sich Hollitscher wieder stärker auf das Medizin-Studium konzentriert. 1938 befand er sich offenbar kurz vor dem Abschlussexamen.<sup>14</sup> Mit dem Anschluss Österreichs an das von Faschisten beherrschte Deutsche Reich endete seine Wiener Ausbildung. Von Otto Neurath unterstützt, flieht er zunächst in die Schweiz. Goller und Oberkofler meinen: »Nur der Nazi-Überfall und der Kriegsausbruch 1939 hatten es verhindert, dass Hollitscher sein weit gediehenes Medizinstudium und die psychoanalytische Ausbildung abschließen konnte«. Immerhin hatte er bereits die hierfür erforderlichen Rigorosa in Physik, Chemie, Anatomie, Physiologie, Histologie und Embryologie mit Auszeichnung absolviert.<sup>15</sup> Gleichzeitig hielt er in der Zeit vor der Emigration für zukünftige Psychoanalytiker Vorlesungen über Biologie. Auch war er in der Psycho-analytischen Vereinigung tätig, wo er 1937/1938 Vorträge über die behavioristische und psychoanalytische Begriffsbildung hielt.<sup>16</sup>

Während seines kurzen Aufenthaltes in der Schweiz, an der Universität Lausanne, erarbeitete Hollitscher eine medizinische Promotionsschrift, die er 1947 in Wien unter dem Titel »Über die Begriffe der psychischen Gesundheit und Erkrankung« veröffentlichte.<sup>17</sup> Noch vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs gelangte er nach England, wo er in der Londoner Gloucester-Place-Klinik als Assistent Kriegsneurosen heilte.<sup>18</sup> Gleichzeitig lehrte er an der »Freien Deutschen Hochschule«, war er Sekretär der »Free Austrian Movement«, einer der beiden Vizepräsidenten des »Austrian Centre« (Sekretär war der spätere DDR-Musikwissenschaftler Georg Knepler).<sup>18</sup>

Nach seiner Rückkehr nach Österreich im Oktober 1945 war er Wissenschaftskonsulent der Gemeinde Wien und als solcher mit der Abteilung »Wissenschaftstheorie und Psychologie« des städtischen »Instituts für Wissenschaft und Kunst« betraut. Er war überdies für die neuen Lehrpläne der Wiener Volkshochschulen verantwortlich, zudem aber auch Mitglied der österreichischen UNESCO-Kommission. In seiner letztgenannten Funktion suchte er mit Unterstützung von Jean Frédéric Joliot-Curie, Joseph Needham und John B. Scott Haldane internationale Wissenschaftsbeziehungen

14 Laitko: Walter Hollitscher und seine Naturdialektik. S. 424.

15 Siehe Goller, Oberkofler: Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941). S. 132.

16 Siehe ebenda. S. 132 f.

17 Siehe Walter Hollitscher: Über die Begriffe der psychischen Gesundheit und Erkrankung. Eine wissenschafts-logische Untersuchung. Wien 1947.

Österreichs, die während der Zeit des Faschismus unterbrochen waren, neu zu beleben.<sup>18</sup>

Am 1. Oktober 1949 trat Hollitscher dann eine auf ein Jahr begrenzte Professur mit vollem Lehrauftrag für Philosophie an der Berliner Humboldt-Universität an. Seine Gastprofessur wurde nach einem Jahr in eine ständige umgewandelt. 1951 wurde er ordentlicher Professor auf dem neu eingerichteten Lehrstuhl für »Logik und Erkenntnistheorie«. Seine Berliner akademische Karriere verlief bis zu den ersten Monaten des Jahres 1953 erfolgreich und hoffnungsvoll, wenn auch nicht ohne schmerzliche Erfahrungen für Hollitscher. Am 23. Dezember 1950 fand im Haus des Kulturbundes in der Jägerstraße unter Leitung von Kurt Hager die bereits erwähnte »Diskussion« zu Hollitschers Vorlesung zur Naturphilosophie statt, die deren Herausgabe verhinderte und in deren Verlauf er großer theoretischer und ideologischer Schwächen bezichtigt wurde. Doch nicht aus diesem Grund fand über zwei Jahre später seine Berliner Tätigkeit, bei der er bis dahin oft auch gelobt und mit Prämien sowie Mitgliedschaften belohnt worden war, ein jähes Ende.

Im Frühjahr 1953 (in der Zeit um Stalins Tod) wurde er für kurze Zeit in der DDR und offensichtlich durch sowjetische Dienststellen inhaftiert und dann nach Österreich ausgewiesen. Er stand unter dem Verdacht, während seines englischen Exils Kontakte zu »sowjetfeindlichen Agenten« gepflegt zu haben.<sup>19</sup> Ingeborg Rapoport schildert in ihrer Autobiographie diese Ereignisse wie folgt: »Plötzlich wurde Walter verhaftet. Weder er noch Violetta [seine Ehefrau – der Verf.] haben je etwas über diese Zeit, die Ursachen und Umstände seiner Verhaftung verlauten lassen. Wir hatten den Eindruck, Walter säße in Karlshorst, bei der Zentrale der Sowjetischen Besatzungsmacht: ein anderer Freund und Schüler Hollitschers meinte, man habe ihn nach Moskau gebracht. Walter konnte offensichtlich nichts Ehrenrühriges nachgewiesen werden. Er kam nach kurzer Zeit wieder frei, verlor aber seine Professur an der Humboldt-Universität, musste die DDR verlassen und in seine Heimatstadt Wien zurückkehren, wo ihn schwierige finanzielle Verhältnisse erwarteten«<sup>20</sup>. Seine Loyalität gegenüber der Sowjetunion und der DDR ließen Hollitscher, wie Goller und Oberkofler im Jahre 2000 mitteilen, bis knapp vor seinem Tod darüber schweigen. Ich kenne nur

18 Siehe Goller, Oberkofler: Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941). S. 134.

19 Siehe ebenda. S. 135.

20 Ingeborg Rapoport: Meine ersten drei Leben. S. 321f.

einen Menschen, der mir zur Zeit der DDR die eben geschilderte Verfolgung und Verhaftung mitteilte: Alfred Kosing. Auch ich habe dieses für das Ansehen der DDR und besonders der SU höchst peinliche Wissen verdrängt, ja nicht einmal Hollitscher selbst um nähere Auskunft ersucht. Über Helfershelfer an der Humboldt-Universität, die auf ihre Weise zu Hollitschers Verhaftung beitrugen, macht Inge Rapoport nur vage Andeutungen: »das Schicksal von Hollitscher hat wenigstens zum *Teil mit Robert Havemanns* Verhalten zu tun. Die Beziehungen zwischen Hollitscher und ihm brachen jedenfalls mit Walters Verhaftung abrupt ab.« Sie habe sich »der Vermutung nicht erwehren [können], dass er [Havemann] sich irgendwelcher Unterstützung mir unbekannter Mächte sicher war.«<sup>21</sup>

Zwölf Jahre später (1965) wurde Hollitscher, was sicher auch als eine Art Wiedergutmachung gedacht war, ordentlicher Gastprofessor für philosophische Fragen der Naturwissenschaften an der Karl-Marx-Universität Leipzig. Jahr für Jahr kam er nun, begleitet von seiner Frau, für ein bis zwei Monate an die Leipziger Universität, um anschließend einen von der DDR bezahlten Kururlaub zu verleben. Die studentischen Hörer dieser Gastvorlesungen schätzten sie in der Regel, vermittelte ihnen Hollitscher doch auch (und zwar viel facettenreicher und eindrucksvoller als dies einheimische Lehrkräfte aus bekannten Gründen vermocht hätten) ein Bild von dem, was in der Welt außerhalb des Realsozialismus gedacht, gefühlt und verkannt, beraten und erkannt wurde. Aber nicht minder gespannt waren wir Lehrkräfte darauf, was er Neues aus der Welt des Kapitals zu berichten wusste. Jedes Jahr arrangierten Werner und Ruth Müller in ihrer Wohnung ein ausführliches Gespräch mit Walter und Violetta Hollitscher, an dem, wenn ich mich richtig erinnere, außer den vier Genannten Helmut Seidel, Frank Fiedler, Klaus Gößler und ich, begleitet von unseren Frauen, teilnahmen.

Doch kehren wir noch einmal in die etwas fernere Vergangenheit zurück. Mit seiner Rückkehr nach Österreich 1945 wurden Hollitscher zwei für sein weiteres Leben wichtige persönliche Entscheidungen abverlangt: Einmal, ob er sich zukünftig einer Spezialdisziplin, naheliegend war die Psychoanalyse, widmen sollte oder ob er vornehmlich als Enzyklopädist, als Universalwissenschaftler und damit auch als Philosoph und Popularisator wirken wollte. Die zweite Entscheidung, die er zu treffen hatte, war, ob er im Denk- und Themenkreis der analytischen Philosophie, wenn auch möglichst als Marxist, verharren oder sich thematisch, methodisch, dem ganzen Denkstil

21 Ebenda. S. 323.

nach in den Marxismus-Leninismus einordnen sollte. Diese zweite Entscheidung dürfte ihm insofern relativ leicht gefallen sein, als es auch in Wien keine Möglichkeit mehr gab, an der Universität an die Traditionen Schlicks oder Neuraths anzuknüpfen. Für eine Tätigkeit als approbierter Psychoanalytiker wiederum fehlten ihm die entscheidenden Abschlusszeugnisse. So wurde er durch den Zwang der Umstände, in eine Richtung gelenkt, die seinen Neigungen durchaus entsprach, in die eines Universalwissenschaftlers und Popularisators namentlich von naturwissenschaftlichen Erkenntnissen, als deren politisch-philosophischer Interpret. Dieser Seite seines weiteren Wirkens wollen wir uns nun als erstes zuwenden. Dabei bin ich mir bewusst, dass damit nur ein Teil der Lebensleistung von Hollitscher beachtet werden kann. Es ist aber jener Teil, dem er sich am intensivsten und beständigsten gewidmet hat. Andere seiner Arbeitsgebiete bleiben hier unbeachtet, bedürfen aber gleichfalls noch einer gründlicheren Erforschung. Dazu zählen seine theoretische und praktische Arbeit in der Friedensbewegung, seine vertrauensvolle Zusammenarbeit mit kirchlichen Kreisen, seine langjährigen Beziehungen zu Künstlern wie Bert Brecht oder Hanns Eisler.

*Hollitschers Weg zum Interpretieren und Popularisator  
der Wissenschaftsentwicklung seiner Zeit*

Mit den eben genannten Charakterisierungen wurde Hollitscher nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Deutschland und Österreich vor allem bekannt. Zu dieser seiner später hauptsächlichsten Arbeitsrichtung wurde Hollitscher schon vor Beginn des Zweiten Weltkrieg und zwar im »Wiener Kreis« animiert. Dessen Initiatoren verstanden ihren »Kreis« auch als eine politisch und kulturell alternative und emanzipatorische Bewegung. Dafür hielten sie die Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse unter möglichst breiten Volksschichten für unerlässlich. Es wurde seitens des Wiener Kreises zu diesem Zweck 1928 eine besondere Institution ins Leben gerufen: Der »Verein Ernst Mach. Verein zur Verbreitung von Erkenntnissen der exakten Wissenschaften«, wie seine vollständige Bezeichnung lautete. Doch bereits das 1925 von Otto Neurath in Wien gegründete »Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum« wusste sich einer ähnlichen volkspädagogischen Aufgabe verpflichtet. Es verstand sich als ein »Lehrmuseum der Gegenwart« für das Begreifen und Erkennen sozio-ökonomischer Zusammenhänge. Bis 1934 wurden von dem Museum 36 nationale und internationale Ausstellungen organisiert beziehungsweise mit Material beschickt. Themen der

Ausstellungen waren unter anderem das Wohnungs- und Siedlungswesen, die Friedenserziehung, die Arbeiterbewegung, die Architektur. Eine populär aufbereitete Wissenschaft wie überhaupt Volks- und Gesellschaftsnähe pflegten Mitglieder und Freunde des »Kreises« auch durch eine umfangreiche und langjährige Mitarbeit in Volkshochschulen sowie in Bildungsstätten und Zeitschriften der SPÖ. Die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse war also im »Kreis« eine sowohl gewollte als auch geachtete Arbeit. Von dieser Arbeit wusste man aber auch, dass keineswegs jeder Wissenschaftler für sie gleichermaßen interessiert und geeignet war. Denn mancher, heißt es in der Programmschrift des Wiener Kreises, wird »der Vereinsamung froh, auf den eisigen Firnen der Logik ein zurückgezogenes Dasein führen; mancher vielleicht sogar die Vermengung mit der Masse schmähen, die bei der Ausbreitung unvermeidliche ›Trivialisierung‹ bedauern«<sup>22</sup>. Der junge Hollitscher aber scheute »die Vermengung mit der Masse«<sup>23</sup> nicht; er half Neurath, Gästen das von ihm geleitete Museum zu erklären.

Zu Hollitschers späterer Haupttätigkeit, seinem Wirken als ein philosophisch, ideologisch und politisch engagierter Interpret und Popularisator naturwissenschaftlicher Erkenntnisse, hat sicher auch seine Bekanntschaft mit der englischen Wissenschaftler-Linken während der Emigration beigetragen. Die englischen Wissenschaftler-Linken der 1930er und 1940er Jahre waren keine in die Jahre gekommene, gar schon pensionierte Professoren, die am Ende ihrer Tage mühsam erworbenes Wissen volkstümlich darzustellen suchten. Sie waren auch keine Diplomanden oder Doktoren, die der wissenschaftlichen Arbeit überdrüssig, fortan ihr Glück in Partei- oder gewerkschaftlichen Funktionen gesucht hätten. Nein, das waren in der Regel hochproduktive, aktive Wissenschaftler, häufig Mitglieder der Royal Society, wie der Biologe John B. Scott Haldane, der Kristallograph John Desmond Bernal, der Embryologe und spätere Erforscher der chinesischen Geistes- und Wissenschaftsgeschichte Joseph Needham, der Biologe und erste Präsident der UNESCO Julian Huxley oder der Atomphysiker und spätere Nobelpreisträger Patrick Blackett. Sie, die an einer oft radikal angestrebten politischen und sozialen Emanzipation der britischen Gesellschaft

22 Rudolf Carnap, Hans Hahn, Otto Neurath: *Wissenschaftliche Weltauffassung – der Wiener Kreis*. In: *Otto Neurath: Wissenschaftliche Weltauffassung, Sozialismus und Logischer Empirismus*. Hrsg. von Rainer Hegselmann. Frankfurt am Main 1979. S. 101 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. Bd. 281).

23 Goller, Oberkofler: *Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941)*. S. 135.

arbeiteten, verstanden Populärwissenschaft als Brücke zwischen ihrer naturwissenschaftlichen Forschung und ihrer praktisch-politischen Arbeit. Sich der Popularisierung von Wissenschaft zu widmen, sahen sie geradezu als Teil ihres Ehrenkodexes an. Unter ihren Publikationen finden sich Titel wie »Science for the Citizen« oder »Mathematics for the Million« von dem Mathematiker Lucien Hogben, »The Universe of Science« von dem Mathematiker Hyman Levy. Der Biologe John B. Scott Haldane war nicht nur Autor des Buches »Science and Everyday Life«, sondern schrieb auch 13 Jahre lang, von 1938 bis 1951 Woche für Woche in der damaligen kommunistischen Tageszeitung »Daily Worker« die Kolumne »Science for the Layman«.<sup>24</sup>

Hollitscher selbst hat während seines Berliner Aufenthalts 1949–1953 – sicher auch im Wissen um die von ihm persönlich erlebten Aktivitäten der englischen Wissenschaftler-Linken – mehrmals zur Bedeutung populärwissenschaftlicher und damit auch seiner eigenen Arbeit geschrieben. In seiner Aufsatzsammlung von 1951 »...wissenschaftlich betrachtet ...« bemerkte er: »Eine außerordentlich wichtige, mit dem Problem der wissenschaftlichen Buchproduktion verbundene soziale Funktion der Wissenschaft liegt in ihrer *Popularisierung*. Eine Ideologie wird nur dann tatsächlich zur herrschenden Ideologie, wenn sie die Massen ergreift. Und die Ideologie der Wissenschaft kann in unseren Tagen die Massen nur mit Hilfe der Popularisierung ergreifen. Ich verstehe hier unter popularisierter Wissenschaft *allgemeinverständliche Wissenschaft* und keineswegs kindisch-verspielte, sich tantenhaft-herablassende oder großväterlich-verzopfte Pseudo-Wissenschaft, nicht journalistisch aus dritter oder vierter Hand zubereitete ›Wissenschaft‹ und durch unziemliche Schlagzeilen ›attraktiv-gemachte‹. Die Popularisierung der Wissenschaft ist Sache der Wissenschaftler selbst«<sup>25</sup>. Die populärwissenschaftliche Literatur müsse sorgfältig erarbeitet werden. Der sozialistische Wissenschaftler müsse so dazu beitragen, dass die »wissenschaftliche Weltauffassung« zur »herrschenden Ideologie« werde. Dafür

24 Siehe Dieter Wittich, Horst Poldrack: Der Londoner Kongreß zur Wissenschaftsgeschichte 1931 und das Problem der Determination von Erkenntnisentwicklung. Berlin 1990. S. 26ff. (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-Historische Klasse. Bd. 130. H. 5).

25 Walter Hollitscher: Bemerkungen über die Beziehung zwischen Gesellschaft und Wissenschaft. Vortrag, gehalten im Auditorium maximum zur Einleitung der Tagung des wissenschaftlichen Nachwuchses am 17. Juli 1950. In: Walter Hollitscher: ... wissenschaftlich betrachtet .... Vierundsechzig gemeinverständliche Aufsätze über Natur und Gesellschaft. Berlin 1951. S. 400f.

habe er zu wirken, »will er ein volles staatsbürgerliches Leben führen«. »Nicht bloß der Spezialisten- und Lehrernachwuchs – das ganze wissenschaftstüchtige Volk ist seine Schülerschaft. Populäre, volkstümliche Wissenschaft ist keineswegs eine Reservat für Leute, bei denen es zu produktiver wissenschaftlicher Arbeit nicht gelangt hat. Ein populäres wissenschaftliches Buch zu schreiben ist nicht ein Verstoß gegen die ›Standesehre‹, sondern ihre Erfüllung.«<sup>26</sup>

In den genannten intellektuellen und kulturpolitischen Milieus Österreichs und Englands gedieh jedenfalls Hollitschers Veranlagung, anderen Menschen wissenschaftliche Einsichten in möglichst einfacher und dennoch genauer Weise mitteilen zu wollen und zu können. An Neuraths »Einheitswissenschaft« oder »Enzyklopädie« mitzuwirken, die von ihrem Anliegen her zumindest für Intellektuelle beliebiger Couleur einigermaßen verständlich sein wollte, war deshalb für den jungen Hollitscher ein ausgesprochener Herzenswunsch. Sein Briefwechsel mit Neurath aus den Jahren 1934–1941 gibt hierüber hinreichend Auskunft.<sup>27</sup> Bevor Hollitscher in Ostdeutschland überhaupt bekannt werden konnte, hatte er Proben nicht nur seines wissenschaftlichen, sondern auch seines didaktischen Vermögens öffentlich vorgestellt, so in seiner »Rassentheorie?« (London 1944), in dem von ihm herausgegebenen Band »Sigmund Freud. An Introduction« (London 1947), in der Schrift »Über die Begriffe der psychischen Gesundheit und Erkrankung« (Wien 1947) oder bei der von ihm zusammen mit Joseph Rauscher besorgten Herausgabe von »Moritz Schlick, Grundzüge der Naturphilosophie. Aus dem Nachlaß« (Wien 1948).

Als Walter Hollitscher im Spätsommer 1949 nach Ostdeutschland, in die damalige Sowjetische Besatzungszone kam, fand er auch hier Marxisten vor, die ähnlich wie er um eine politisch wie philosophisch engagierte Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse bemüht waren. Ich denke etwa an die Schrift von Georg Klaus und Peter Porst »Atomkraft – Atomkrieg?«, deren erste Auflage in einem Umfang von 179 Seiten 1949 im Berliner Verlag Kultur und Fortschritt erschienen war. (»Peter Porst« war dabei das Pseudonym von Karl Böhm, einem Jugendfreund von Klaus aus Nürnberger Zeiten,

26 Walter Hollitscher: Wissenschaft und Nation. Ebenda. S. 330.

27 Siehe Goller, Oberkofler: Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941). S. 164. – In dem Brief von Hollitscher an Neurath vom 20. Oktober 1935 heißt es: »Ich habe Ihnen gesagt, wie sehr ich mich nach einem Wissenschaftsbetrieb sehne, – noch dazu nach einem, in dem Sie Chef sind«.

wie auch der spätere Gründer der bis heute bestehenden Firma Foto-Porst, dessen Name Böhm als Pseudonym wählte.) Diese heute nahezu vergessene Schrift fand bei ihrem Erscheinen ein außergewöhnlich großes Interesse. Noch im Erscheinungsjahr 1949 folgten zwei weitere Auflagen. Es war ja die aufregende Zeit, als die USA bereits Atombomben besaßen und deren ungeheure Zerstörungskraft in Hiroshima und Nagasaki der Welt im beginnenden Kalten Krieg demonstriert hatten, die Sowjetunion aber noch weit davon entfernt schien, auf diesem Gebiet ein gleichmächtiger Gegner sein zu können.

Eine weitere selbständige Publikation zu der auch von Hollitscher gepflegten Thematik hatte bereits Klaus Zweiling vorgelegt. 1950 erschien von ihm »Dialektischer Materialismus und theoretische Physik«. Diese Arbeit wurde zusammen mit dem Aufsatz von Pascal Jordan: »Das Plancksche Wirkungsquantum« (Berlin 1950) veröffentlicht. Bald nach Hollitschers Eintreffen erschienen in Ostdeutschland zu seinem Themenkreis auch Schriften anderer linker Wissenschaftler aus dem Ausland, so etwa von John Desmond Bernal und Maurice Cornforth: »Die Wissenschaft im Kampf um Frieden und Sozialismus« (Berlin 1950). Auch wurde in dieser Zeit in Ostdeutschland bereits und zum Teil sehr heftig über philosophische Deutungen naturwissenschaftlicher Gegenstände gestritten. Viktor Stern etwa hatte in der theoretischen Zeitschrift der SED »Einheit« (Heft 2/1948) mit dem Artikel »Über die Vererbung erworbener Eigenschaften« eine Debatte über Lysenko ausgelöst, an der sich im Heft 11/1948 auch Hermann Ley mit dem Aufsatz »Zur philosophischen Bedeutung der Lysenko-Debatte« beteiligte. Der damals noch sehr junge Physiker Hans-Jürgen Treder schrieb im Heft 5/1948 dieser Zeitschrift zu »Dialektik und Kausalität« und im Heft 10/1948 zu »Die Kopenhagener Schule«, Georg Klaus in Heft 2 und 4/1949 zu »Mathematik und Realität«. Zudem erschienen in dieser Zeit ähnliche Artikel sowjetischer Autoren in ostdeutschen Zeitschriften, so vor allem in der Halbmonatszeitschrift »Neue Welt« der Sowjetischen Militäradministration (SMAD), aber auch in der Kulturbund-Zeitschrift »Aufbau«. In letzterer hatte beispielsweise schon in Heft 7/1946 der sowjetische Physiker Sergej Iwanowitsch Wawilow zu »Lenin und die moderne Physik« geschrieben und der sowjetische Philosoph Michail Erasmowitsch Omeljanowski in Heft 11/1947 zu »Materialismus und Idealismus in der modernen Physik«.

In der sowjetischen Zeitschrift »Neue Welt« schrieben umgekehrt auch ostdeutsche Autoren über den Hollitscher interessierenden Themenkreis. So veröffentlichte zum Beispiel Hans-Jürgen Treder in dieser Zeitschrift

(Heft 12/1950) den Beitrag »Eine mystische und eine wissenschaftliche Darstellung von Problemen der modernen Physik«.

Hollitscher traf also nach Kriegsende in Ostdeutschland auf eine Reihe von Autoren, die sich, wie er selbst, um die Verbreitung neuer naturwissenschaftlicher Ergebnisse und Entwicklungen und deren marxistische Interpretation bemühten. Die von ihnen dabei beachteten naturwissenschaftlichen Erkenntnisse hatten sie, da sie sich mit ihren Beiträgen keineswegs nur an einige Spezialisten, sondern an weit darüber hinausgehende Menschengruppen wandten, nolens volens letzteren erst einmal verständlich zu machen, also zu popularisieren. Das alles unterschied sie nicht von Hollitscher. Und dennoch bestand zwischen seiner Vorgehensweise und der von Autoren wie Klaus, Ley, Zweiling und anderen in Ostdeutschland, Wawilow oder Omeljanowski in der UdSSR, Bernal, Haldane oder Needham in England von Anbeginn an ein gravierende Differenz. Im Unterschied zu allen genannten Autoren war Hollitscher um eine Gesamtsicht der naturwissenschaftlichen Ergebnisse und deren philosophisches und politisches Verständnis bemüht. Klaus hingegen beschränkte sich bald auf Fragen der Logik, Semiotik und Kybernetik, Zweiling auf solche der Physik und Ley auf Aspekte der Philosophiegeschichte. Ähnliches gilt für die anderen der genannten Autoren. Den Gesamtblick auf die Naturwissenschaft pflegte allein Hollitscher. Er war, was seine nichtmarxistischen Konkurrenten betraf, ein Gegenpol vor allem zu jenen bürgerlichen Autoren, die – wie er – um eine philosophisch oder politisch engagierte Gesamtsicht der Naturwissenschaften bemüht waren.

Und als ein solcher Autor war in Deutschland besonders einer bekannt und einflussreich geworden: Bernhard Bavink (1879–1947). Ihn hatte Hollitscher bereits in seiner Dissertationsschrift von 1935 kritisch bedacht.<sup>28</sup> Bavinks Buch »Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaften. Eine Einführung in die heutige Naturphilosophie« war zuerst 1914 im Verlag S. Hirzel in Leipzig erschienen und erlebte kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs (1944) seine von vielen Intellektuellen geradezu sehnsüchtig erwartete achte Auflage. Diese Auflage, die trotz der »bekannten Schwierigkeiten der Papierbeschaffung« in »beträchtlicher Höhe« herauskam, konnte dennoch nur »ungefähr die Hälfte der bisherigen Vorbestellungen decken«, wie sein Verfasser 1944 im »Vorwort zur achten Auflage« mitteilte. Er sehe darin, schrieb Bavink weiter, »einen Beweis dafür, daß das Bedürfnis nach Synthese des in so ungeheuer viele Spezialgebiete zersplitterten Wissens unserer

28 Siehe ebenda. S. 121.

Tage in den weitesten Kreisen unserer führenden Forscher selber aufs tiefste empfunden wird und daß sie in meinem nun schon 30 Jahre alten Werk dieses Bedürfnis in großen Zügen befriedigt finden. Und wenn von einem wissenschaftlichen Werk bei einer Neuauflage rund 25000 Exemplare im voraus bestellt werden, so muß es ja wohl wirklich auch einem allgemein gefühlten Bedürfnis entgegenkommen.« Das Buch hatte inzwischen einen Umfang von über 800 Seiten erreicht. Zwei weitere Auflagen kamen nach dem Krieg noch in Westdeutschland heraus, die letzte, die zehnte Auflage, erschien 1954.<sup>29</sup> Dieses Buch suchte nicht zuletzt Naturwissenschaft und Religion zu versöhnen und musste schon deshalb sowie seines großen Einflusses wegen von Materialisten als eine gewaltige Herausforderung angesehen werden. Aber erfolgreich entgegneten, konnte Bavink nur jemand, der zunächst, wie dieser, die gesamte Naturwissenschaft philosophisch im Blick hatte. Bavinks Buch war ja in die vier Hauptabschnitte »Kraft und Stoff«, »Weltall und Erde«, »Materie und Leben« sowie »Natur und Mensch« gegliedert.

Es war deshalb naheliegend, dass, als Hollitschers Buchmanuskript »Vorlesungen zur Dialektik der Natur« Ende 1950 in der Berliner Jägerstraße von fast 30 marxistisch und sozialistisch eingestellten Intellektuellen beraten wurde, dieses besonders mit dem über Jahrzehnte gewachsenen Werk von Bernhard Bavink verglichen wurde. Gleich zu Beginn der Debatte hatte Kurt Hager betont, dass das geplante Buch Hollitschers »als ein gewisser Ersatz« für das von Bavink gedacht sei.<sup>30</sup> Hollitscher bestätigte dies, fügte aber hinzu, dass seine Arbeit dies nur in der »einfachsten Form« sein könne. Dennoch gehe es auch ihm wie Bavink darum, seinen Hörern und Lesern den Gesamtzusammenhang der Naturwissenschaften zu verdeutlichen.<sup>31</sup> Hollitscher war, als er Ende 1950 in Berlin mit seinen naturphilosophischen Lektionen seinen ersten Versuch eines solchen anspruchsvollen Unternehmens öffentlich vorstellte, kaum älter als dies Bavink bei der ersten Auflage seines Buches 1914 war. Und wie dieser hat er nun ein Leben lang sich darum bemüht, ein solches Werk von seiner marxistischen und sozialistischen Sichtweise her reifen zu lassen.

29 Siehe Bernhard Bavink: *Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaften. Eine Einführung in die heutige Naturphilosophie*. 8. Aufl. Leipzig 1944. Vorwort.

30 Siehe Protokoll der philosophischen Diskussion über das Buch des Gen. Hollitscher »Naturphilosophie« am 23. Dezember 1950, 10 Uhr, im Clubhaus Jägerstraße. In: Hollitscher: *Vorlesungen zur Dialektik der Natur*. S. 374.

31 Siehe ebenda. S. 386.

*Zu Hollitschers erstem Versuch einer philosophischen Einführung  
in die Gesamt-Naturwissenschaft seiner Zeit*

Hollitschers erster Versuch reichte über Themen wie »Naturgesetzlichkeit und Kausalität«, »Die räumliche Ordnung in sinnlicher Wahrnehmung«, »Subjektive und objektive Zeit«, »Die allgemeine Relativitätstheorie«, »Einige Grundbegriffe der Wellenmechanik«, »Die chemische Bindung der Atome«, »Die Entstehung von Spiralnebeln und Sternen«, »Die Frühgeschichte unserer Erde«, »Das Fließgleichgewicht des lebendigen Systems«, bis hin zu Themen wie »Die Abstammung des Menschen« oder »Die menschliche Sprache«. Insgesamt war seine Vorlesung zur Naturphilosophie in 50 Lektionen gegliedert. Die Themen nur einiger dieser Lektionen habe ich hier erwähnen können.

Sowohl für die Gliederung seiner Vortragsreihe als auch für die Anlage der einzelnen Lektionen war der naturwissenschaftliche Gesichtspunkt ausschlaggebend. Hollitschers philosophische, politische wie seine recht zahlreichen wissenschaftsgeschichtlichen Ausführungen waren dem naturwissenschaftlichen Gesichtspunkt untergeordnet. Er folgte hier einem philosophischen Umgang mit der Naturwissenschaft, wie er seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts bekannt war. Der große Berliner Physiologe Johannes Müller hatte sich seiner ebenso bedient wie der Physiker Hermann Helmholtz, der Zoologe Karl Vogt und der Physiologe Jakob Moleschott und viele andere. Vogts bekannter Vergleich etwa zwischen der Sekretion der Leber und dem Verhältnis von Denken und Gehirn stand ja nicht in einem philosophisch angelegten Kapitel über das Verhältnis von Materie und Bewusstsein, sondern in einer Arbeit aus dem Jahre 1847 mit dem Titel »Physiologische Briefe für Gebildete aller Stände«. Der betreffende Brief, es war der zwölfte seines Buches, trug die Überschrift: »Nervenkraft und Seelentätigkeit«. Diese Vorgehensweise, die in sich systematisch geordnete naturwissenschaftliche Inhalte mit philosophischen, wissenschaftsgeschichtlichen oder -politischen Anmerkungen und Interpretationen versah, ist bis heute von vielen philosophierenden und popularisierenden Autoren – vor allem solchen aus der Naturwissenschaft selbst – oft und mehr oder weniger konsequent wiederholt worden. In jüngerer Zeit trifft das etwa für den Biologen Max Hartmann, die Physiker Werner Heisenberg oder Carl Friedrich von Weizsäcker, aber auch für den Wissenschaftshistoriker und -theoretiker Thomas S. Kuhn oder den Linguisten Noam Chomsky zu. In der DDR hat unter anderen Georg Klaus, etwa bei seinen Studien zur Atomphysik, zur Logik, Semiotik oder Kybernetik, teilweise dieses Vorgehen gepflegt. Es

bietet den Vorteil, philosophische Deutungen mit einer systematischen Darstellung der jeweiligen Wissenschaft oder deren Popularisierung verbinden zu können.

Diese Vorgehensweise musste in einer immer stärker technisierten, aber zugleich von grundlegenden politischen und moralischen, also auch philosophischen Herausforderungen gezeichneten Welt auf ein beachtliches öffentliches Interesse stoßen. Bis sich die herkömmliche akademische Philosophie solchen neuen einzelwissenschaftlichen Vorgängen gleichfalls zuwandte, konnten mitunter Jahre und Jahrzehnte vergehen. Allerdings vermochte letztere dann neue naturwissenschaftliche Entdeckungen und Entwicklungen weit subtiler mit philosophischen Kategorien zu bedenken und viel intensiver in die Geschichte des menschlichen, insbesondere des philosophischen Denkens einzubinden. Anders gesehen, die Produkte der philosophierenden und popularisierenden Naturforscher oder jener, die es ihnen gleichtun wollten, veralteten weit rascher als es bei manchen der weit langsameren, aber auf ihrem Fachgebiet weit gründlicheren Universitätsphilosophen der Fall war. Als Georg Klaus während des langen Krankseins, das seinem Tod 1974 vorausging, subtil festlegte, welcher seiner Schüler dieses oder jenes seiner Bücher zur Kybernetik, Logik oder Semiotik zu der von ihm erwarteten 10., 20. oder 30. Auflage begleiten sollte, hat mich das schon damals verwundert. Denn die enge Anlehnung seiner Bücher an einen eben erreichten naturwissenschaftlichen Erkenntnisstand, bereiteten diesen zwar bisweilen geradezu sensationelle Augenblickserfolge, aber um auf längere Zeit als Ganzes aktuell zu bleiben, waren sie viel zu stark einem bestimmten Entwicklungsabschnitt verpflichtet.

Walter Hollitscher hat bei seinen Gesamtdarstellungen der Naturwissenschaft seiner Zeit, die Gefahr eines nahen Verfallsdatums dadurch zu vermeiden gesucht, dass er sie in einem Abstand von etwa anderthalb Jahrzehnten gründlich überarbeitete und sie so in modernerem Gewand und oft auch mit einem veränderten Titel weiterführte. Den Berliner Vorlesungen von 1949/1950 folgte in den 1960er Jahren eine Neubearbeitung ihres Anliegens als »Die Natur im Weltbild der Wissenschaft« und »Der Mensch im Weltbild der Wissenschaft«. In den 1980er Jahren führte er dann seine populärwissenschaftliche Gesamtübersicht über die Naturwissenschaft in

32 Siehe Ludwig Fleck: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Mit einer Einleitung hrsg. von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. Frankfurt am Main 1980. S. 146–164.

Einzelarbeiten weiter, wobei er von Mitarbeitern des damaligen Zentralinstituts für Philosophie der Akademie der Wissenschaften der DDR unterstützt wurde (Hubert Horstmann, Rolf Löther und andere).

Folgt man der von dem polnischen Mediziner und Wissenschaftstheoretiker Ludwik Fleck 1935 gebotenen Klassifikation der Publikationsaktivitäten von Wissenschaftlern, also deren Aufteilung in Forschungs- oder Fachzeitschrift-, Fachzeitschrift-, Handbuch-, Lehrbuch- und populärwissenschaftliche Literatur<sup>32</sup>, dann hat Hollitscher zweifellos die letztgenannte Sparte zu bedienen gesucht. Allerdings hat er 1950 noch manche Partie seiner Darlegungen selbst für Hörer oder Leser mit Abiturkenntnissen zu detailliert und damit kompliziert entwickelt. Angesichts seiner Lektionen zu physikalischen Tatbeständen im Rahmen der Vorlesung von 1949/1950 gestand er seinen Hörern beispielsweise zu, er stelle bisweilen »hohe Anforderungen [...] an die [...] Speicher Ihrer physikalischen Schulerinnerungen«<sup>33</sup>. Doch sei das »Schlimmste« nunmehr überstanden.

Fragt man weiter danach, welchen Sparten wissenschaftlicher Literatur ein Autor seine didaktisch aufbereiteten Kenntnisse entnommen hat, so sagt die Antwort viel darüber aus, wie moralisch ehrenhaft sich ein Popularisator gegenüber seinem Publikum verhält. Ich kann hier nur konstatieren, dass die Antwort sehr zugunsten von Walter Hollitscher ausfällt. Selbst auf aktuelle Forschungsliteratur griff er bisweilen zurück, was freilich hohe Ansprüche an das Fassungsvermögen seiner Hörer stellte. So referierte er unter anderem einen gerade zur Veröffentlichung eingereichten Aufsatz des damals noch in England tätigen und späteren DDR-Physikers Martin Strauß »Zu Einsteins neuer Feldtheorie« und musste hinzufügen: Dieser Aufsatz werde »zum Teil wohl nur den physikalisch und mathematisch geschulten Lesern [...] voll verständlich [sein], denen ich aber diese Andeutung über Einstein nicht vorenthalten zu dürfen glaube«<sup>34</sup>. Freilich scheint bei solchen Berufungen auf die aktuelle Forschungssituation auch bisweilen ein wenig Eitelkeit des damals noch jungen und erst um wissenschaftliche Anerkennung bemühten Hollitscher durch. So bemerkt er angesichts seiner Lektion »Die Entwicklung der Sterne«: »Ich habe hier bloß ausgeplaudert, was die Astronomen, in privaten Kreisen sozusagen, einander erzählen und kaum öffentlich zu äußern wagen.«<sup>35</sup> Dominierend bei seiner Quellenliteratur

33 Hollitscher: Vorlesungen zur Dialektik der Natur. S. 138.

34 Ebenda. S. 140.

35 Ebenda. S. 180.

waren aber anerkannte und bewährte naturwissenschaftliche Hand- und Lehrbücher, teilweise auch populäre Darstellungen bedeutender Naturforscher. Um solche Arbeiten handelte es sich, wenn er sich wieder und wieder auf Physiker wie Philipp Frank, Arthur March, Friedrich Hund oder Leopold Infeld, auf Biologen und Physiologen wie Joseph Needham, Ludwig von Bertalanffy oder John B. Scott Haldane und andere berief. Allein die eben genannten Namen zeugen zudem davon, wie sehr Hollitscher die Naturwissenschaft als ein internationales Unternehmen im Blick hatte. Dabei hat er sowjetische Wissenschaftler wie die Astronomen und Geophysiker Wiktor Amasapowitsch Ambarzumjan und Otto Juljewitsch Schmidt, Biologen und Physiologen wie Iwan Petrowitsch Pawlow und Alexander Iwanowitsch Oparin alles andere denn zu kurz kommen lassen.

*Hollitschers Mühen um die Akzeptierung neuer Wissenschaften durch den Marxismus-Leninismus und den Realsozialismus*

Ideengeschichtlich vermochte Hollitscher dabei mancherlei Wissen zu vermitteln, das der Mehrheit der deutschen Intellektuellen bis dahin unbekannt geblieben sein dürfte. Das trifft mit Sicherheit für die 51. Lektion seiner Vorlesungsreihe von 1949/1950 zu, die die Überschrift »Probleme der Kybernetik« trägt<sup>36</sup> Darin führte Hollitscher aus: »Die neue Wissenschaft von den Steuermechanismen des Zentralnervensystems erhielt ihre systematische Gegenwartsform durch den Mathematiker Prof. Norbert Wiener vom Technologischen Institut in Massachusetts, einem fortschrittlichen, auch durch seine Einsetzung für die Friedensidee bekannten Mann«. Seine »zusammenfassende Veröffentlichung« dazu trage den Titel »Cybernetic oder die Lenkung und Nachrichtenübermittlung im Tier und in der Maschine«. Das war wohl eine der ersten deutschen Übersetzungen – wenigstens des Titels – von Wieners berühmtem Buch »Cybernetics, or Control and Communication in the Animal and the Machine«, einer Arbeit, die 1948 in New York und Paris erstmals erschienen war. In deutscher Sprache wurde das Buch erstmals 1963 (!) unter dem Titel »Kybernetik. Regelung und Nachrichtenübermittlung im Lebewesen und in der Maschine« herausgegeben.

Hollitscher stellte den Cambridger Mathematiker Charles Babbage (1792–1871), der auch von Marx im ersten Band des »Kapital« erwähnt

36 Siehe ebenda. S. 292–299.

worden war, als einen Vorläufer Wieners vor, hatte dieser doch schon in den 1830er Jahren theoretisch und praktisch an einer »analytischen Maschine« gearbeitet. Die heute konstruierten Maschinen dieser Art könnten, teilte Hollitscher bereits Ende der 1940er Jahre seinem Publikum mit, nicht nur mathematische Aufgaben lösen, sondern auch eine vollautomatisierte Fabrik regulieren, die Ausführung ergangener Befehle kontrollieren (der Ausdruck »feedback« war wohl gleichfalls in einer philosophischen Vorlesung der DDR zuerst bei Hollitscher zu vernehmen). Er informierte seine Hörer über das binäre Zahlensystem, nach dem solche Maschinen arbeiten und verwies mit McCulloch und Pitts darauf, dass dieses Zahlensystem in der Arbeitsweise von Nervenzellen eine Entsprechung finde. Er verstand kybernetische Maschinen als Modelle für menschliche Gehirntätigkeit, ohne dass sie letzterem gleichkommen. Zugleich warnte er davor, kybernetische Maschinen zur Entwertung menschlicher Lohnarbeit zu nutzen, statt mit ihnen die kreativen Fähigkeiten von Menschen zu aktivieren. Ein Jahr später (1951) stellt Hollitscher in einer im Berliner Aufbau-Verlag herausgegebenen Aufsatzsammlung fest, man könne »in einem gewissen Sinn sagen: Je besser wir unseren Rechenmaschinen das ›Denken‹ beibringen, desto besser beginnen wir zu verstehen, wie unser Gehirn funktionieren mag. Indem wir unser intellektuelles Ebenbild in wissenschaftlicher Praxis erschaffen, wird es uns klarer, wie es im eigenen Kopf zugehen könnte.«<sup>37</sup>

Freilich könnte man heute meinen, mit solchen eher knappen und vielleicht auch etwas simpel erscheinenden Bemerkungen über Kybernetik und Rechenmaschinen habe man im Realsozialismus nicht eine wirkliche Maschine dieser Art bauen können, und darauf wäre es ja letztlich wohl angekommen. Das trifft gewiss zu, aber Populärwissenschaft will ja auch nicht die eigentliche Wissenschaft oder gar die auf ihr beruhende Technik ersetzen, sondern das gesellschaftliche Klima für solche Leistungen vorbereiten, wie übrigens schon Ludwig Fleck 1935 angedeutet hatte. Und an einer solchen Vorbereitung war Hollitscher zweifellos beteiligt.

Das alles geschah Jahre bevor, ehe sich Georg Klaus als Philosoph in der DDR der gleichen Thematik zuzuwenden begann. Erst 1957 erschien in Leipzig und Jena das Referat, das Klaus im gleichen Jahr auf dem II. Kongress der »Gesellschaft zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse« gehalten und mit dem er seine eigene – überaus erfolgreiche und bekannte –

37 Walter Hollitscher: Geister und Seelen. Was man im Umgang mit Scharlatanen wissen muß. In: ... wissenschaftlich betrachtet .... S. 356.

Propagierung und Deutung der Kybernetik eröffnet hatte: »Elektronengehirn contra Menschengehirn? Über die philosophischen und gesellschaftlichen Probleme der Kybernetik«. <sup>38</sup> Leider findet sich weder bei ihm noch bei seinem Herausgeber Heinz Liebscher ein Hinweis auf die zeitlich früheren Aktivitäten von Hollitscher, die Klaus als Teilnehmer der Diskussion von 1950 um Hollitschers Vorlesungsreihe bekannt gewesen sein mussten.

Ähnliches gilt für Hollitschers Eintreten für die moderne, nacharistotelische Logik. <sup>39</sup> Er hatte sie im Wiener Kreis kennen gelernt, in dem sie als ein wichtiges Arbeitsmittel geachtet, gebraucht und insbesondere auch fortgebildet wurde, dass die durch den Kreis repräsentierte Denkrichtung auch als »Logischer Positivismus« bezeichnet wird. Hollitscher erläuterte seinen Hörern einige elementare Ergebnisse der Aussagenlogik, zum Beispiel die Wahrheitswert-Matrize, macht sie mit Antinomien vom Typ der des kretischen Lügners bekannt oder der des Katalogs aller Kataloge, die sich nicht selbst aufführen. Er erläuterte unter anderem die Bedeutung und den Zweck der Termini »Objekt-« und »Metasprache«, »sinnvoller Satz« und »sinnloser Satz«. Hollitscher hat wohl als erster Marxist in der DDR klar ausgesprochen: Der logische Widerspruch hat »nicht das geringste mit unserer Verwendung des Begriffs ›Widerspruch‹ in der Dialektik zu schaffen« <sup>40</sup>.

Ich hätte, bevor ich nun die Arbeiten Hollitschers aus den Jahren 1950 und 1951 kennen lernte, darauf gewettet, dass es Georg Klaus war, der in der DDR zuerst ein breiteres Publikum mit diesen Gegenständen bekannt gemacht hat. Doch war auch hier Hollitscher der frühere. Klaus wurde erst nach 1953, nach der Publikation seines Referats auf der Jenenser Logik-Konferenz im Jahre 1951 einem breiteren DDR-Publikum als Streiter für die moderne Logik bekannt. Die gleichfalls der modernen Logik verpflichteten Vorlesungen und Schriften des Jenenser Philosophen Paul Ferdinand Linke <sup>41</sup> blieben selbst jenen unbekannt, die damals, wie ich, in Jena Philosophie studierten. Ähnliches gilt auch für Günther Jacoby in Greifswald. Hingegen war Hollitschers Buch »...wissenschaftlich betrachtet ...« in der DDR weit

38 Siehe Georg Klaus: Elektronengehirn contra Menschengehirn? Über die philosophischen und gesellschaftlichen Probleme der Kybernetik [1957]. In: Georg Klaus: Beiträge zu philosophischen Problemen der Einzelwissenschaften. Hrsg. von Heinz Liebscher. Berlin 1978. S. 62–80 (Schriften zur Philosophie und ihrer Geschichte. Bd. 14).

39 Siehe Walter Hollitscher: »Die Entwicklung in Gegensätzen«. Vortrag aus den Jahren 1949/50. In: Vorlesungen zur Dialektik der Natur. S. 74–79; Zum Verrücktwerden! In: ... wissenschaftlich betrachtet .... S. 364–367.

40 Hollitscher: »Die Entwicklung in Gegensätzen«. S. 78.

verbreitet. Fragt man danach, warum dennoch Georg Klaus – und nicht Walter Hollitscher – in der DDR und bald darüber hinaus als der philosophische Bahnbrecher für die moderne Logik und die Kybernetik bekannt wurde, so hat dies nicht nur mit der Intensität und auch publizistischen Extensität von Klaus' Arbeitsweise zu tun. Klaus kämpfte; er scheute sich nicht, theoretisches Hinterwäldlertum auch bei Ideologen der DDR und anderer sozialistischer Länder (ich denke etwa an seine Kritik des ungarischen Marxisten Béla Fogarasi) offensiv und argumentativ zu attackieren. Diesen Kampfeswillen für die Anerkennung neuer wissenschaftlicher Einsichten hat er allerdings mit Jahrzehnten seines Lebens bezahlen müssen. Ein solches intellektuelles und ideologisch höchst gefährliches Gerangel lag dem ruhigen und eher zu sachter Polemik neigenden Hollitscher nicht. Er bezahlte diese Haltung damit, dass in der Öffentlichkeit innerhalb und außerhalb der DDR rasch vergessen wurde, was er zur modernen Logik und zur Kybernetik mit auf den Weg gebracht hatte.

Als Pionier wirkte Hollitscher auch, als er in seiner Berliner Vorlesung von 1949/1950 wohl als erster in Ostdeutschland auf die berühmte Studie des sowjetischen Philosophen und Physikers Boris Hessen zu den sozialökonomischen Wurzeln von Isaac Newtons Hauptwerk »*Philosophiae naturalis principia mathematica*« verwies, die dieser 1931 in London auf einem internationalen Kongress zur Wissenschaftsgeschichte vorgetragen hatte.<sup>42</sup> Wenig später hat er dann Grundgedanken von Hessens Studie detailliert darzustellen versucht.<sup>43</sup> Das war auch moralisch beachtenswert, weil Hollitscher sicher nicht entgangen war, dass Hessen 1939 im Rahmen der Stalinischen Verfolgungswellen ermordet wurde und es deshalb im sowjetischen Machtbereich verpönt war, seinen Namen zustimmend zu erwähnen. Tatsächlich hat Hollitscher das 1951 auch im Unterschied zu seinen Berliner Vorlesungen unterlassen; Hessens Ausführungen darüber, wie Wissenschaft sich historisch bewegt, aber um so intensiver propagiert.

Mit dem großen Aufsehen, das Hessens Vortrag seit den 1930er Jahren in den anglo-amerikanischen Ländern auslöste, hängt auch, wie Horst Poldrack zuerst historisch exakt belegen konnte, Thomas S. Kuhns sensationelle Arbeit »Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen« (Chicago 1962)

41 Siehe Paul Ferdinand Linke: *Niedergangerscheinungen in der Philosophie der Gegenwart. Wege zu ihrer Überwindung.* München, Basel 1961.

42 Siehe Hollitscher: *Vorlesungen zur Dialektik der Natur.* S. 57.

43 Siehe Walter Hollitscher: *Newton und seine Zeit. Zur 300. Wiederkehr seines Geburtstages.* In: ... wissenschaftlich betrachtet .... S. 63–67.

eng zusammen. In »Der Mensch im Weltbild der Wissenschaft«<sup>44</sup> hat Hollitscher Kuhns Arbeit in einem Buch, das in der DDR von jedermann gekauft werden konnte, ausführlich referiert. Ich jedenfalls habe dank des Buches von Hollitscher über Kuhn erstmals näheres erfahren. Es war ja die erste oder einer der ersten Bezugnahmen auf Kuhn in der DDR. Leider hat auch Hollitscher diese Studie insofern verkannt, als er Kuhn als einen Theoretiker der Wissenschaftsgeschichte vorstellte und kritisierte, obwohl dieser lediglich allgemeine Charakteristika der Ontogenese von wissenschaftlichen Theorien in ihrem sozialen Kontext zu beschreiben versucht hatte. Aber darüber wird im kommenden Jahr anlässlich des 40. Jahrestages von Kuhns bahnbrechender Arbeit eingehender zu sprechen sein.

Es wäre also falsch zu meinen, dass Hollitscher, wenn auch mit leisen Tönen, Vorgänge in den verschiedenen Naturwissenschaften und ihrem sozialen Umfeld stets zutreffend gewertet hätte. Schließlich war auch er, wenigstens zeitweise, ein überzeugter Anhänger und Propagandist des pseudowissenschaftlichen Konzepts von der Vererbung erworbener Eigenschaften, wie dies Trofim Denissowitsch Lyssenko lauthals und mit jahrelanger Unterstützung durch die Führung der KPdSU national und international durchzusetzen versucht hatte. So suchte auch Hollitscher seinen Lesern Sätze zu vermitteln wie: »Durch die Theorien Mitschurins und Lyssenkos wird heute die biologische Entwicklungslehre auf eine neue und höhere Stufe gehoben und das Fortleben der erneuerten Lehren Darwins gesichert«<sup>45</sup>, oder: Lyssenko »studierte aufs neue – in höchst aktivistischer Weise – die Beziehungen zwischen den Erbeigentümlichkeiten und den Umweltbedingungen des Pflanzenlebens«. Lyssenko wäre dabei zu dem Resultat gelangt, dass man »Veränderungen der Erbanlagen in planmäßiger Weise durch Veränderung der Umweltbedingungen hervorbringen kann. Er betonte hiermit eine für die Praxis außerordentlich wichtige theoretische Auffassung, welche von vielen Vererbungsforschern in ihrer Bedeutung bisher unterschätzt oder gar geleugnet wurde.«<sup>46</sup> Oder: »Lyssenko schuf [...] die neue Wissenschaft und Praxis der *Agrobiologie*.«<sup>47</sup> Solche Sätze aus der Feder Hollitschers sind nicht nur deshalb überraschend, weil er einzelwissenschaftlich

44 Siehe Walter Hollitscher: *Der Mensch im Weltbild der Wissenschaft*. Wien 1969. S. 366 bis 369.

45 Walter Hollitscher: *Darwins Lehren sind lebendig*. In: ... wissenschaftlich betrachtet ...«. S. 134.

46 Walter Hollitscher: ... und der Mensch schuf Pflanzen und Tiere. Ebenda. S. 196.

47 Walter Hollitscher: *50 Jahre Wissenschaft 1900–1950*. Ebenda. S. 406.

auf dem Gebiet der biologischen Wissenschaften zweifellos am besten ausgebildet und belesen war, sondern auch deshalb, weil viele der ihm seit seiner englischen Emigration gut bekannten und von ihm hoch geschätzten englischen Wissenschaftler-Linken damals an dem Lyssenko-Konzept zerbrachen. Sie traten aus der KP Großbritanniens aus oder zogen sich politisch zurück, weil sie nicht gewillt waren, ihren wissenschaftlichen Ruf einem verfehlten ideologischen Konzept zu opfern. An erster Stelle ist der Biologe John B. Scott Haldane zu nennen, den Hollitscher in seinen damaligen wie auch späteren Publikationen wiederholt als einen wichtigen Gewährsmann für eigene Überzeugungen zitierte.

Es ließen sich noch andere Fehlteile Hollitschers bei der Beurteilung wissenschaftlicher Entwicklungen seiner Zeit anführen. Er hat sie zumeist mit anderen marxistisch-leninistischen Philosophen geteilt. Ich will mich auf eines beschränken: auf das Verhältnis von Logik und Philosophie. Auch Hollitscher vertrat die Ansicht, dass die formale Logik, einschließlich ihrer modernen Fortbildung, ein legitimer Bestandteil der Philosophie wäre, also nicht nur über Jahrhunderte an philosophischen Lehrstühlen gepflegt und gelehrt worden sei. Die selbst heute noch anzutreffende Ansicht wäre mit jener vergleichbar, die die Stomatologie dem Friseurhandwerk zuordnet oder umgekehrt, nur weil in früheren Jahrhunderten Barbieri bisweilen auch Zähne gezogen haben. Im Marxismus-Leninismus hat diese fehlerhafte disziplinäre Identifikation von Konzepten, die aus unterschiedlichen Zwecken entstanden und unterschiedlichen Zwecken dienen, zu einer Jahrzehnte dauernden Diskriminierung der formalen Logik geführt. Diese, hieß es oft, sei nur eine primitive, metaphysische Vorstufe der einzig wissenschaftlichen oder dialektischen Logik. Doch Hollitscher ließ an seiner Hochachtung gegenüber der formalen Logik nicht rütteln: Ohne Logik gehe nichts, wenn sie auch auf sich allein gestellt wenig vermöge.<sup>48</sup>

48 Siehe Walter Hollitscher: Sollen wir logisch denken? Ebenda. S. 230–235.

*Intellektuelle und politische Quellen  
für Hollitschers philosophisches Verständnis von Wissenschaft*

Auf welche intellektuelle Richtungen und Ideen nun hat Hollitscher bei seinem eignen Verständnis der Wissenschaft, bei der Bewertung insbesondere von naturwissenschaftlichen Ergebnisse und beim Umgang mit diesen (namentlich bei seinem Bestreben, gerade sie in Gänze zu popularisieren) zurückgegriffen? Es sind vor allem drei geistige Quellen zu nennen, die sein Wirken nahezu ein Leben lang geleitet und geprägt haben.

Hollitscher war Ende der 1920er Jahre Kommunist geworden, Mitglied einer der Parteien, die sich streng an Moskauer Vorgaben hielten. Solidarität mit der KPdSU, Verteidigung der Sowjetunion, um unter ihrer Führung eine neue bessere Welt zu errichten, bedeutete dieser Generation von Radikalkritikern des Kapitalismus nahezu alles. Hierfür waren die bewussten unter ihnen selbstlos bis zur Askese, diszipliniert wie ein Berufssoldat, tapfer wie ein Märtyrer, stets aber auch bereit zu verzeihen und zu entschuldigen, wenn es um die »Sache« ging, also um Fehlurteile und -handlungen der »einzig revolutionären« Bewegung. Und Hollitscher gehörte zu den bewussten Genossen. Es war für ihn selbstverständlich, wie auch immer, den Vorgaben der KPdSU zu folgen. Bedenken dabei überkamen ihn allerdings schon als Student. Als etwa 1934 in der Sowjetunion und im Gedenken an die 25jährige Wiederkehr der Erstauflage von Lenins »Materialismus und Empiriokritizismus« der Wiener Kreises und die von diesem hochgeschätzte moderne Logik besonders laut und heftig diffamiert wurden, hat auch Hollitscher das in seinem Briefwechsel mit Neurath keineswegs gutgeheißen. Aber er hat es mit der Nonchalance jener abgetan, die stets zu wissen meinen, dass es weit Wichtigeres gebe, als es jeder aktuell beklagte Fauxpas der kommunistischen Bewegung sein könne. Er riet Neurath zur Geduld. Die von ihm beklagten Verurteilungen seien keine »Zustandsgrößen [...], die in die Gesetze eingehen, aus denen wir unsere Prognosen [...] über die wissenschaftliche Entwicklung des russischen Volkes ableiten«<sup>49</sup>, tröstete er den empörten Neurath am 25. Januar 1935.

So war auch für Hollitscher die in der Sowjetunion vorgetragene Sicht der marxistischen Philosophie so etwas wie ein von jedem »echten« Kommunisten gehorsam hinzunehmendes Schicksal. Bedenken, die er gegenüber fragwürdigen Interpretationen des parteiamtlichen Marxismus hatte, äußerte

49 Hollitscher an Otto Neurath, 25. Januar 1935. In: Goller, Oberkofler: Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941). S. 148.

er lebenslang nicht als Kritik, sondern indem er für sich entsprechende Thesen einfach ignorierte. So widerstrebte es ihm, einen Corpus von philosophischen Sätzen als »Weltanschauung« zu bezeichnen; meist sprach er, ganz in der Sprache des Wiener Kreises, von »*Weltauffassung*«. Weltanschauung schien ihm viel zu individuell, viel zu persönlich, viel zu intim, um Inhalt von philosophischen Kompendien sein zu können.<sup>50</sup>

Schon als 13jähriger, schrieb er 1949, habe er begonnen, in Marxens »Kapital« zu lesen.<sup>51</sup> In seiner frühen Studentenzeit habe ihn Neurath 1932 die gerade erschienene »Deutsche Ideologie« von Marx und Engels exzerpieren lassen – in einem Kaffeehaus mit einem »Paar Würstel« und »zwei Semmeln«<sup>52</sup> als Lohn. Doch hat sich Hollitscher auch in reiferen Jahren damit beschieden, lediglich über einige Hauptwerke des Marxismus-Leninismus genauer Bescheid zu wissen. Dazu zählen insbesondere Werke von Friedrich Engels wie »Anti-Dühring«, »Dialektik der Natur«, »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats«, »Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie«, Lenins »Materialismus und Empirio-kritizismus« sowie – wenigstens bis Mitte der 1950er Jahre – Stalins »Über dialektischen und historischen Materialismus«. Die zuletzt genannte Arbeit rechnete er sogar neben Lenins »Materialismus und Empirio-kritizismus« zu den zwei bedeutendsten philosophischen Werken »unserer Zeit«<sup>53</sup>. Bei Stalin stimmte er in die zeitgenössischen Lobeshymnen ein, nannte ihn gelegentlich auch einmal einen »Geistesriesen«<sup>54</sup>.

Untersuchungen zur Geschichte des Marxismus, zu einzelnen seiner Thesen und Begriffe sucht man bei Hollitscher meist vergebens.<sup>55</sup> Das schließt nicht aus, dass in Metabekundungen von ihm bisweilen der jeweils offizielle Marxismus und dessen Geschichte geradezu enthusiastisch gefeiert

50 Siehe Walter Hollitscher: Bemerkungen über das Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft. In: ... wissenschaftlich betrachtet .... S. 305–327.

51 Siehe Walter Hollitscher: Kurzfassung des (bisherigen) Lebenslaufes. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschaftswissenschaftliche Reihe. Jg. 30. 1981. H. 2. S. 111–116.

52 Walter Hollitscher: Otto Neurath – Begegnungen und Erwägungen. In: Weg und Ziel. Wien. Jg. 40. 1982. H. 7/8. S. 284.

53 Siehe Hollitscher: 50 Jahre Wissenschaft 1900–1950. S. 407.

54 Hollitscher: Bemerkungen über die Beziehung zwischen Gesellschaft und Wissenschaft. S. 401.

55 Eine dieser Ausnahmen bildet Walter Hollitscher: Der Ideologiebegriff in marxistischer Sicht. In: Akten des XIV. Internationalen Kongresses für Philosophie. Wien, 2.–9. September 1968. Bd. 1. Wien 1969. S. 504–509.

werden.<sup>56</sup> Doch wenn es etwa um genauere Belege darüber geht, dass die klassische deutsche Philosophie ein wichtiger Ausgangspunkt marxistischen Denkens sei, verarmen seine Publikationen. Hegel etwa bleibt nahezu unerwähnt. Einmal machte er sich über Hegels Versuch eines Beweises lustig, warum es nur genau sieben Planeten der Sonne, die damals bereits bekannten nämlich, geben könne.<sup>57</sup>

Wolfgang Harich wies in einem Brief vom 29. März 1952 an Fred Ölßner, damals Mitglied des Politbüros der SED, offen auf solche Mängel in der philosophischen Bildung Hollitschers hin. Mit einer Rigorosität, wie sie nur einem von Erfolgen verwöhnten und knapp 30jährigen Literaten eigen sein kann, formulierte Harich: »Der Ordinarius für Philosophie an der Berliner Humboldt-Universität, also der Mann auf dem Lehrstuhl Fichtes und Hegels, ist Prof. Hollitscher. Hollitscher hat das Niveau eines Feuilletonschreibers, der die Leser der Sonntags-Ausgabe mit Belehrungen über ›das Leben im Wassertropfen‹ und dergleichen erfreuen kann [...] Von der Geschichte der Philosophie, speziell von der klassischen deutschen Philosophie, versteht dieser Mann nichts. Ich mache mich anheischig, in einer Diskussion zu beweisen, daß er von der ›Kritik der reinen Vernunft‹ bis zu Feuerbachs ›Wesen des Christentums‹ kein einziges Werk der deutschen klassischen Philosophie wirklich kennt.«<sup>58</sup>

Das Desinteresse Hollitschers an der Philosophiegeschichte hatte viel mit seinem generellen Philosophieverständnis zu tun. Ausführlich hat er dieses 1946 in seinem Wiener Vortrag »Vom Nutzen der Philosophie und ihrer Geschichte« dargelegt. »Vom Standpunkt der Logik« betrachtet, meinte er damals, seien »eine gewisse Teilmenge ›philosophischer Probleme‹ [...] Scheinprobleme«, zum Beispiel das sogenannte Problem der Willensfreiheit. »Sie beruhen – sachlich genommen – recht häufig auf sprachlichen ›Missverständnissen‹, die sich einer sorgfältig verfahrenen logischen Analyse unter den Händen des Dialektikers auflösen.«<sup>59</sup> Alles wahrhaft Philosophische sei per Verallgemeinerung den verschiedenen Wissenschaften zu

56 Siehe Walter Hollitscher: Entwicklungsprobleme. In: ... wissenschaftlich betrachtet .... S. 123 f.

57 Siehe Walter Hollitscher: Der Mann, der einen Planeten fand. Ebenda. S. 30–33.

58 Wolfgang Harich: Eine Denkschrift. In: Siegfried Prokop: Ich bin zu früh geboren. Auf den Spuren Wolfgang Harichs. Berlin 1997. S. 200.

59 Walter Hollitscher: Vom Nutzen der Philosophie und ihrer Geschichte. Einleitungsvorlesung eines Kollegs über Problemgeschichte und Gesichtspunkte der europäischen Philosophie, gehalten an der philosophischen Abteilung des Instituts für Wissenschaft und Kunst in Wien (1946). In: ... wissenschaftlich betrachtet .... S. 261 f.

entnehmen; denn es handele sich bei Philosophie um einzelwissenschaftliche Grundlagenforschung. Nur solange nicht jeder Einzelwissenschaftler philosophisch und jeder Philosoph einzelwissenschaftlich gebildet sei, könne es noch so etwas wie eine separate Philosophie geben. Das war natürlich eine nur wenig verzuckerte Wiener-Kreis-Arznei, die er philosophisch um Genesung Bittenden auch später anbot. 1951 publizierte er in der DDR seinen Wiener Vortrag von 1946 erneut. Eine eigenständige philosophische Problemmenge, die sich aus der Zuwendung zum geschichtlichen und gesellschaftlichen *Gesamtprozess* der Menschheit ergibt, wollte Hollitscher nicht gelten lassen beziehungsweise sah er gar nicht.

Das schließt allerdings nicht aus, dass Hollitscher bisweilen für die Rezeption des ursprünglichen Marxismus wichtige Fingerzeige gab. So war er einer der wenigen, die in der frühen DDR auf die damals und aus naheliegenden Gründen<sup>60</sup> ziemlich verpönte »asiatische Produktionsweise« als einen Gegenstand verwiesen, zu dem »noch Gewaltiges zu leisten«<sup>61</sup> sei.

Hollitschers Umgang mit dem Marxismus ähnelt dem der Vertreter der englischen Wissenschaftler-Linken der 1930er und 1940er Jahre, von denen bereits die Rede war. Ihnen fühlte er sich als Naturwissenschaftler wie auch ihrer philosophisch und ideologisch zupackenden Vorgehensweise wegen verbunden. Auch ihre persönliche Tapferkeit und Uneigennützigkeit fand seinen Respekt. Er zitierte nicht nur aus Christopher Caudwells »genialem Buch« »Illusion and reality. Study of the Source of Poetry«<sup>62</sup> oder aus der ersten Einführung in den dialektischen Materialismus, die in England von dem jungen Mathematiker David Guest verfasst worden war.<sup>63</sup> Er beklagte zugleich den großen Verlust, den die englische und internationale Linke dadurch erlitten habe, dass sowohl Guest als auch Caudwell in den Reihen der in Spanien kämpfenden Internationalen Brigaden gefallen sind. Neben bereits genannten Vertretern der englischen Wissenschaftler-Linken wie Haldane oder Needham zählten auch Samuel Lilley, Maurice Cornforth, Patrick M. Blackett oder Gordon Childe zu den von Hollitscher geschätzten und wiederholt zitierten Persönlichkeiten.

60 Ich denke insbesondere an Aufsätze und Bücher, die Karl August Wittfogel in dieser Zeit zum »orientalischen Despotismus« als einer »totalen Macht« publiziert hat. Solche Publikationen wurden als direkte Angriffe auf die sowjetische Gesellschaftsform aufgefasst und waren auch so gemeint.

61 Hollitscher: Entwicklungsprobleme. S. 124f.

62 Siehe Hollitscher: Vorlesungen zur Dialektik der Natur. S. 324, 287 und 290; Über Surrealismus. In: ... wissenschaftlich betrachtet .... S. 348.

63 Siehe David Guest: A Textbook of Dialectical Materialism. London 1939.

Der Marxismus, den Hollitscher in England propagiert fand, musste ihm auch deshalb zusagen, weil er sich wenig bei philosophischen Details und Feinheiten, etwa begrifflichen Überlegungen, aufhielt, dafür aber philosophische, ideologische und politische Ambitionen eng mit einem naturwissenschaftlichen Wissen von hohem und aktuellem Niveau zu verbinden wusste. Seine Bekanntschaft mit den englischen Wissenschaftler-Linken war für ihn so bewegend und nachhaltig, dass, worauf bereits hingewiesen wurde, sein Verhältnis zu ihnen sich auch nicht änderte, als einige, darunter der von ihm hochgeschätzte Haldane, aus Protest gegen die Monopolisierung der Lyssenko-Position in der Sowjetunion, aus der Kommunistischen Partei austraten und ihr früheres politisches Engagement aufgaben. Darüber verlor Hollitscher nicht viele Worte. Eine lebenslange Verehrung von Personen, denen er viel verdankte oder die er als empirische Forscher schätzte, war ihm ebenso selbstverständlich wie seine stete Hochachtung gegenüber seinen Wiener Lehrern. Und das waren immerhin die im Marxismus-Leninismus geradezu verteufelten Repräsentanten des Neopositivismus.

Anfang der 1950er Jahre hatte beispielsweise Adam Schaff festgestellt: »Man kann ohne Übertreibung sagen, dass der Neopositivismus in unserer Philosophie und Wissenschaft der Feind Nr. 1 der marxistischen Ideologie ist«<sup>64</sup>. Hollitscher ist allerdings deren Positionen wohl niemals widerspruchslos gefolgt, vielmehr hat er sie durch ihnen eigentlich fremde Inhalte zu ergänzen gesucht. So bot er in seiner Dissertationsschrift von 1935 Schlick auch soziologische Interpretationen des damaligen Streites um das Kausalprinzip an. Kühn hatte er verkündet: »Die ›geistige‹ ist der ›materiel- len‹ Welt gegenüber nichts weniger als autonom. Wer Wirtschafts- und Wissenschaftsbetrieb unserer Zeit voneinander trennt, wird keinem von beiden gerecht.«<sup>65</sup> Schlick »übersah« in seinem Gutachten den marxistischen Hintergrund solcher Behauptungen seines ihm auch politisch wohlbekannten Schülers und verweist auf den »berühmten Satz« Fichtes: »was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist«, um dann fortzufahren: »In der vorliegenden Dissertation werden Beispiele für diese alte Wahrheit zusammengetragen, die sich auf die gegenwärtige Diskussion um das Kausalprinzip beziehen.«<sup>66</sup> Willkommener und vertrauter

64 Adam Schaff: Zu einigen Fragen der marxistischen Theorie der Wahrheit. (Die dt. Übersetzung wurde bearb. von Georg Klaus.) Berlin 1954. S. 470.

65 Goller, Oberkofler: Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1951). S. 120.

66 Ebenda.

dürfte Schlick jedoch das Bemühen Hollitschers gewesen sein, die Operationsregeln anzugeben, nach denen der Begriff »Kausalität« in den empirischen Wissenschaften zweckmäßig verwendet werden darf und zuvor erst einmal methodisch herauszufinden, wie man solche Regeln überhaupt erfassen kann.<sup>67</sup>

Nach dem Krieg publizierte Hollitscher nicht nur zusammen mit Joseph Rauscher Schlicks Vorlesungen zur Naturphilosophie, die dieser im Sommersemester 1936 in Wien gehalten hatte, sondern er protestierte auch am 4. November 1948 in einem Memorandum dagegen, dass »vor allem durch die Nichtbesetzung der Lehrkanzel für Philosophie der induktiven Wissenschaften, der etwa Boltzmann und Schlick zu solch großem Weltruf verholfen hatten, die Anziehungskraft der Wiener Universität beträchtlich gemindert wird.«<sup>68</sup> Die Herausgeber seines Briefwechsels mit Otto Neurath meinen sogar: »Walter Hollitscher und Viktor Kraft haben das historische Verdienst, dass die Philosophie des Wiener Kreises in allen ihren Varianten nicht endgültig aus der österreichischen Geistesgeschichte verdrängt werden konnte.«<sup>69</sup> Noch in seinem 1949 an der Humboldt-Universität eingereichten Lebenslauf berichtet Hollitscher stolz: »Prof. Moritz Schlick war mein Lehrer. Noch als Student nahm er mich in seinen Zirkel – den sogenannten ›Wiener Kreis‹ – auf. Gemeinsam mit ihm fuhr ich zum Prager und Pariser Internationalen Philosophenkongreß und hielt dort Vorträge. (Nach seinem Tode war es mir übertragen, seinen ›Naturphilosophischen Nachlaß‹ herauszugeben.)«<sup>70</sup>

Dankbarkeit gegenüber seinen neopositivistischen Lehrern lag für Hollitscher noch aus einem anderen Grund nahe. Neurath hatte Hollitscher kurz nach dessen Flucht aus dem okkupierten Österreich und auf dessen Bitte hin am 18. Mai 1938 folgendes Zeugnis ausgestellt: »Der Unterzeichnete hatte während mehrerer Jahre Gelegenheit Herrn Dr. Walter Hollitscher als vielseitig begabten jungen Wissenschaftler kennen zu lernen, der schon als Student vielversprechend war. Dr. Hollitscher verbindet, was für viele Untersuchungen besonders wichtig ist, Begabung für logische Analyse mit dem Interesse für Realwissenschaften. Seine Arbeiten zeigen, daß er sich mit Erfolg der wissenschaftlichen Laufbahn zugewendet hat. Jede Förderung,

67 Siehe ebenda. S. 122.

68 Ebenda. S. 124.

69 Ebenda. S. 134.

70 Laitko: Walter Hollitscher und seine Naturdialektik. S. 426.

die ihm dabei zuteil wird, wird zweifellos gute Früchte tragen. Den Unterzeichneten würde es sehr freuen, wenn diese Erklärung die Entwicklung Dr. Hollitschers unterstützen würde.«<sup>71</sup>

Die Kritik, die Hollitscher sich dann 1949/1950 in der DDR anzuhören hatte, ließen später seine positiven Bekundungen zu Schlick oder Neurath, Philipp Frank, Carnap und anderen zwar spärlicher werden, aber keineswegs verstummen. Sie wurden allerdings zunehmend auch mit kritischen Bemerkungen zu einzelnen Positionen seiner Lehrer vermischt. Zu bedauern ist, dass Hollitscher sich später niemals grundsätzlich und ausführlich zum Wiener Kreis geäußert hat. Wie gut hätte es auch der DDR-Philosophie getan, wenn er ausgehend von seinen methodischen Erfahrungen einmal unmissverständlich erklärt hätte, dass etwa die in Wien gepflegte logische Analyse von Texten ursächlich nichts mit philosophischer Antipathie zu tun hat, sondern solche Verfahren unentbehrliche Instrumente theoretischer Arbeit, auch der marxistischen, sind! Wie sehr hätte er dazu beitragen können, das in der DDR-Philosophie verbreitete Wohlbehagen in Umgangsdenken und -sprache zurückzudrängen! Der Vermeidung unzähliger Äquivalenzen, Synonyme, unscharfer Begriffe, Irrationalismen, bloßer Phrasen und anderer Fallstricke gegen ein formal korrektes Denken hätte das ebenso genutzt, wie manche sich daran anschließende und theoretisch oft völlig sinn- und nutzlose Debatte (ich denke nur an die, die den logischen Widerspruch in seiner Gültigkeit begrenzen wollte) vielleicht vermieden worden wäre. Hollitscher wusste ja schon seit seinem Briefwechsel mit Neurath, dass dieser bestimmte sowjetische Dialektik-Ausführungen als »a kind of hocus pocus« zu bezeichnen pflegte, als eine Preisung von Wortgebilden, die sich den in der Wissenschaft üblichen Kriterien zur Erhellung ihres Sinns entziehen: Neurath nannte als einen Beleg für solche Vorgehensweisen: »wenn man A sagt und A ist gut, dann ist's eine Verschleierung des Non A usw.«<sup>72</sup>.

Bei meinem Bedauern darüber, dass Hollitscher nicht bestimmte, im Wiener Kreis gepflegte und ihm bekannte Verfahren wissenschaftlicher Arbeit in der DDR weit offensiver als er es tat verteidigt hat, beziehe ich mich vor allem auf Publikationen vor und während seiner Berliner Zeit. In seinen

71 Goller, Oberkofler: Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941). S. 196.

72 Ebenda. S. 127.

Leipziger Vorlesungen, die ich leider nicht kenne, mag es vielleicht anders zugegangen sein. Ich könnte das allerdings auch aus vielen persönlichen Gesprächen mit Hollitscher in Leipzig nicht bestätigen. Klaus-Peter Noack jedenfalls bewunderte 1981 in einem Interview mit Hollitscher dessen in seinen Leipziger Vorlesungen offenbartes »hellwaches sprachanalytisches Bewusstsein«<sup>73</sup>. Auch Wittgensteins »Tractatus logico-philosophicus«, dem Hollitscher laut seinem 1981 in Leipzig publizierten Lebenslauf, die »Einsicht« verdankt, »daß manche ›Probleme‹, die als philosophische gelten, durch eine ›Berichtigung des Sprachgebrauchs‹ – wie Lichtenberg dies genannt hatte – geklärt werden konnten«, fand bei ihm in dieser Hinsicht ansonsten keine positive Würdigung.

Hollitschers Verhältnis zu den Lehren Sigmund Freuds wäre einer besonderen Untersuchung wert, schließlich hat er bereits 1939 im »International Journal of Psychoanalysis« einen Beitrag mit dem Titel »The Concept of Rationalization. Some Remarks on the Analytic Criticism of Thought« veröffentlicht und 1947 sein Buch »Sigmund Freud. An Introduction. A Presentation of his Theory, and a Discussion of the Relationship between Psychoanalysis and Sociology« in der von Karl Mannheim herausgegebenen Reihe »International Library of Sociology and Social Reconstruction« (London 1947, New York 1970) publiziert. Doch bereits 1951 bezeichnete er sein Freud-Buch als »nicht unproblematisch«<sup>74</sup>, obwohl Hollitscher mit dieser Arbeit »pure Freud – and not somebody else’s interpretation of him« bieten wollte.

73 Walter Hollitscher: Ich erinnere mich .... Protokoll eines Gesprächs zwischen Walter Hollitscher, Siegfried Kätzel und Klaus-Peter Noack, geführt am 16. Februar 1981 in Leipzig. Walter Hollitscher: »Ich erinnere mich ...«. In: Marxistisch-leninistische Philosophie und wissenschaftliches Weltbild. Festkolloquium aus Anlaß des 70. Geburtstages von Prof. Dr. Dr. h. c. Walter Hollitscher am 22.5.1981 .... Berlin 1981. S. 47–61. (Aus dem philosophischen Leben der DDR. Informationsbulletin. Jg. 17. H. 7).

74 Walter Hollitscher: Kritik der Psychoanalyse. In: ... wissenschaftlich betrachtet .... S. 343.

*Zur Berliner Debatte über Hollitschers philosophisches Konzept  
am 23. Dezember 1950*

Während seiner einzelwissenschaftlichen Ausbildung, aber natürlich auch bei den Wiener Positivisten und den englischen Wissenschaftler-Linken lernte Hollitscher einen Denkstil kennen und schätzen, der unvereinbar war mit solchen von Moskau ausgehenden Redeweisen wie jener von den »unerschütterlichen Wahrheiten des Marxismus-Leninismus«, oder mit der in diesem Geiste ständig vorgetragenen Warnung, niemand solle klüger sein wollen als Marx, Engels, Lenin und natürlich die jeweilige Parteiführung. In seinen Publikationen trifft man vielmehr, mitunter sogar dort, wo er zu offiziell gebilligten marxistischen Positionen schreibt, auf relativierende Ausdrücke wie: »wahrscheinlich ist das zutreffend«, »man könnte annehmen, daß«, »diese Antwort ist zur Zeit noch umstritten«, auf Bilder wie: »wenn die Amöben denken könnten« oder gar, »wir neigen dazu, Engels recht zu geben« und ähnliches. Eine solche Denkhaltung musste in der noch jungen DDR allen jenen höchst fremd und ungelegen sein, denen eine gründliche theoretische Ausbildung versagt geblieben war, die aber nun – ihrer Verdienste im antifaschistischen Kampf wegen – in hohe politische und staatliche Ämter eines zentralistisch angelegten Apparates gelangt waren. Sollten sie ihre politische Autorität einer für sie gänzlich ungewohnten filigranen Denkarbeit opfern, sich als zwar politisch Mächtige, doch der von ihnen selbst gepriesenen Theorie wegen als Deppen öffentlich vorführen lassen, als Nobodys, unfähig zur Entwicklung der marxistisch-leninistischen Theorie, der, wie Stalin sie nannte, »Weltanschauung der Partei« (*ihrer!* Partei), einen persönlichen Beitrag leisten zu können? Ein solches Ansinnen war für sie weder bildungsmäßig einsehbar noch politisch wie sozial akzeptabel. Am 23. Dezember 1950 wurde mit Hollitschers Vorlesungen zur Naturphilosophie im Haus des Kulturbundes in der Berliner Jägerstraße in einer Debatte, die von 10 bis 18.30 Uhr währte, gründlich abgerechnet.<sup>75</sup> Für den damals knapp 40jährigen Hollitscher muss dies geradezu ein Schockerlebnis gewesen sein.

Die Debatte, eingeleitet und geleitet von Kurt Hager, Leiter der Abteilung Propaganda im ZK der SED, richtete sich massiv gegen das von Hollitscher zum Druck vorgelegte Manuskript seiner damaligen Gesamtsicht der

75 Siehe Protokoll der philosophischen Diskussion über das Buch des Gen. Hollitscher »Naturphilosophie« am 23. Dezember 1950, 10 Uhr, im Clubhaus Jägerstraße. In: Hollitscher: Vorlesungen zur Dialektik der Natur. S. 371–421.

Naturwissenschaft. Es war aber der Urtyp aller seiner späteren Bemühungen in dieser Frage. Der vorgelegte Text war, wie alle späteren, zuvörderst um eine populärwissenschaftliche Mitteilung bemüht, allerdings eine, die philosophisch, politisch und ideologisch engagiert war, keinen Zweifel an dem marxistischen und kommunistischen Standort seines Verfassers ließ. Die knapp 30 Teilnehmer waren überwiegend naturwissenschaftliche Laien. Lediglich Gerhard Harig, Robert Havemann, Georg Klaus, Hermann Ley und Robert Rompe konnten machen eine Ausnahmen.

Nicht wenige der Anwesenden dürften Hollitschers Text weder verstanden haben noch hatten sie jemals über Typen und Kriterien einer wissenschaftlich haltbaren Popularisierung von Texten näher nachgedacht. Dennoch war die Verständlichkeit der ihnen von Hollitscher gebotenen Lektüre das einleitende Thema der Debatte. Dabei wurde Hollitschers Annahme, eine marxistische Naturphilosophie geboten zu haben (und nicht, was weit mehr der Fall war, eine um Popularität bemühte Gesamtsicht der Naturwissenschaft), von den Anwesenden für bare Münze genommen und somit ihrer Kritik Tür und Tor geöffnet. Als erstes hielt man ihm entgegen: Marxismus als »Weltanschauung der Arbeiterklasse« muss immer verständlich sein, wobei »Verständlichsein« als ein absoluter Wert behandelt wurde. Verständlichkeit so gesehen sei aber mit dem vorgelegten Text offensichtlich nicht gegeben. Hager beklagte, er habe »ganze Passagen« der Vorlage erst nach »drei bis viermaligem Lesen verstanden«. Es wurden nun alle möglichen Personengruppen aufgeführt, die das Manuskript nicht verstanden hätten oder haben könnten: FDJ-Studenten beispielsweise oder *die* Arbeiterklasse und *die* Volksmassen schlechthin. Hanna Wolf verwies unter anderem auf Schüler der Parteihochschule, die selbst nach zweijährigem Studium mit dem Text nichts anzufangen gewusst hätten.

Schon in dem einleitenden Abschnitt der Debatte wurde einer der Irrtümer deutlich, die noch Jahrzehnte später das Niveau philosophischer Forschung in der DDR behinderten. Keiner der Anwesenden begriff die »*Verständlichkeit eines Textes*« als etwas, das nicht allein von dem Text sondern auch von dem Bildungsniveau der Rezipienten abhängig ist. Niemand monierte, dass die Forderung nach absoluter und ausnahmsloser Allgemeinverständlichkeit des Marxismus eigentlich das Todesurteil für seine Wissenschaftlichkeit bedeuten muss. Denn welcher neue Gedanke könnte anders als ein vorerst esoterischer zustande kommen und zunächst nur in einer für Außenstehende schwer verständlichen »Laborsprache« der Forschenden existent sein?

Hollitscher suche, kritisierte Hager weiter, »eine Überfülle neuer Wort-ungetüme in die marxistische Terminologie« einzuführen: »Gegenwarts-voreingenommenheit«, »Wirkungsbeziehungen«, »Plausibilität«, »Gesell-schaftszweckmäßigkeit« etc. Er »kommerzialisiere« die Sprache, wenn er von dem »Betrieb der Naturphilosophie«, dem »Fachbetrieb der Naturwis-senschaften«, dem »Betrieb der theoretischen Physik«, dem »Geschäft des Beschreibens« und anderem berichte. Seine Sprache sei »schwerfällig«, »ge-schraubt«, »nebelhaft«. Das sei nur Ausdruck dessen, dass Hollitscher in einer Reihe von Fragen selbst nicht »klar« sehe. Damit war man in einem den meisten Anwesenden vertrauten Milieu angelangt.

Nun ging es darum, wie Hager formulierte, »ob der Verfasser es verstan-den habe, die Weltanschauung unserer Partei richtig darzulegen und allseitig zu entwickeln«, ob er, wie Ernst Hoffmann sagte, den dialektischen Materia-lismus in seiner »Reinheit« biete, die Klassiker des Marxismus-Leninismus »richtig« studiert und verstanden habe. Was war damit gemeint? Hanna Wolf warf Hollitscher vor, dass er nach neuen Lösungen suche, wo es doch nur darauf ankomme, die Klassiker des Marxismus-Leninismus zutreffend zu interpretieren. Er strebe, wie auch Leo Kofler, Georg Klaus oder Klaus Zweiling danach, »Amerika neu zu entdecken«. Dem Manuskript fehle es an »kämpferischer Auseinandersetzung« mit der bürgerlichen Ideologie, mo-nierte Hager. Vielmehr »schmuggele« es deren Gedanken ein, sei also »ob-jektivistisch«. Hollitscher verbeuge sich vor der »bürgerlichen Wissen-schaft«, traue ihr sogar noch neue Erkenntnisse zu. Beispielsweise würdige er zu Unrecht Norbert Wiener und die Kybernetik, da beide die Relation Einzelnes–Allgemeines nicht besser als die bisherige Gesellschaftswissen-schaft darbieten würden. Wenn Hollitscher der Naturwissenschaft den Ge-brauch von Zeichen nachsage, so sei dies nach Lenin eine reaktionäre Unter-stellung. Wolfgang Harich sah in der Behauptung Hollitschers, dass es schachspielende Maschinen geben könne, »einen ganz krassen Fall von mechanistischer Vorstellungsweise«.

Als wichtige Ursache für diese »Schwächen« machten insbesondere Ernst Hoffmann, aber auch Ley, Klaus, Havemann den Einfluss des Wiener Kreises und der englischen Wissenschaftler-Linken auf Walter Hollitscher verantwortlich. Mit anderen Worten: Hollitscher wich von den insbesondere durch Stalin gesetzten Normen philosophischer Darbietungen in Sprache, Inhalt und Methode deutlich ab. Sein Buch durfte nicht erscheinen.

Niemand, es wäre vor allem Hagers wissenschaftspolitische Aufgabe ge-wesen, unterzog sich der Mühe, Hollitscher und sein Manuskript einmal aus der Sicht der an die ostdeutschen Marxisten gestellten Aufgaben zu

durchdenken. Verfügte er nicht über wissenschaftlich wichtige, damals durch keinen DDR-Philosophen kompensierbare Einsichten, Fähigkeiten und Erfahrungen? Man vermochte sich damals offensichtlich in der SED-Führung die DDR-Philosophie nur als eine Ansammlung von Gleich-Wisenden, Gleich-Denkenden, Gleich-Gehorchenden vorzustellen. Jede Abweichung von dem verlangten Durchschnitt galt als suspekt.

Um sich dagegen zu wehren und durchzusetzen, musste man über die Robustheit eines Georg Klaus verfügen. Die besaß, wie bereits bemerkt, Hollitscher nicht, Er war »einsichtig«, suchte auf stille und unmerkliche Weise seinen Weg weiter zu gehen. Seine völlig ungerechtfertigte Vertreibung aus der DDR im Frühjahr 1953 hat allerdings die Mächtigen in der DDR nach dem XX. Parteitag der KPdSU im Jahre 1956 ihm gegenüber Nachsicht walten lassen. Nie wieder gab es in der DDR eine politisch-ideologische Debatte um Hollitscher. Noch weniger als bisher hat Hollitscher aber auch eigene Standpunkte mit einer Polemik gegenüber anderen Marxisten durchzusetzen gesucht. Ruhe verschaffte ihm auch, daß er im Titel seiner späteren Darstellungen des Wissenschaftsspektrums nicht weiter auf ein philosophisch gemeintes Werk verwies. Hollitscher fand nun zu einer Gesamtdarstellung der Naturwissenschaft, in der das popularisierende Anliegen stärker als 1949/1950 dominierte, dagegen philosophisch-ideologische Kritik nahezu ausschließlich den bürgerlichen Positionen galt, die dem Realsozialismus oder dem Marxismus-Leninismus schädlich schienen. So hatte Hollitscher eine gegenüber persönlichen Angriffen sichere Nische im Realsozialismus gefunden, die er sich als Kommunist so gewiss nie gewünscht hatte.

Einem Professor gegenüber, der zu allen philosophischen und politischen Ungereimtheiten in der DDR öffentlich und weitgehend auch privat schwieg, verhielt sich die SED-Parteiführung nicht nur gnädig, sondern – allerdings erst nach der sogenannten »Wende« in der DDR – reumütig. Jedenfalls bekannte Kurt Hager in seinen 1996 erschienenen »Erinnerungen«: »Ein Meinungsstreit wurde unter meiner Leitung auch zu dem Manuskript ›Naturphilosophie‹ des österreichischen Philosophen Walter Hollitscher geführt. Diese Vorlesungen zur Einführung in die Naturdialektik wiesen nach Ansicht der Versammelten Einflüsse der Wiener Schule des logischen Positivismus auf. Zugleich waren sie jedoch auch ein Versuch, aus den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft Schlussfolgerungen für die Theorie der Dialektik zu ziehen. Auch in diesem Fall plädierten wir nicht für eine Veröffentlichung [...] Es war sicher ein Fehler, [...] [das Werk von] Hollitscher nicht

zu drucken«. Es hätte trotz seiner »Schwächen vor allem bei Naturwissenschaftlern Interesse an der Dialektik der Natur geweckt«<sup>76</sup>.

Wie berechtigt es war, wenn Hager in der Nach-Wende-Zeit diese vertane politische Chance bereute, zeigt die Tatsache, dass Hollitscher zumindest einen international hervorragenden Fachwissenschaftler für seine Art des Denkens und Debattierens gewinnen konnte, ohne dass dieser ihm inhaltlich in wesentlichen Fragen gefolgt wäre: Paul Feyerabend (1924–1994). Feyerabend bekannte sich stolz als Schüler des Marxisten und Kommunisten Hollitscher. Dass ein vorwiegend populärwissenschaftlich tätiger Autor und Forscher sich dazu bekennende Schüler gewinnen kann, ist wissenschaftsgeschichtlich gewiss ein seltener Fall. In seinem Buch »Erkenntnis für freie Menschen« schrieb Feyerabend, dass Hollitscher ihm »ein Lehrer und später einer meiner besten Freunde wurde. Als ich mit Hollitscher zu diskutieren begann, war ich ein hirnloser (wenn auch nicht wortloser) Positivist.«<sup>77</sup> An anderer Stelle bemerkte Feyerabend: »Hollitscher hatte kein Argument, das den Gegner Schritt für Schritt vom Positivismus in den Realismus geführt hätte. Ein solches Argument wäre ihm als der Gipfel philosophischer Einfalt erschienen. Er entwickelte den realistischen Standpunkt, zeigte, wie er mit der Praxis der Wissenschaft und dem Alltagsdenken verbunden war, und tat dasselbe mit dem Positivismus.«<sup>78</sup> Auf Hollitscher als einen seiner Lehrer berief sich auch der Berliner Physiko-Chemiker Werner Haberditzl.<sup>79</sup>

Damit erfüllte sich ein Herzenswunsch Hollitschers, den er seit seiner Studentenzeit gehegt hatte: eigene Schüler zu haben. Im März 1936 berichtete der knapp 25jährige seinem Lehrer Neurath: Zum II. Internationalen Kongress für Einheit der Wissenschaft, der im Juni 1936 in Kopenhagen stattfindet, werde auch eine Frau Dr. Käthe Steinhardt (geb. Straus) mitkommen, die über Aspekte der biologischen Begriffsbildung sprechen wolle. Frau Dr. Steinhardt sei, fuhr Hollitscher in seinem Brief an Neurath fort, »was ich Ihnen unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mitteile, meine Schülerin (seit fast zwei Jahren)«. Sie möchte dort auch einen Vortrag

76 Kurt Hager: *Erinnerungen*. Berlin 1996. S. 135f.

77 Paul Feyerabend: *Erkenntnis für freie Menschen*. Veränderte Ausg. Frankfurt am Main 1980. S. 222f. (Edition Suhrkamp. Bd. 1010).

78 Paul Feyerabend: *Der wissenschaftstheoretische Realismus und die Autorität der Wissenschaften*. In: Goller, Oberkofler: *Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941)*. S. 134f. – Siehe auch Paul Feyerabend: *Zeitverschwendung*. Übers. von Joachim Jung. Frankfurt am Main 1994. S. 100ff.

79 Siehe Goller, Oberkofler: *Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941)*. S. 134f.

halten »(für dessen Brauchbarkeit meine daran unmittelbar beteiligte Lehrerschaft Ihnen hoffentlich eine hinreichende Garantie bietet)«. Nur konnte diesem Lehrer–Schüler-Verhältnis keine nennenswerte Zukunft beschieden sein. Frau Dr. Steinhardt, die gleichfalls bei Schlick promoviert hatte, war damals bereits 42 Jahre alt, ihr »Lehrer« also 17 Jahre jünger.<sup>80</sup>

Zum Schluss noch eine Bemerkung zu der Konferenz, welche die Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen für das kommende Jahr plant und die gleichermaßen Walter Hollitscher und Gerhard Harig gelten soll. Das lässt über Gemeinsamkeiten nachdenken, die zwischen beiden bestehen. Der Hinweis, dass beide naturwissenschaftlich gebildet waren und bereits in den Jahren ihrer akademischen Ausbildung, die vor der faschistischen Herrschaft lag, sich zur kommunistischen Partei bekannten, in ihren Reihen organisiert waren, liegt auf der Hand. Beide wurden vom Faschismus verfolgt; beide flohen in das Exil, Hollitscher nach England und Harig in die Sowjetunion. Vor allem Harig hat die sogenannte Stalin-Zeit übel mitgespielt, obwohl diesbezüglich noch längst nicht alles quellenmäßig geklärt ist. Wie Hollitscher hat auch Harig über das ihm von den eigenen Genossen angetane Unrecht in der Öffentlichkeit geschwiegen – der »großen Sache« wegen. Doch sie verehrten auch gemeinsame Vorbilder: die englischen Wissenschaftler-Linken und einen ihrer geistigen Urheber: Boris Hessen. Wir sollten also auch diesen Gemeinsamkeiten 2002 in Leipzig die gebührende Beachtung schenken.

80 Siehe Hollitscher an Neurath, 3. März 1936. Ebenda. S. 166.

RUDOLF ROCHHAUSEN

## Wissenschafts- und Technikentwicklung im Spannungsfeld zwischen Ratio und Vernunft

Der Zusammenarbeit zwischen Naturwissenschaftlern und marxistischen Philosophen widmete Gerhard Harig größte Aufmerksamkeit. Ich habe viele Jahre mit ihm zusammengearbeitet und weiß, wie sehr er ein festes Bündnis und eine für beide Seiten fruchtbare Zusammenarbeit anstrebte. Das Internationale Symposium über Naturwissenschaften und Philosophie anlässlich der 550-Jahr-Feier (am 8. Oktober 1959) der Karl-Marx-Universität Leipzig, war im wesentlichen seine Idee. Ich war damals als Sekretär des Symposiums eingesetzt und kenne ihn deshalb aus der unmittelbaren Zusammenarbeit. In seinem einleitenden Vortrag betonte er: »Die Themenstellungen müßten in dem Sinne aktualisiert werden, daß sie geradewegs die brennenden Probleme aufgreifen und wir uns unmittelbar an ihrer Erklärung beteiligen.«<sup>1</sup> Das ist ein Gedanke, der heute große Aktualität besitzt.

In der Gegenwart ist unsere Zeit geprägt durch eine unglaublich rasante Entwicklung von Wissenschaft und Technik. Es zeichnen sich drei Revolutionen ab, die wesentlich das gesellschaftliche Sein bestimmen: erstens *die Quantenrevolution*, zweitens die Computerrevolution und drittens die biogenetische Revolution.

Den Startschuss für die Computerrevolution, sowie die Umwälzungen in der Molekularbiologie hat die Quantentheorie ausgelöst. Sie ermöglichte eine fast vollständige Beschreibung der Materie. So fließt beispielsweise der elektrische Strom auf der Grundlage der Bewegung der Elektronen. Überraschend ist, dass scheinbar *Blasen* entstehen, das heißt *leere Elektronenzustände*. Durch die Bewegung der scheinbar gestörten Ströme kann ein

1 Gerhard Harig: Der dialektische Materialismus und die moderne Naturwissenschaft. In: Naturwissenschaft und Philosophie. Beiträge zum Internationalen Symposium anlässlich der 550-Jahr-Feier der Karl-Marx-Universität Leipzig. Hrsg. von Gerhard Harig und Josef Schleifstein. Berlin 1960. S. 11. – Wiederveröffentlicht in Gerhard Harig: Ausgewählte philosophische Schriften 1934–1959. Hrsg. von Gottfried Handel et al. Leipzig 1973. S. 97–106.

Transistor winzige elektrische Signale verstärken. Das ist einer der Faktoren, die die Computerrevolution anregten. Heute haben viele Millionen Transistoren auf einem Fingernagel Platz.

Die Leistungsfähigkeit der Computer von 1950 bis heute hat um einen Faktor von zehn Milliarden zugenommen! Das ist einmalig in der Geschichte der Entwicklung von Wissenschaft und Technik. Überhaupt kein Vergleich mit der Energieentwicklung vom Dieselmotor zum schnellen Brüter. Der Mitbegründer der Firma INTEL, Gordon Moore, leitet aus diesem explosionsartigen Wachstum sein nach ihm benanntes Gesetz ab (Mooresches Gesetz 1965). Dieses Gesetz ermöglichte eine Voraussage der Entwicklung der Computertechnik für die kommenden 20 Jahre. Es besagt, dass sich die Computerleistung alle 18 Monate verdoppelt. Bis Mitte der 1980er Jahre hat es ungefähr gestimmt, doch bald erwies es sich nach Michio Kaku als ein »trügerisches Gesetz, denn unser Gehirn denkt nicht exponentiell, sondern linear«<sup>2</sup>. Die Verdopplungszeit verkürzte sich nämlich ständig. Heute sind es nur noch neun Monate.

Mark Weiser – er gehört zur Elite der Computerexperten – schreibt: »Langfristig werden PC und Workstation verschwinden, weil überall Zugang zu Rechenleistungen besteht: In den Wänden, am Handgelenk und in Notizcomputern, die überall herumliegen, so dass man bei Bedarf auf sie zugreifen kann«<sup>3</sup>.

In der Molekularbiologie hat die in der Physik bewährte Methode der Reduktion es möglich gemacht, im genetischen Code wie in einem Buch zu lesen. Durch die biomolekulare Revolution »werden wir über die fast gottgleiche Fähigkeit verfügen, das Leben nahezu beliebig zu manipulieren!«<sup>4</sup>

Die drei Revolutionen beeinflussen sich gegenseitig.

Denkt man an die verschiedenen Problemfelder verschiedener Wissenschaftsgebiete – an die Quantentheorie der Materie – heute präzisiert als Theorie der Superstrings, an die Selbstorganisation des Universums, an die uralten Schwarzen Löcher (Stephen W. Hawkins), an die Entschlüsselung

- 2 Michio Kaku: Zukunftsvisionen. Wie Wissenschaft und Technik des 21. Jahrhunderts unser Leben revolutionieren. München 1998. S. 43. – Michio Kaku hat unter anderem Einführungen in die Quantentheorie und in die Theorie der »Superstrings« verfasst. In den USA und weltweit gehört er zu den herausragendsten Vertretern der modernen Physik.
- 3 Mark Weiser: The Computer in the 21st Century. New York. S. 76. – Weiser ist Leiter des Labors für Computer-Technik PARC (*Palo Alto Research Center*). Firma XEROX.
- 4 Kaku: Zukunftsvisionen. S. 20.

des menschlichen Genoms etc., dann stellt sich die Frage: Gibt es überhaupt noch etwas zu entdecken?

Ausgerechnet ein Physiker, John Horgan, schreibt, dass man sich mit der Wahrscheinlichkeit abfinden müsste »daß das große Zeitalter der wissenschaftlichen Entdeckungen vorüber ist [...] Weitere Forschungen werden möglicherweise zu keinen bedeutenden Entdeckungen oder Umwälzungen mehr führen, sondern nur noch ›sinkende Grenzerträge‹ abwerfen«<sup>5</sup>. Das erinnert mich an einen großen Physiker des 19. Jahrhunderts – Ludwig Boltzmann. Zu ihm kam in den 1870er Jahren ein junger Mann, der bei ihm Physik studieren wollte. Boltzmann soll zu ihm etwa folgendes gesagt haben: »Ich würde ihnen abraten, Physik zu studieren, denn diese Wissenschaft ist in sich abgeschlossen. Alle Gesetze sind bekannt und es gibt keine Probleme mehr. Beginnen sie ein Studium der Chemie oder Biologie!« Der junge Mann studierte trotzdem Physik – bei Boltzmann. Es war Max Planck. 1905 entwickelte er das nach ihm benannte Wirkungsquantum – die Umwandlung eines Elektronen Zwillingspaares in einen G-Strahl. Das war der Beginn eines neuen Wissenschaftsgebietes – die Quantenmechanik.

Der Physik-Nobelpreisträger Sheldon Glashow versucht es mit einer anderen Version. Er erzählt die humorvolle Geschichte eines Außerirdischen namens Arthur, der zum ersten Mal mit Erdbewohnern zusammentrifft.

»Arthur ist ein intelligenter Außerirdischer von einem weit entfernten Planeten. Er kommt auf den Washington Square in New York und sieht wie zwei komische alte Männer Schach spielen. Der neugierige Arthur nimmt sich zweierlei vor: er will 1. Die Spielregeln kennen lernen und 2. Großmeister werden. Sorgfältig beobachtet er die Züge, und nach einiger Zeit kann er die Spielregeln nachvollziehen: Er weiß jetzt wie die Bauern ziehen, wie die Dame den Läufer schlägt und wie verletzlich der König ist. Aber daß Arthur die Regeln kennt, *heißt noch nicht, daß er Großmeister ist.*« Glashow fügt hinzu »Beide Vorhaben sind wichtig – das eine ist eher bedeutsam, das andere eher grundlegend, beide stellen gewaltige Herausforderungen für den menschlichen Geist dar.«<sup>6</sup>

Die Wissenschaft hat viele Grundgesetze endgültig erkannt und jede Problemlösung wirft neue Probleme auf, die noch nicht erkannt sind. Von einem »Großmeister« sind wir noch sehr weit entfernt. Wir sind noch keine

5 John Horgan: An den Grenzen des Wissens. Siegeszug und Dilemma der Naturwissenschaften. Aus dem Amerikan. von Thorsten Schmidt. München 1997. S. 17.

6 Sheldon Glashow, Leon Lederman: The SSC: A Machine for the Nineties. In: Physics Today. Woodbury, NY. Jg. 38. 1985. Nr. 3. S. 332.

meisterhaften Lenker der natürlichen Prozesse. Das Ende des 20. Jahrhunderts brachte die erste große Wissenschaftsentwicklung zum Abschluss. Sie hat die wirklich spannende Epoche der nächsten Zeit eröffnet. Dazu Michio Kaku: »Wir befinden uns jetzt im Übergang vom *Schachamateur* zum *Großmeister*, vom Beobachter zum Lenker der Natur.«<sup>7</sup>

Aus dem Gesagten entstehen sofort Fragen: *Erstens*: Wohin geht die Forschung? Wohin entwickelt sich die Wissenschaft? *Zweitens*: Welche Beziehungen bestehen zwischen *Verstand* und *Vernunft*? Damit wären beim Thema meines Beitrages angelangt. Zu *erstens* wäre zu sagen: Wir wissen es nicht. Das *Woher?* in der Forschung ist klar, das *Wohin?* kaum. Wirkliche Forschung ist immer ein Wagnis. Sie ist undurchschaubar und unberechenbar<sup>8</sup>, und zwar in dem Sinne, dass sie nicht weiß – jedenfalls nicht von vornherein und in voller Klarheit und Bestimmtheit – wie sie fortschreiten wird. Außerdem kann sie nicht mit prognostischer Sicherheit sagen, wo sie ankommen wird. Niklas Rescher schreibt: »Es ist grundsätzlich unmöglich, irgendwelche sicheren Schlüsse von einer Gestalt der Wissenschaft zu einer wesentlich anderen Zeit zu ziehen.«<sup>9</sup>

So war es beispielsweise nicht möglich, die Mikroelektronik in den 1950er Jahren vorauszusagen. In der utopischen Literatur der damaligen Zeit, ich denke an den Autor Stanislaw Lem, konnte es passieren, dass ein menschenähnlicher Roboter mitten in seiner Arbeit stehen bleibt – Ursache: eine Röhre funktionierte nicht mehr. Der Raumfahrtwissenschaftler Dandrigde M. Cole (USA) behauptet nach den Erfolgen der Raumfahrt der 1950er Jahre: »Bereits in den 80er Jahren sind bemannte Raumschiffe zum Mars möglich und im Jahre 2000 werden 50 000 t Raumschiffe mit Atomantrieb 10 000 Menschen zu fernen Welteninseln befördern können.«<sup>10</sup>

7 Michio Kaku: Zukunftsvisionen. S. 23.

8 Siehe Jürgen Mittelstraß: Leonardo-Welt. Über Wissenschaft, Forschung und Verantwortung. Frankfurt am Main 1992. S. 48 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. Bd. 1042).

9 Nicholas Rescher: Die Grenzen der Wissenschaft. Aus dem Engl. übers. von Kai Puntel. Einl. von Lorenz Bruno. Stuttgart 1985. S. 167 (Reclam Universal-Bibliothek. Nr. 8095).

10 Rudolf Rochhausen: Begrüßung. In: Rohrbacher Kreis der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen: VII. Interdisziplinäres Gespräch. Nachhaltigkeit, Wissenschaftsethik und Globalisierung (Dahlen, Mai 2000). Berlin 2001. S. 3 (Rosa-Luxemburg-Stiftung Berlin. Manuskripte. H. 17).

Zur zweiten *zentralen Frage*: Alle Theorienbildung und -entwicklung im Rahmen von Wissenschaft und Technik sind eindeutig mit der *Ratio* verbunden. Wie steht es aber mit der *Vernunft*? Ist Vernunft mit Verstand gleichzusetzen, oder besteht ein Unterschied?

In der Antike steht die *metaphysische* oder kosmologische Vernunft im Mittelpunkt des Denkens. Ihr Prinzip besteht darin, der Welt *Sinn, Struktur* und *Ordnung* zu verleihen. Sie ist also primär ein ordnendes Prinzip (logos). Als Ordnungsprinzip, das auch im Menschen waltet, hat es neben einem kosmologischen auch einen epistemologischen, also auf Wissen beruhenden Status und zwar als Grund möglicher Welterkenntnis. In verschiedenen Varianten findet sich der kosmologisch-metaphysische Vernunft-Begriff in der antiken Philosophie – Anaxagoras, Heraklit, Platon, Aristoteles. In der mittelalterlichen Philosophie gilt die Vernunft als Vermögen »übersinnlicher Erkenntnis« (Augustinus). Dieses Vermögen wird oft als »intellectus« bezeichnet und vom begrifflich-schließenden Denken unterschieden. Nach Thomas von Aquino bezieht sich der »intellectus« auf die unmittelbare Erfassung der Wahrheiten, während die Ratio auf das diskursive schließende Ermitteln von Wahrheiten gerichtet ist. Diese Auffassung hatte bis Ende des 18. Jahrhunderts Gültigkeit

Erst Immanuel Kant kritisiert den Standpunkt einer Trennung der Vernunft vom menschlichen Erkennen. Die Vernunft sei vielmehr mit der menschlichen Erkenntnis verbunden. Er unterscheidet zwischen *theoretischer* und *praktischer Vernunft*. *Theoretische Vernunft* wird mit begründeter allgemeiner Erkenntnis gleichgesetzt und steht im Gegensatz zum bloßen Glauben. Damit ist die theoretische Vernunft dem Verstand übergeordnet und zwar als ein höheres Erkenntnisvermögen beziehungsweise das oberste Denk- und Erkenntnisprinzip des Menschen. Während der Verstand an ein sinnlich Gegebenes – Empirisches, Aposteriorisches – gebunden ist, strebt die Vernunft nach apriorischer Erkenntnis.<sup>11</sup> *Reine Vernunft* ist ein Erkenntnisvermögen, das von jedem sinnlichen Inhalt gereinigt ist. *Die praktische Vernunft* ist das Vermögen allgemeine ethische Prinzipien aufzustellen, nach denen der menschliche Wille die Handlungen ausrichten soll.

11 Siehe Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft. Text der Ausgabe von 1781 mit Beifügung sämtl. Abweichungen der Ausg. 1787. Hrsg. von Karl Kehrbach. Leipzig o. J. S. 13f. – Kant schreibt: »Sofern Vernunft sein soll, so muß dabei etwas a priori erkannt werden. Mathematik und Physik sind die beiden theoretischen Erkenntnisse der Vernunft, welche ihre Objekte *a priori* bestimmen sollen, die ersten ganz rein, die zweiten wenigstens zum Teil rein, dann aber auch nach Maßgabe anderer Erkenntnisquellen als der Vernunft.«

Ausgangspunkt bei Georg Wilhelm Friedrich Hegel ist die Auffassung, dass das »Selbstbewußtsein Vernunft ist«<sup>12</sup>. Aber mit dieser Begründung »sanktioniert die Vernunft die Wahrheit der anderen Gewißheit«. Das Andere ist »Gegenstand und Wesen, und Ich trete als Wirklichkeit neben es.«<sup>13</sup> Das Wesensmerkmal der Vernunft besteht deshalb darin, dass sie sich historisch entfaltet. Dabei ist das Ziel der Geschichte die Entwicklung der menschlichen Vernunft. Sie ist Geist und ihr Werden besteht darin, dass sie an der universellen Vernunft teil hat, und deshalb eine Übereinstimmung stattfinden kann. In Hegels Philosophie wird damit die Überzeugung hervorgehoben, dass die Vernunft eine Kraft darstellt, die von nichts mehr abhängig ist und keine Autorität auf Erden oder im Himmel einen anderen Maßstab des Richtens besitzt. Maximilien de Robespierre konnte noch am 7. Mai 1794 kurz vor seiner Hinrichtung erklären: »Alle Erdichtungen schwinden vor der Wahrheit dahin, und alle Narrheit zerfällt vor der Vernunft.« Während Kant theoretische und praktische Vernunft trennt, betonen Hegel, Schelling und Fichte ihre Einheit.

In der Philosophie des 20. Jahrhunderts werden die Probleme der praktischen Vernunft hauptsächlich im Zusammenhang mit der Frage diskutiert, inwiefern handlungsanleitende Aussagen überhaupt möglich sind, und ob ethische Aussagen einen Wahrheitswert besitzen. Von den Vertretern der Frankfurter Schule Horkheimer und Adorno wird der Begriff der *instrumentellen Vernunft* geprägt.<sup>14</sup> Vernünftig wird identifiziert mit dem Gesichtspunkt der Beherrschung und technischen Verfügbarkeit über die Natur sowie des Menschen. Diese Orientierung anhand der instrumentellen Vernunft führt nach Horkheimer und Adorno zur totalen Herrschaft über die Natur und die Menschen und damit zur *Barbarei*. Jürgen Habermas stellt der instrumentellen Vernunft den Begriff der *Kommunikativen Vernunft* entgegen. Die gemeinschaftliche Kommunikation ist der Ort der Vernunft. Solange diskutiert wird, bewegen wir uns im Rahmen der Vernunft, wird aber das Gespräch abgebrochen, können der Gewalt und Willkür Tür und Tor geöffnet

12 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe. Begründet von Georg Lasson. In neuer Anordnung und Bearbeitung hrsg. von Johannes Hoffmeister. Bd. 2: Phänomenologie des Geistes. Nach dem Texte der Original-Ausgabe hrsg. von Johannes Hoffmeister. 5. Aufl. Leipzig 1949. S. 176.

13 Ebenda. S. 176f.

14 Siehe Theodor W. Adorno, Max Horkheimer: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Amsterdam 1947. S. 145f.

werden.<sup>15</sup> Mit Hilfe der kommunikativen Vernunft versucht Habermas die Bedingungen eines gewaltfreien und auf gegenseitiger Anerkennung beruhenden Diskurses zu untersuchen. Das wirft sofort einige Fragen auf:

*Erstens:* Ist überhaupt eine Verständigung möglich zwischen unterschiedlichen Sprach- und Kulturgemeinschaften innerhalb einer globalen Welt?

*Zweitens:* Können wir mit diesen unterschiedlichen, sich oft widersprechenden und oft gegenseitig infragestellenden Perspektiven, Überzeugungen, Wirklichkeitsverständnissen, die nur im Kontext ihrer Verständnismgemeinschaft ihren Sinn haben, einen auf gegenseitige Anerkennung beruhenden Diskurs führen?

Eine Kommunikation ist nur möglich, wenn Partner unterschiedlicher Kulturgemeinschaften das historisch gewachsene, sehr komplexe Gewebe von Handlungs- und Koordinierungsabläufen etc. des Partners genau kennen. Kenneth J. Gergen bezeichnet dieses komplexe Gewebe als *Erkenntniskern*.<sup>16</sup> Im Zusammenhang mit der Verständigung von Menschen unterschiedlicher Kulturkreise, die im Rahmen der Globalisierung unbedingt notwendig ist, ergeben sich demnach neue Probleme. Treten beispielsweise im Kontext zweier Sprach- und Kulturgemeinschaften Gegenargumentationen auf, dann muss im Diskurs der historisch gewachsene Erkenntniskern beachtet werden. Hier deuten sich Grenzen der Diskurs-Vernunft an. Das Verständnis von Gut und Böse steht auf einmal in Verbindung mit einer Sprachgemeinschaft eines bestimmten Kulturkreises. Zwei Personen, die in gleicher Sprache kommunizieren, aber unterschiedlichen Kulturkreisen angehören, können aneinander vorbeireden. Das kann zu verheerenden Missverständnissen führen. Eine wirkliche Verständigung findet erst dann statt, wenn der »Sender« mit dem Verständniskern des »Empfängers« vertraut ist und umgekehrt. Der Erkenntniskern hat nichts mit einem *Paradigma*<sup>17</sup> zu tun. Letzteres stellt die grundlegende Gedankenkette einer Theorie dar und

15 Siehe Jürgen Habermas: Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: Jürgen Habermas, Niklas Luhmann: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemforschung? Frankfurt am Main 1971. S. 137 (Theorie-Diskussion).

16 Siehe Kenneth J. Gergen: Relational theory and the discourses of power. In: Management and organization: Relational alternatives to individualism. Ed. by Dian Marie Hosking, Hans Peter Dachler and Kenneth J. Gergen. Aldershot 1995. S. 29f.

17 Der Begriff Paradigma wurde zum ersten Mal von Aristoteles verwendet. Er versteht darunter eine relativ selbständige Denkstruktur. Seiner Meinung nach sind unterschiedliche Gedankenketten artikulierbar. Nach Ludwig Wittgenstein ist ein Paradigma eine Bezeichnung für das heuristische Mittel, Erkenntnisse in unterschiedlichen

ist deshalb rational geprägt. Der Erkenntniskern ist aber die Orientierungsbasis für menschliches Denken, Handeln und Empfinden einer Sprach- und Kulturgemeinschaft. Es sind demnach auch Emotionen gefragt.

Heute stehen sich zwei unterschiedliche Auffassungen zur Vernunft gegenüber.

*Erstens:* Vernunft = Rationalität von Wissenschaft und Technik. Vernünftigsein bedeutet, den vielfältigen Rationalitäten zu folgen. Technische Kulturen, moderne Industriegesellschaften sind vernünftig.

*Zweitens:* Vernunft ist nicht mit Ratio identisch, sondern deren Widerpart oder Korrektiv. Damit ist Vernunft nicht eine Eigenschaft technischer Kulturen, sondern ihre Beurteilungsform. Sie steht auf der Seite des Sollens. Damit wird sie philosophisch.<sup>18</sup>

Man könnte weiter ausführen: *Können* und *Sollen* gehen nicht immer zusammen. Im Gegenteil. Es kann ein *gestörtes Verhältnis* entstehen, das die Erde allmählich unbewohnbar macht. Welche von den beiden Seiten hat recht? Kurze Überlegung – Reine technische Kulturen können unmenschlich sein. Ich denke an die Orwell-Welt! Sie sind mit vernünftigen Verhältnissen nicht identisch. Umgekehrt, moderne vernünftige Gesellschaften wären ohne Wissenschafts- und Technikentwicklung verloren, das heißt ihre Vernunft ist nicht ausreichend, um an die Stelle von Wissenschaft und Technik beziehungsweise deren Leistung zu treten. Diese Problematik soll an einem wesentlichen Problem der Forschungsentwicklung untersucht werden, an der *Freiheit* und *Verantwortung des Wissenschaftlers*.

Die Freiheit des Wissenschaftlers äußert sich darin, dass sein Selbstwollen in der Frage der Anwendung spezieller Methoden und theoretischer Überlegungen keinerlei Einschränkung von außen bedarf. Das heißt, dass das Gewollte dem individuellen Willen und zwar auf der Basis realer Möglichkeiten entspricht. Zugleich wird sein Handeln uneingeschränkt und ohne Grenzen auf der Grundlage objektive Gesetze angeleitet.

Aber persönliche Freiheiten sind immer *eingeschränkt* und zwar durch rechtfertigungsbedürftige Zwecke und *Verantwortung*. Freiheit ohne derartige Bedingungen ist *Willkür*. Sie kann demnach aus der Freiheit der Forschung entstehen, wenn die Verantwortung ausgeklammert wird. Wird zum

Bereichen zu gewinnen oder auch zu verhindern. Thomas S. Kuhn verleiht dem Begriff »eine fundamentale forschungsleitende Funktion« und damit einen Bestand gesicherten Wissens, das für eine gewisse Zeit einer Gemeinschaft von Fachleuten Modelle und Lösungen liefert.

18 Siehe Mittelstraß: Leonardo-Welt. S. 121.

Beispiel in einem Wissenschaftssektor unter dem Hinweis auf einem Verlust individueller Freiheit orientiert, wenn die Wissenschaftlerpersönlichkeit nicht tun und lassen kann was ihr beliebt, dann können regelnde Begriffe wie »Rechtfertigung« und »gesellschaftliche Verantwortung« schon als Vokabular der *Unfreiheit* angesehen werden.

In vormodernen Zeiten blieb die vom Menschen bearbeitete Natur stabil. Der Kosmos war das Übergreifende und stand als göttliches Ganzes dem Zugriff des homo faber nicht zur Verfügung. Handlungsfolgen konnte man deshalb gelassen sehen, denn die Umwelt wurde kaum angegriffen. Das Leben ließ sich mit Klugheit, Besonnenheit und bedächtiger Erfahrungsorientierung einigermaßen führen. Plötzlich gilt ein neuer Befund. Die Menschheit ist auf dem Wege sich selbst zu vernichten. Nach Hans Jonas läuft ein Weitergehen auf diesem Weg auf den Selbstmord der Menschheit hinaus. Die Menschheit hat in der Vergangenheit alles unternommen, um mit Hilfe der Technik die Natur zu unterwerfen. Das hat sich radikal geändert. Der Mensch kann – durch genetische Manipulation – sein eigenes Wesen eingreifend modifizieren.

Daraus folgt: *Risiko ist immer Chance und Gefahr zugleich*. Die Chance besteht darin, dass ein angestrebtes Ziel erreicht werden kann, und zwar ein *Erkenntnisgewinn*, der Vorteile für den Menschen bringt. Die Gefahr besteht darin, dass man etwas Existierendes verliert, beschädigt, vernichtet. Ich hatte bereits darauf hingewiesen, dass es zwei unterschiedliche Auffassungen zur Beziehung zwischen Vernunft und Rationalität gibt: Vernunft ist gleich Rationalität, Vernunft ist mit Ratio nicht identisch.

Nach meiner Meinung funktioniert die Vernunft immer auf der Grundlage der Ratio, ohne vollständig in ihr aufzugehen.<sup>19</sup> Vernünftige Technikbewertung müsste deshalb auf interdisziplinärer Zusammenarbeit erfolgen, denn bei einer solchen Bewertung ist eine Klärung von *Sachfragen* eine wesentliche Voraussetzung. Dazu gehört eine *adäquate Sachbeurteilung*. Anders ausgedrückt: der Vertreter einer Wissenschaftsethik müsste den Diskurs mit Experten als Voraussetzung einer Entscheidung benutzen. Er müsste

19 Vernunft ist auch mit »narrativem Wissen« verbunden – siehe Jean-Francois Lyotard: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Hrsg. von Peter Engelmann. 3., unverändert. Neuaufl. der dt. Erstausgabe. Wien 1994 (Edition Passagen. Bd. 7). – Es ist ein Wissen, das über die Bestimmung und Anwendung der durch die Wissenschaft geprägten Erkenntnis hinausgeht. Es bezieht sich auf Kriterien von Gerechtigkeit, Glück, ethischer Weisheit und chromatischer Schönheit, die sich in der Entwicklung von Generationen aus tiefster Vergangenheit bis in die Gegenwart erhalten haben.

selbst in der Lage sein, auf der rationalen Ebene eine wissenschaftlich-technische Leistung zu beurteilen. Dazu gehört allerdings Fachkompetenz.

Die anwendungsorientierte Ethik ist deshalb in eine anwendungsorientierte Vernunft integriert. Die Ethik der Moderne, die im wesentlichen von Immanuel Kant geprägt ist, lässt gutes Handeln auf der Grundlage der Sittengesetze in uns entstehen. Die Sittengesetze sind dem Menschen a priori gegeben, das heißt unabhängig von jeder Erfahrung, als Vermögen angeboren. Nun sind bestimmte Vermögen tatsächlich angeboren. Nicht die Logik als solche ist zum Beispiel angeboren, sondern das Vermögen logisch zu denken.

Nach Kant werden die in uns wirkenden Sittengesetze zur Theorie erhoben. Auf diese Weise entsteht das theoretische System der Ethik. Von diesem System aus erfolgt der Praxisbezug. Die Ethik stellt die praktische Vernunft dar, eben, weil sie praktisch wirksam wird. Er versucht *zuerst* den Inhalt einer Kategorie beziehungsweise eines allgemeinen Sittengesetzes zu formulieren um *danach* den Praxisbezug herzustellen. Seiner Meinung nach muss so gehandelt werden, wie es die Sittengesetze vorschreiben.<sup>20</sup> Abstrakte Kategorien und Sittengesetze werden damit zur Voraussetzung für jedes Verhalten. Sie sind einerseits mehr oder weniger in unserem Bewusstsein integriert (a priori), andererseits aus praktischem Verhalten abgeleitet.

Anders die *anwendungsorientierte Ethik*. Es existiert eine *Akzentverschiebung*: Das konkrete Besondere wirkt auf das Allgemeine zurück, *bevor es unter dieses Allgemeine subsummiert wird*. Es ist demnach ein durch das Besondere verändertes Allgemeines, das auf das Besondere zurückwirkt. Dies zeigt sich in der »Konkretisierung des Allgemeinen«<sup>21</sup>, das heißt das Allgemeine wird verändert durch die besondere Situation eines speziellen Ereignisses. Auf der Ebene des Besonderen muss ein Expertenkollektiv darüber entscheiden, ob die Forschungsergebnisse menschlichen Zwecken – Überwindung von Krankheiten etc. – dienen, oder durch sie die Gefahr

20 Siehe Immanuel Kant: Kritik der praktischen Vernunft. Hrsg. und mit einer Einleitung sowie einem Personen- und Sachregister vers. von Karl Vorländer. 9. Aufl. Leipzig 1929. S. 186 (Philosophische Bibliothek. Bd. 38).

21 Wolfgang Kuhlmann: Diskursethik – Probleme der Begründung und Anwendung. In: Prinzip und Applikation in der praktischen Philosophie. Vorträge der wissenschaftlichen Tagung des Engeren Kreises der Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Deutschland in der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz, 28.9.–30.9.1989. Hrsg. von Thomas Seebohm. Stuttgart 1991. S. 107f. (Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse. Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Jg. 1990. Nr. 8).

antihumaner Praktiken entstehen, die bis zur Vernichtung der Menschheit führen können.

Das gilt auch für die Entwicklung auf dem Gebiet der Humangenetik, der Reproduktionsmedizin, der Keimbahnmanipulierung, der Stammzellen- und Embryonenforschung. Der Mensch braucht sich keinesfalls tatenlos seinem genetischen Schicksal zu fügen, wie das etwa von »Heilslehren« gewollt wird. Dabei ist es gleich, ob eine solche Heilslehre alles was existiert als gewolltes Resultat eines »göttlichen Willens« auffasst, oder ein überholtes Menschenbild herangezogen wird, das auch ein Leben mit *vermeidbarer* Behinderung anerkennt.

Ich komme zum Schluss meiner Ausführungen. Man kann wohl sagen, dass die DDR-Philosophen Hervorragendes in der Zusammenarbeit mit Naturwissenschaftlern geleistet haben. Das beweisen die vielen Publikationen, wissenschaftlichen Tagungen, Seminare etc. auch mit Naturwissenschaftlern und Wissenschaftsphilosophen der damaligen BRD. Interessant ist aber auch, dass auf einem philosophischen Kolloquium zum Thema »Zeit« im März 1994 in Bamberg Naturwissenschaftler die Diskussion bestimmten, nämlich Ilya Prigogine und Humberto Maturana. Keiner der anwesenden Philosophen wagte eine Grundsatzkritik an den philosophischen Auffassungen der beiden Meister.

Um auf den Anfang meiner Darlegungen zurückzukommen – noch ein Gedanke von Gerhard Harig anlässlich des Leipziger Symposiums, vor 43 Jahren geschrieben, »der unbedingte Zusammenhang zwischen Philosophie und Naturwissenschaft gewinnt stets dann aktuelle Bedeutung, wenn die Entdeckung neuer Tatsachen, neuer Zusammenhänge und neuer Gesetzmäßigkeiten zeigt, daß die bis dahin der Naturwissenschaft zugrunde liegenden allgemeinen Begriffe und Theorien nicht mehr ausreichen, um die Naturerscheinungen und ihre Zusammenhänge begrifflich zu erfassen.«<sup>22</sup>

22 Harig: Der dialektische Materialismus und die moderne Naturwissenschaft. S. 13.



## Anschriften der Autoren

Dr. sc. Hannelore Bernhard  
Platz der Vereinten Nationen 3, 10249 Berlin

Prof. Dr. Dorothea Goetz  
Lendelallee 1, 14468 Potsdam / Bornstedt

Prof. Dr. Dr. h.c. Herbert Hörz  
Hirtschulzstraße 13, 12621 Berlin

Prof. Dr. Siegfried Kätzel  
Sosaer Straße 22, 04349 Leipzig

Prof. Dr. Friedhilde Krause  
Rummelsburger Straße 67, 10315 Berlin

Prof. Dr. Hubert Laitko  
Florastraße 39, 13187 Berlin

Prof. Dr. Siegfried Prokop  
An der Wildbahn 12, 16321 Berlin

Prof. Dr. Rudolf Rochhausen  
Siedlung 28, 19057 Schwerin-Lankow

Prof. Dr. Dieter Wittich  
Schulstraße 3–4, 15370 Berlin



## Texte zur Philosophie

*Heft 1:* Eva J. Engel: Moses Mendelssohns Briefwechsel mit Lessing, Abbt und Iselin. Leipzig 1994. 42 S. ISBN 3-929994-30-5. [Enthält: Helmut Seidel: Zum Geleit. S. 5. – Eva J. Engel: Moses Mendelssohns Briefwechsel mit Lessing, Abbt und Iselin. S. 9–34. – Debatten, Kolloquia und Vorträge im Philosophischen Arbeitskreis. S. 37f.] – *Heft 2:* Claus Träger: Johann Gottfried Herder und der Fortschritt als Beförderung der Humanität. Leipzig 1996, 35 S. ISBN 3-929994-30-5. – *Heft 3:* Volker Caysa, Udo Tietz: Das Ethos der Ästhetik. Vom romantischen Antikapitalismus zum Marxismus. Der junge Lukács. Leipzig 1997. 80 S. – *Heft 4:* Rudolf Rochhausen: Die philosophische Strategie von Gottfried Wilhelm Leibniz. Leipzig 1998. 94 S. ISBN 3-932725-71-9. – *Heft 5:* Naturwissenschaftliches Weltbild und Gesellschaftstheorie. Kolloquium am 13. Juni 1998 in Dresden. Leipzig o. J. [1998]. 86 S. ISBN 3-932725-73-5. [Enthält: Vorwort. S. 5f. – Herbert Hörz: Zur gesellschaftstheoretischen Relevanz moderner Naturerkenntnis. S. 7–44. – Alexander Andreeff: Selbstorganisation und Chaos in Natur und Gesellschaft. S. 45–53. – Annette Schlemm: Selbstorganisation, Dialektik und wir. S. 55–64. – Karl-Heinz Kaun: Die Büchse der Pandora. War die Entwicklung der Nuklearwaffen Ende oder Anfang der Verantwortung der Menschheit für die eigene Zukunft? S. 65–74. – Horst Kreschnak: Unsicherheit und Risiko in entscheidungstheoretischen Modellen und Wertefragen. S. 75–84.] – *Heft 6:* Die Aufklärung in der geistigen Auseinandersetzung unserer Tage. Kolloquium am 2. Juni 1999 in Dresden. Leipzig 2000. 100 S. ISBN 3-89819-037-4. [Enthält: Vorwort S. 5. – Helmut Seidel: Aufklärung und die Gegenwart. Zur Kritik der »Dialektik der Aufklärung« von Adorno und Horkheimer. S. 7–21. – Herbert Hörz: Wahrheitssuche und Toleranzgedanke. Aspekte einer neuen Aufklärung. S. 23–51. – Siegfried Wollgast: Die deutsche Frühaufklärung. Grundlagen–Aspekte–Schlußfolgerungen. S. 53–87. – Helmut Seidel: Befreiung aus Dogmen und Unmündigkeit. Philosophiehistorische Reflexionen über das zu Ende gehende Jahrtausend. S. 89–97.] – *Heft 7:* Naturwissenschaftliches Weltbild und Gesellschaftstheorie. Evolution in Natur und Gesellschaft – Gemeinsamkeiten und Gegensätze. Kolloquium am 17. April 1999 in Dresden. Leipzig o. J. (1999). 134 S. ISBN 3-89819-023-4. [Enthält: Vorwort. S. 5. – Karl-Friedrich Wessel: Evolution und Mensch. Die Entwicklung des Individuums. S. 7–40. – Paul Ziesche: Hie Physik – da Geschichte. Parallelen und Gegensätze. S. 41 bis 84. – Rolf Löther: Emergenz und Evolution. S. 85–102. – Annette Schlemm: Utopien nach den Bomben auf Jugoslawien? Philosophische Dialektik im Spannungsfeld zwischen militantem Pessimismus und militantem Optimismus. S. 103–124. – Frank Richter: Pluralität und Evolution. Überlegungen zum Zusammenhang von Evolution und Materialismus. S. 125 bis 132.] – *Heft 8:* Naturwissenschaftliches Weltbild und Gesellschaftstheorie. Information in Natur und Gesellschaft. Kolloquium am 15. April 2000 in Dresden. Leipzig 2000. 94 S. [Enthält: Vorwort. S. 5f. – Hardwin Jungclaussen: Von der Rechentechnik zur Wissenschaft Informatik. S. 7–27. – Gerhard Banse: Chancen und Gefahren der Informationstechnik. S. 29–46. – Frank D. Baldeweg: Information und gesellschaftlicher Fortschritt – Überlegungen zu einer universellen Theorie der menschlichen Gesellschaft. S. 47–56. – Bertram Köhler: Einige Bemerkungen zum Zusammenhang zwischen Entropie und Information in Prozessen der Selbstorganisation und Evolution. S. 57–65. – Frank Richter: Gesellschaftstheoretische

Überlegungen zum Phänomen Informationsgesellschaft. S. 67–73. – Hans-Gert Gräbe: Zur Zukunft der Arbeit. S. 75–83. – Johannes Gildemeister: Über Rückkopplung und Demokratie in unserer Gesellschaft. S. 85–92.] – *Heft 9*: Naturwissenschaftliches Weltbild und Gesellschaftstheorie. Entscheidungen im Spannungsfeld von Naturprozessen und humaner Lebensgestaltung. Kolloquium am 21. April 2001 in Dresden. Leipzig 2001. 126 S. ISBN 3-89819-098-6. [Enthält: Vorwort. S. 5f. – Herbert Hörz: Entscheidungen. Grundlagen–Bedingungen–Bewertung. S. 7–34. – Gerd Friedrich: Entscheidungsprozesse in der Wirtschaft – Erfahrungen und globale Herausforderungen. S. 35–52. – Gerhard Banse: Risiko–Technikfolgenabschätzung–Entscheidung. S. 53–74. – Horst Kreschnak: Der Einfluß von Weltbildern auf Entscheidungsmodelle in jüngster Geschichte und Gegenwart. S. 75–84. – Hans-Gert Gräbe: Emanzipatorische Herausforderungen moderner Technologien – 10 Thesen. S. 85–92. – Frank Richter: Ziele, Kriterien und Wege einer Evolution des Menschen. S. 93–106. – Konrad Haase: Zum Wandel der Funktion von Entscheidungen beim Übergang von der Moderne zur Postmoderne. S. 107–116. – Hardwin Jungclaussen: Entscheidungen im Spannungsfeld zwischen technischem Fortschritt und religiöser Überzeugung. S. 117–123.] – *Heft 10*: Wolfgang Jantzen: Methodologische Aspekte einer postmodernen Ethik. Leipzig 2002. 84 S. ISBN 3-89819-126-5. – *Heft 11*: Naturwissenschaftliches Weltbild und Gesellschaftstheorie. Zeit und Zyklizität in Natur und Gesellschaft. Kolloquium am 20. April 2002 in Dresden. Leipzig 2002. 138 S. ISBN 3-89819-141-9. [Vorwort. S. 5. – Herbert Hörz: Zeit als Existenz- und Lebensform. S. 7–33. – Heinz Kautzleben: Zyklizität und die Geowissenschaften. S. 35–46. – Wolfgang Böhme: Zur Analyse der Zyklizität komplexer Systeme. S. 47–53. – Frank Richter: Zeit als Geschichte. S. 55–74. – Thomas Kuczynski: Die langen Wellen der Konjunktur – große Zyklen oder Folgen von Sättigungsfunktionen. S. 75–83. – Lothar Sprung: Psychologie und Zeit. S. 85–102. – Hardwin Jungclaussen: Die Zeit im Computer und im Gehirn. S. 103–109. – Hans-Georg Geissler: Ultragenauere Zeitzyklen in der menschlichen Informationsverarbeitung. S. 111–135. – Zu den Autoren. S. 136–138.] – *Heft 12*: Zum philosophischen Praxis-Begriff. Die zweite Praxis-Diskussion in der DDR. Leipzig 2002. 192 S. ISBN 3-89819-107-9. [Enthält: Vorwort der Herausgeber. S. 5. – Monika Runge: Rede zur Eröffnung des Kolloquiums »Die zweite Praxis-Diskussion in der DDR«. S. 7f. – I.: Hans-Martin Gerlach: Die Praxis-Diskussion und ihre Stellung in der Geschichte der Philosophie der DDR. Versuch einer Ortsbestimmung auch aus persönlicher Erfahrung. S. 9–16. – Siegfried Kätzel: Erinnerungen an die Erprobung der Praxis-Konzeption in der Lehre. S. 17–22. – Horst Pickert: Bemerkungen zur »zweiten Praxis-Diskussion« in der DDR. S. 23–31. – Helmut Seidel: 35 Jahre danach – Erinnerungen. S. 33–42. – Hans-Christoph Rauh: Die »zweite« Praxis-Diskussion in der DDR. S. 43–62. – II.: Volker Caysa: Vorwort. S. 63–68. – Georg Quaas: Der Ausgangspunkt Marxschen Philosophierens – eine Textanalyse. S. 69–103. – Andreas Eichler: Theorie und Praxis der Kultur im 21. Jahrhundert. S. 105 bis 139. – Horst Müller: Theoretische Wurzeln und Arbeitsaufgaben des Praxiskonzepts. S. 141–164. – Anhang: Helmut Seidel: Thesen zur Habilitationsschrift »Philosophie und Wirklichkeit – Herausbildung und Begründung der marxistischen Philosophie«. S. 165–192.] – *Heft 13*: Naturwissenschaftliches Weltbild und Gesellschaftstheorie. Die Biotechnische Revolution. Naturwissenschaftliche und Gesellschaftstheoretische Aspekte. Kolloquium am 26. April 2003 in Dresden. Leipzig 2003. 124 S. ISBN 3-89819-161-3. [Enthält: Vorwort S. 5f. – Rolf Löhner: Biotechnik–Bioethik–Biopolitik. Versuch einer Übersicht. S. 7–22. – Helmut Böhme: Genetik – Wissenschaft zwischen Fortschritt und Konflikt? S. 23–44. – Ernst Luther: Der Beginn des menschlichen Lebens im Zugriff der Biomedizin. S. 45 bis 73. – Reinhard Mocek: Auf den Spuren der proletarischen Rassenhygiene. S. 75–97. – Frank Richter: Auf der Suche nach Fundamenten – Historischer Materialismus und Biotechnologie. S. 99–122. – Autoren. S. 123f.]